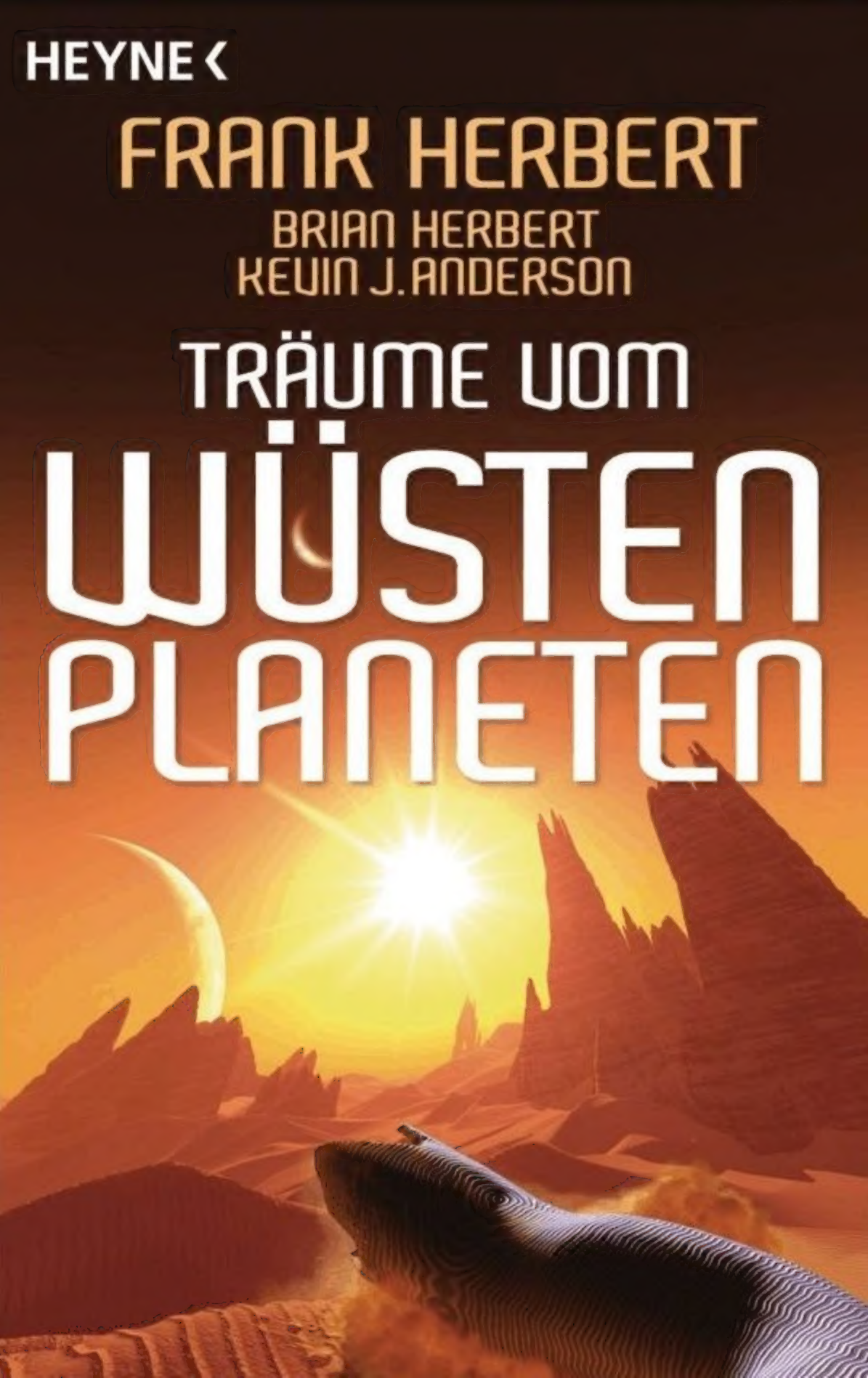
HEYNE

FRANK HERBERT

BRIAN HERBERT
KEVIN J. ANDERSON

TRÄUME VOM WÜSTENPLANETEN



Das Buch

Mit dem »Wüstenplanet«-Zyklus hat Frank Herbert eine Zukunftssaga geschaffen, die den größten Teil unserer Galaxis und einen Zeitraum von Tausenden von Jahren umfasst und in ihrer epischen Wucht und ihrem außerordentlichen Detailreichtum nur mit J. R. R. Tolkiens »Herr der Ringe« zu vergleichen ist. Nach dem Tod des Autors Mitte der 80er Jahre schien diese Saga – zum Bedauern von Millionen von Leserinnen und Lesern rund um die Welt – zu einem Abschluss gekommen zu sein. Doch das Abenteuer geht weiter: In Frank Herberts Nachlass wurden zahllose Notizen, literarische Skizzen und Briefe gefunden, die das »Wüstenplanet«-Universum weiter ausbauen und etliche Geheimnisse dieser faszinierenden Welt lüften – darunter auch eine umfangreiche Erzählung, die ein völlig neues Licht auf Herberts Schöpfung wirft: »Der Gewürzplanet«. Gemeinsam mit dem bekannten Science-Fiction-Autor Kevin J. Anderson hat Frank Herberts Sohn Brian Herbert diese verstreuten Texte zusammengetragen und in einem einzigartigen Band versammelt.

Die Autoren

Frank Herbert wurde 1920 in Tacoma, Washington, geboren. Nach einem Journalismus-Studium arbeitete er unter anderem als Kameramann, Radiomoderator, Dozent und Austerntaucher, bevor ihm Mitte der 60er Jahre mit »Dune« (»Der Wüstenplanet«) der Durchbruch als Schriftsteller gelang, dem Auftakt zum erfolgreichsten Science-Fiction-Zyklus der Literaturgeschichte. Frank Herbert starb im Jahre 1986.
Brian Herbert, der Sohn von Frank Herbert, hat selbst SF-Romane verfasst, darunter den in Zusammenarbeit mit seinem Vater entstandenen »Mann zweier Welten«.
Kevin J. Anderson ist einer der meistgelesenen SF-Autoren unserer Zeit. Zuletzt ist von ihm die gefeierte »Saga der Sieben Sonnen« erschienen.

Eine Liste aller im WILHELM HEYNE VERLAG erschienenen Wüstenplanet-Bücher finden Sie am Ende des Bandes.

FRANK HERBERT
BRIAN HERBERT
KEVIN J. ANDERSON

TRÄUME VOM WÜSTENPLANETEN

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
THE ROAD TO DUNE
Deutsche Übersetzung von Jakob Schmidt

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 10/2009
Redaktion: Bernhard Kempen
Copyright © 2005 by Herbert Properties, LLC
Copyright © 2009 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2009
Umschlagillustration: Chris Moore
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-52331-9

www.heyne-magische-bestseller.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort von Bill Ransom 9
Vorbemerkung von Brian Herbert
und Kevin J. Anderson 18

DER GEWÜRZPLANET

Einleitung 25
Der Gewürzplanet, Erster Teil 29
Der Gewürzplanet, Zweiter Teil 149

DER WEG ZUM WÜSTENPLANETEN

»Sie haben den Wandersand
zum Stillstand gebracht« 315
Die Briefe des Wüstenplaneten 322
Unveröffentlichte Szenen und Kapitel 356
Einleitung 356
Entfernte Szenen und Kapitel
aus *Der Wüstenplanet* 358
Paul und die Ehrwürdige Mutter Mohiam 358
Paul und Thufir Hawat 370
Paul und Gurney Halleck 371
Paul und Dr. Yueh 373
Paul und Herzog Leto Atreides:
Die Raumgilde und die große Konvention 375
Baron Harkonnen und Piter de Vries 379
Von Caladan nach Arrakis 381

Augen, blau in blau 385
Jessica und Dr. Yueh: Das Gewürz 387
Paul und Jessica 390
Flucht vor den Harkonnens:
Mit Duncan und Liet-Kynes
in der Wüstenbasis 396
Die Flucht von Kynes' Wüstenbasis 411
Muad'dib 421
Entfernte Szenen aus
Der Herr des Wüstenplaneten 423
Ursprüngliche Zusammenfassung zur Einleitung
von *Der Herr des Wüstenplaneten* 423
Alia und der Ghola von Duncan-Idaho 428
Der menschliche Distrans 440
Das Ende der Verschwörung 453
Der blinde Paul in der Wüste 459

KURZGESCHICHTEN

Einleitung 475
Das Flüstern der Meere Caladans 477
Harkonnen-Hatz 503
Der Prügel-Mek 544
Gesichter einer Märtyrerin 565

Danksagung 590

Für Beverly Herbert

In der gesamten Geschichte der Literatur gibt es keine anrührendere Würdigung eines Menschen als die drei Seiten, die Frank Herbert in *Die Ordensburg des Wüstenplaneten* über Beverly Herbert schrieb. Er verfasste diesen Roman auf Hawaii, an ihrem Sterbebett. Über seine liebende Ehefrau und seine engste Freundin in mehr als siebenunddreißig Ehejahren erklärte er dort: »Ist es also ein Wunder, dass ich auf die Jahre unseres Zusammenseins mit einem Glücksgefühl zurückschaue, das alles übersteigt, was sich in Worte fassen lässt? Ist es also ein Wunder, dass ich keinen Augenblick unseres Zusammenlebens vergessen möchte oder zu vergessen brauche? Die meisten anderen haben ihr Leben nur am Rande berührt. Ich habe es in allen Einzelheiten geteilt, und alles, was sie tat, hat mich bestärkt. Es wäre für mich nicht möglich gewesen, das zu tun, was die letzten zehn Jahre ihres Lebens an Notwendigem von mir verlangten, was wiederum ihr Kraft verlieh, hätte sie nicht in den vorangegangenen Jahren gegeben, ohne etwas zurückzuhalten. Ich halte dies für mein allergrößtes Glück und mein wunderbarstes Privileg.«

Seine frühere Widmung in *Die Kinder des Wüstenplaneten* verwies auf weitere Dimensionen dieser außergewöhnlichen Frau:

Für Bev:

Aus dem wunderbaren Band unserer Liebe heraus,
und um ihre Schönheit und ihre Weisheit
mit anderen zu teilen, denn sie hat dieses Buch
wahrhaftig inspiriert.

Frank Herbert hat die Figur der Lady Jessica Atreides seiner Frau Beverly Herbert nachempfunden, ebenso wie zahlreiche Aspekte der Bene-Gesserit-Schwesternschaft. Beverly Herbert war seine Gefährtin beim Schreiben, und sie war ihm intellektuell ebenbürtig. Sie war Frank Herberts ganze Welt, seine Muse und – mehr als jeder andere Mensch – seine geistige Führerin auf dem Weg zum Wüstenplaneten.

Vorwort

Frank Herbert hatte mehr Spaß am Leben als jeder andere Mensch, den ich je gekannt habe. Er hat mehr gelacht, mehr gescherzt und mehr geschrieben als jeder andere Autor, dem ich je begegnet bin. Aufgewachsen ist er in einfachen Verhältnissen, gar nicht weit vom Ort meiner Geburt, auf der anderen Seite des Puyallup River. Er liebte die freie Natur und beurteilte Menschen nach ihrer Kreativität und danach, ob sie den Härten des Lebens mit Humor oder mit Verbitterung begegneten. Sein Humor half ihm dabei, harte Zeiten durchzustehen und Freude an ihrer Überwindung zu finden. Frank glaubte, dass es die Verlage waren, die den Schriftstellern das Klischee des brotlosen Künstlers in der Dachkammer aufgedrückt hatten, um mit möglichst geringen Vorauszahlungen davonzukommen. Die einzige Währung, die Frank wirklich anerkannte, war die Zeit, in der er sich kreativ betätigen konnte.

»Die Sache ist die, Ransom«, hat er einmal gesagt, »In der ersten Klasse hat man mehr Zeit zum Schreiben.«

Da er nie zur Angeberei neigte, lebte er so komfortabel, wie es ihm gefiel, aber nicht so extravagant, wie er es sich hätte leisten können. Stets bewahrte er sich eine enge Bindung zur freien Natur. In den Jahren n. D. (»nach *Dune*«) erfreute er sich an neuen schriftstellerischen Abenteuern und daran, anderen zum Erfolg zu verhelfen. Frank bot seinen Mitmenschen Gelegenheiten an, keine Almosen, und erklärte dazu: »Ich helfe einem anderen lieber hoch, als ihm auf die Finger zu treten.« Das erinnert mich an mein Lieblingszitat von Dostojewski: »Gib den

Menschen zu essen, bevor du Tugendhaftigkeit von ihnen verlangst.«

Für Frank fiel alles und jeder in eine von zwei groben Kategorien. Es/er/sie verschaffte ihm entweder mehr Zeit zum Schreiben oder störte ihn dabei. Ich hatte immer ungefähr die gleiche Einstellung. Wir kannten uns über unsere Publikationserfolge, doch aufeinander aufmerksam geworden sind wir vor allem deshalb, weil wir beide aus dem Puyallup Valley kamen, weil unsere Väter beide Gesetzeshüter im gleichen Bezirk waren und weil zwei entfernte Verwandte von uns miteinander verheiratet waren. In den frühen Siebzigern zogen wir beide in der gleichen Woche nach Port Townsend, was wir herausfanden, als die Lokalzeitung Artikel über uns veröffentlichte. Ich wollte Frank endlich persönlich kennenlernen, doch gleichzeitig wollte ich ihm nicht die Zeit stehlen, die er zum Schreiben benötigte. Nur ein paar Jahre zuvor hatte Frank unter einem Pseudonym etwas für *Helix* geschrieben, meine Lieblingsuntergrundzeitschrift aus Seattle. Ich schickte Frank eine Postkarte, die an sein Pseudonym (»H. Bert Frank«) adressiert war und auf der ich erklärte, dass ich immer bis mittags schrieb, mich danach aber gerne mal auf einen Kaffee mit ihm treffen würde. Am nächsten Tag rief er mich um zehn nach zwölf an. »Hallo Ransom. Hier Herbert. Steht unsere Verabredung zum Kaffee?« So war es, und die nächsten fünfzehn Jahre lang trafen wir uns fast jeden Tag zum Kaffeetrinken oder Mittagessen.

Frank war der Meinung, dass Lyrik das ausgezeichnetste Destillat von Sprache ist, ob nun in offener oder geschlossener Form. Gierig verschlang er die zeitgenössischen Gedichte in Literatur- und Kleinstmagazinen, und wenn er sich mit den Problemen seines Lebens und Schreibens auseinandersetzen musste, schrieb er selbst

Lyrik. In sehr jungen Jahren hatte er herausgefunden, dass er von seinem Sachliteraturschreibstil, der sehr viel lesbarer war als die meisten journalistischen Texte seiner Zeit, halbwegs leben konnte. Sein guter Prosastil, sein Blick für Details und sein Ohr dafür, wie die Menschen wirklich reden, führten ihn in Verbindung mit der für ihn stets wichtigen Frage »Was wäre wenn?« von ganz allein in den Bereich der Erzählliteratur. Erfolg fand Frank mit seiner Erzählliteratur, aber die Inspiration füllte seine Notizbücher und seine Geschichten mit Dichtung.

Meine erste Gedichtsammlung, *Finding True North & Critter**, wurde im selben Jahr für den National Book Award nominiert, während Franks *Soul Catcher* als bester Roman nominiert wurde. Wenn Frank und ich beide von Anfang an Romanautoren – oder Dichter – gewesen wären, hätte sich unsere Freundschaft vielleicht anders entwickelt. So, wie die Dinge lagen, konnten wir einander mit unseren Werken neue Kraft und Begeisterung verleihen. Wir ermutigten uns gegenseitig, schriftstellerische Risiken einzugehen – unter anderem, indem wir uns in neuen Genres versuchten, zum Beispiel als Drehbuchautoren. Das größte dieser Risiken, sowohl für unsere Freundschaft als auch für unseren Ruf als Autoren, war es, gemeinsam *Der Jesus-Zwischenfall* zu schreiben und den Roman unter unseren beiden Namen anzubieten. Frank wies darauf hin, dass man uns, sollte das Buch veröffentlicht werden, jeweils unterschiedlich für unsere Zusammenarbeit kritisieren würde. Man würde sagen, dass Frank Herbert die Ideen ausgegangen wären und dass Bill

* Anmerkung des Übersetzers: Das Buch wurde nicht ins Deutsche übertragen. Im Folgenden werden, sofern deutschsprachige Fassungen von Büchern oder Filmen vorliegen, deren Titel angegeben, andernfalls der englischsprachige Originaltitel.

Ransom sich an den Rockzipfel des Meisters gehangt hatte. Als diese Behauptungen dann tatsachlich geaußert wurden, waren wir geistig umso besser dagegen gewappnet, weil wir sie bereits vorausgeahnt hatten. Die Umstande, die zu unserer Zusammenarbeit gefuhrt hatten, waren komplex, aber unsere personliche Übereinkunft war ganz einfach. Keiner unserer jeweiligen Wunsche sollten zwischen uns und unserer Freundschaft stehen. Also gaben wir uns die Hand darauf. Und nichts trat zwischen uns, nicht einmal der Wunsch unseres Verlegers, das Buch nur unter Franks Namen zu veroffentlichen (das Garantieangebot fur diesen Vorschlag lag eine ganze Zehnerstelle uber dem, was wir mit unseren beiden Namen auf dem Umschlag erhielten). Die einzigen, die das Sagen hatten, waren auch mit einem Pseudonym zufrieden gewesen, aber sie beharrten steif und fest darauf, dass ein Roman, der offiziell von zwei Autoren stammte, bei der Leserschaft durchfallen wurde, und sie beharrten ebenso steif und fest darauf, nur mit Frank zu verhandeln. Des Weiteren gingen sie davon aus, dass meine Bekanntschaft im Bereich der Dichtung nichts zur Vermarktung des Romans beitragen wurde, weshalb ich 25 % und Frank 75 % des endgultigen Honorars erhalten sollte. Frank legte buchstablich den Horer auf und besorgte sich ein Flugticket nach New York. Als er mit einem Vertrag in der Hand zuruckkam, erzahlte er mir, dass er wahrend seines Besuchs beim Verlag einfach nur ein einziges Mantra wiederholt hatte: »Wer die Halfte der Arbeit geleistet hat, hat sich die Halfte des Ruhms und die Halfte der Bezahlung verdient.« Frank nahm einen neunzigprozentigen Honorarverlust in Kauf und gab sich mit einem halben Verfassertitel zufrieden, um mit mir zusammenzuarbeiten, und das ist nur eines der Beispiele fur seine Charakterstarke und freundschaftliche Treue.

Das Risiko zahlte sich aus. Wir erfuhren, dass die *New York Times Book Review* etwas über unser Buch schreiben würde, und ich war nervös. »Ganz ruhig, Ransom«, sagte Frank. »Selbst ein voll iger Verriss in der *New York Times* sorgt für zehntausend verkaufte Hardcover-Exemplare am Folgetag.« John Leonard schrieb eine wunderbare Rezension, und wir waren im Geschäft. Jetzt nahm unser Verlag die beiden nächsten Bücher der Reihe, *Der Lazarus-Effekt* und *Der Himmelfahrts-Faktor*, ohne weitere Diskussionen über die Autorennamen auf dem Umschlag an. Für zwei Dorfjungen aus Puyallup Valley, die sich ihr Handwerk selbst beigebracht hatten und dabei ständig bemüht waren, irgendwo einen Fuß in die Tür zu kriegen, haben wir uns ganz gut geschlagen, weil wir uns nämlich immer auf die *Geschichte* konzentriert haben. Unsere Egos machten uns keine Probleme beim gemeinsamen Schreiben, vor allem, weil Frank als »Autor« kein besonders großes Ego hatte. Von ihm habe ich gelernt, dass es Autoren nur um der Geschichten willen gibt und nicht andersherum und dass eine gute Geschichte zwei Dinge leisten muss. Sie muss lehrreich sein und unterhalten. Der lehrreiche Teil muss unterhaltsam genug sein, damit Leser in die Geschichte eintauchen können und nicht das Gefühl haben, sich eine Predigt anzuhören. Und Unterhaltung ohne irgendeinen lehrreichen Gehalt zu schreiben, ohne jede Einsicht in die Frage, was es bedeutet, ein Mensch zu sein, ist reine Papierverschwendung.

Frank vertrat die Meinung, dass die Dichtung der Höhepunkt der menschlichen Sprache sei. Er vertrat außerdem die Meinung, dass die Science Fiction das einzige Genre sei, in dem der Versuch einer Definition unternommen wird, was es bedeutet, ein Mensch zu sein. Wir benutzen den Kontakt mit fremden Lebensformen oder fremden Umweltbedingungen als Anstoß oder Hintergrund für zwi-

schenmenschliche Handlungen. Die Figuren der Science Fiction lösen ihre Probleme selbst – weder Zaubersprüche noch Götter kommen ihnen zu Hilfe, und manchmal müssen sie erstaunliche technische Vorrichtungen erfinden, um ihre Haut zu retten. Menschen schauen in Büchern nach, wie andere Menschen vor ihnen menschliche Probleme gelöst haben. Frank bewunderte die menschliche Entschlossenheit und Erfindungsgabe und sang ihr Loblied in seinem Leben und in seinen Werken. Diese Einstellung hatte auch eine pragmatische Seite. »Denk dran, Ransom«, sagte er, »Außerirdische kaufen keine Bücher. Menschen kaufen Bücher.«

Frank hielt sich Hühner, und sogar dabei machte er keine halben Sachen. Er hatte ein zweistöckiges, sonnengeheiztes Hühnerhaus mit einer automatischen Futterungsanlage, das direkt an den Garten angrenzte und den Kompost anreicherte. Neben dem Hühneranwesen, doch gnädigerweise außer Sichtweite der Hühner, befand sich eine Weiterverarbeitungsanlage einschließlich Holzofen, Dampfkochtopf und automatischer Ruptmaschine. Jede Alltagshandlung war mögliches Ziel von Franks Einfallsreichtum und Lebensfreude. Er bewunderte hochintellektuelle Autoren wie Pound, doch vor allem hatte er eine Schwäche für Schriftsteller aus einfachen Verhältnissen wie Hemingway und Faulkner, die sich ihr Handwerk zur Erforschung der menschlichen Natur selbst beigebracht hatten.

William Faulkners Werk hat Frank in vielerlei Hinsicht beeinflusst, nicht zuletzt durch die Art und Weise, in der er ein glaubwürdiges fiktives Universum auf der Grundlage komplizierter Verwandtschaftsverhältnisse schuf. Frank sah die Science Fiction als einmalige Gelegenheit, mit »den großen Fragen« ein sehr breites Publikum zu erreichen. Er war tief bewegt von der Rede, mit der Faulkner

1950 den Nobelpreis entgegennahm, und er beherzigte sie bei allem, was er schrieb. »... der junge Schriftsteller und die junge Schriftstellerin von heute haben die Probleme des menschlichen Herzens vergessen, das im Widerstreit mit sich selbst liegt und das als Einziges fähig ist, gutes Schreiben hervorzubringen, weil es sonst nichts gibt, was des Schreibens wert wäre, was all die Todesqualen und den Schweiß wert wäre ... die alten Weisheiten und Wahrheiten des Herzens, die alten, universellen Wahrheiten, ohne die jede Geschichte flüchtig und zum Scheitern verurteilt ist ... Liebe und Ehre und Bedauern und Stolz und Mitgefühl und Opfermut ... Geschichten bilden das Fundament jeder menschlichen Zivilisation, und Geschichtenerzähler müssen diese Verantwortung annehmen.«

Frank hatte einen Schutzengel, der ihn und die Zeit, die ihm zum Schreiben zur Verfügung stand, fast vier Jahrzehnte lang um jeden Preis verteidigte. Beverly Stuart Herbert verbrachte ihre Flitterwochen mit Frank auf einem Feuerwehr-Aussichtsposten, lud die Kinder ins Auto, um mit ihnen in ein mexikanisches Dorf zu fahren, während er schrieb, und ermutigte ihn dazu, aussichtslose Jobs zu kündigen, um stattdessen das zu schreiben, was ihm am Herzen lag, komme, was wolle. Sie hatte ein geradezu unheimliches Gespür dafür, Volltrottel, Trittbrettfahrer, Betrüger und andere Idioten frühzeitig zu erkennen, und Frank war auch recht gut darin. Nicht viele sind an Bev vorbeigekommen, um Frank auf die Probe zu stellen. Aber Bev war diplomatisch und großmütig genug, nicht nur Frank zu schützen, sondern auch die Würde derjenigen, die versuchten, sich ihm aufzudrängen. Später erst, bei Kaffee und hausgemachtem Kuchen, kamen die Witze.

Bev war es, die vorgeschlagen hatte, dass wir gemeinsam einen Roman schreiben sollten. Sie war Franks erste Leserin und Kritikerin, und er maß ihrer Meinung hohes

Gewicht bei. Bei unseren täglichen Kaffeetreffen hatten wir angefangen, einander aus Spaß die Bälle zuzuspielen und uns im Zuge dessen eine neue Geschichte auszudenken. »Ihr solltet es einfach hinter euch bringen und die Geschichte schreiben«, sagte sie. Wir beide widmeten uns dem Projekt aus sehr unterschiedlichen Gründen. Ich wollte lernen, wie man eine Geschichte von Romanlänge in Gang hält, und Frank wollte das gemeinsame Schreiben üben, weil er Drehbücher verfassen wollte, ein Medium, das für die Notwendigkeit von Teamarbeit berüchtigt ist. So bekamen wir beide, was wir wollten, und der stets geistreiche Frank bezeichnete unseren gemeinsamen Schreibprozess als »einen einvernehmlichen privaten Akt der Zusammenarbeit zwischen zwei erwachsenen Menschen«.

Nicht all unsere gemeinsamen Erfahrungen waren erfreulich. Meine schriftstellerische Arbeit mit Frank wird für uns beide von traurigen Erinnerungen eingerahmt. Wir begannen mit unserem ersten gemeinsamen Buch, als Bevs Krebs diagnostiziert wurde und ich gerade eine Scheidung durchmachte. Als wir an *Der Lazarus-Effekt* schrieben, focht Bev ihre zweite Schlacht gegen den Krebs aus (zur selben Zeit schrieb Frank *Die weiße Pest*), und das Buch erschien kurz vor ihrem Tod. Unsere Zusammenarbeit an *Der Himmelfahrts-Faktor* endete mit Franks Tod.

Ein unerwarteter und erfreulicher Nebeneffekt unserer gemeinsamen Betätigung war Franks Zusammenarbeit mit seinem Sohn Brian. Frank erwähnte, dass er immer gehofft hatte, dass eins seiner Kinder eines Tages in seine Fußstapfen als Schriftsteller treten würde, und Brian ging mit einigen Versuchen im Bereich humorvoller Science Fiction an. Die gemeinsame Arbeit von Vater und Sohn an *Mann zweier Welten* markierte nach Bevs langem letztem Leidensweg einen Durchbruch für Frank. Brian lernte an Franks Seite die hohe Kunst schriftstellerischer Zusam-

menarbeit, und Frank wäre stolz darauf, dass das zwiefache Erbe des *Dune*-Universums und des Herbert'schen Schriftstellergens ihn überlebt hat. Brian und Kevin J. Anderson haben die Art von Freude am Schreiben, die auch Frank und ich empfunden haben. Sie haben dem Panorama, vor dem *Dune* entstanden ist, eine neue, greifbare Tiefe verliehen und es um zahlreiche gesellschaftspolitische Details bereichert.

Ich war etwa zur Hälfte mit dem ersten Entwurf von *Der Himmelfahrts Faktor* fertig, als die Morgennachrichten im Radio verkündeten, dass Frank Herbert von uns gegangen war. Ganz, wie man es von ihm erwartet hatte, war er davon ausgegangen, dass er auch diese Herausforderung, wie so viele davor, meistern würde. Ebenso keineswegs unerwartet war er gerade dabei gewesen, eine neue Kurzgeschichte zu schreiben, als er starb, eine Geschichte, aus der sich seinen Worten zufolge möglicherweise ein weiterer Nicht-Genre-Roman wie *Soul Catcher* entwickeln würde. Bei den hektischen Versuchen, Franks Leben zu retten, ist sein Laptop und mit ihm seine letzte Geschichte abhanden gekommen, ähnlich wie Einsteins letzte Worte verlorengingen, weil die Krankenschwester an seiner Seite kein Deutsch sprach.

Jedes Mal, wenn ich eine Tastatur berühre, denke ich an Frank und hoffe, dass mein Schreiben seinen hohen Maßstäben genügt. Auf Altenglisch war »Poet« ein Wort für einen »Gestalter« oder »Schöpfer«. Frank Herbert war ein Schöpfer im großen Maßstab, der treueste Freund, den man sich nur wünschen kann – und ein lustiger, verdammt schlauer, erstklassiger Kerl. Er wird noch immer schmerzlich vermisst.

Bill Ransom

Vorbemerkung

Die größte Sorgfalt zu Beginn eines jeden Unternehmens sollte man auf die gleichmäßige Verteilung der Kräfte legen.

Aus Frank Herbert,
Der Wüstenplanet

Es war, als würde man einen vergrabenen Schatz finden.

Genau genommen handelte es sich um Pappkartons voller Ordner, Manuskripte, Briefe, Zeichnungen und loser Blätter. Einige der Kisten waren an den Kanten eingeknickt, unter dem Gewicht ihres Inhalts in sich zusammengesackt oder teilweise zerdrückt, weil sie unter Stapeln von schweren Gegenständen vor sich hin vegetierten.

Wie Brian in seiner für den Hugo Award nominierten Biographie *The Dreamer of Dune* schrieb, war Frank Herberts Ehefrau Beverly in den letzten Jahren ihres Lebens sehr krank und nicht mehr in der Lage, mit der Flut von Papier Schritt zu halten. Davor hatte sie das Werk ihres produktiven Ehemannes lange Zeit bestens organisiert. Sie verwendete ein ausgeklügeltes Ablagesystem, um den Überblick über alte Manuskripte, Verträge, Erfolgsbeteiligungshonorare, Briefe, Rezensionen und Werbematerial zu behalten.

In den Kartons fanden wir neben alten Manuskripten von Frank Herberts zahlreichen Romanen auch unveröffentlichte oder unvollendete Romane und Kurzgeschichten sowie einen faszinierenden Ordner voller unverwendeter Ideen für Geschichten. Wir fanden alte Drehbücher, Reisetagebücher und Geschäftsunterlagen bezüglich

Frank Herberts Mitarbeit an verschiedenen Filmen, darunter Die *Hellstrom-Chronik*, *Threshold*, *The Blue Angels Experience*, *The Tillers*, David Lynchs *Der Wüstenplanet* und sogar Dino de Laurentiis *Flash Gordon*, an dem Frank in London als Drehbuchberater mitgewirkt hatte. Wir fanden auch Verträge und Drehbücher für zahlreiche unvollendete Filmprojekte, darunter *Soul Catcher*, *The Santaroga Barrier* und *The Green Brain*.

Eingestreut zwischen den verschiedenen Kartons mit Material für *Der Herr des Wüstenplaneten* und *Der Gottkaiser des Wüstenplaneten* (das den Arbeitstitel *Sandworm of Dune* trug) fanden wir weitere Juwelen: Kapitelentwürfe, Überlegungen zu ökologischen Themen, handschriftliche Gedichtfragmente und poetische Beschreibungen der Wüste und der Fremen. Einiges davon war auf lose Blätter, Notizblöcke oder in kleine Notizbücher, wie Zeitungsreporter sie benutzen, gekritzelt. Neben seitenweise Epigraphen, die Frank in seinen sechs *Dune*-Romanen nie verwendet hatte, fanden wir historische Übersichten und faszinierende Beschreibungen von Figuren und Schauplätzen. Als wir erst einmal angefangen hatten, uns durch diese Tausende von Seiten zu arbeiten, fühlten wir uns wie Archäologen, die eine authentische Karte entdeckt hatten, auf der die Lage des heiligen Grals verzeichnet war.

Und das war nur das, was wir in der Dachkammer von Brian Herberts Garage fanden.

Hinzu kam noch der Inhalt der beiden Schließfächer, die mehr als zehn Jahre nach Franks Tod entdeckt wurden, wie wir bereits in unserem Nachwort zu unserem ersten *Dune*-Prequel, *Das Haus Atreides*, schrieben. Darüber hinaus hatte Frank Dutzende von Kartons mit Entwürfen und Notizen einem Universitätsarchiv vermacht, zu dem die Universität uns freundlicherweise Zugang ge-

wahrte. Nach einiger Zeit in stillen akademischen Hinterzimmern förderten wir neue Beute zutage. Später kehrte Kevin noch einmal dorthin zurück, um weitere Tage mit dem Fotokopieren und Abgleichen von Textmaterial zu verbringen, während Brian sich anderen *Dune* Projekten widmete.

Der Reichtum neuentdeckten Materials war wie ein Traum für jeden *Dune*-Fan. Und ehrlich, können Sie uns glauben. *Wir sind* Dune *Fans*. Wir haben über wahren Schatzen von wundersamen und faszinierenden Informationen gebrütet, die nicht nur aufgrund ihrer historischen Bedeutung von Wert sind, sondern auch wegen ihres reinen Unterhaltungswerts. Das schließt einen Handlungsabriss (einschließlich Notizen zu einzelnen Szenen und Figuren) für *Der Gewürzplanet* ein – eine völlig andere Version des *Wüstenplaneten*, die noch nie zuvor das Licht der Öffentlichkeit erblickt hat. Wir haben auch bislang unveröffentlichte Kapitel und Szenen aus *Der Wüstenplanet* und *Der Herr des Wüstenplaneten* entdeckt, sowie Briefwechsel, die entscheidende Entwicklungen im *Dune* Universum erhellen – und sogar eine abgerissene Seite aus einem Notizbuch, auf die Frank Herbert mit Bleistift geschrieben hatte: »Vergesst das Gewürz. Rettet die Manieren!« Diese Worte, die das entscheidende Element in der Charakterisierung von Herzog Leto Atreides darstellen, hat Frank Herbert vielleicht noch schnell im Licht seiner Nachttischlampe aufgeschrieben, kurz bevor er einschlief.

Träume vom Wüstenplaneten enthält die größten Juwelen aus dieser Science Fiction-Schatztruhe, darunter auch *Der Gewürzplanet*, eine Geschichte, die wir auf der Grundlage von Frank Herberts Handlungsabriss verfasst haben. Darüber hinaus haben wir vier unserer eigenen Geschichten aufgenommen: »Das Flüstern der Meere Caladans« (die während der Ereignisse von *Der Wüstenpla-*

net spielt) und drei »Verbindungskapitel«, die die Romane aus unserer Saga um *Butlers Djihad* verknüpfen: »Harkonnen Hatz«, »Der Prügel-Mek« und »Gesichter einer Märtyrerin«.

Hätte Frank Herbert länger gelebt, hätte er der Welt zahlreiche weitere Geschichten aus seinem phantastischen, einmaligen Universum präsentiert. Heute, fast zwei Jahrzehnte nach seinem viel zu frühen Tod, ist es uns eine Ehre, dieses klassische Erbe mit den Millionen von Frank Herbert Fans auf der Welt zu teilen.

Das Gewürz muss fließen!

Brian Herbert und Kevin J. Anderson

DER GEWÜRZPLANET

Der andere Dune-Roman

Von Brian Herbert
und Kevin J. Anderson

Nach einem Originalentwurf
von Frank Herbert

Einleitung

Einen solchen Reichtum an Notizen zu finden war nur einer von vielen Schritten, doch das neue Textmaterial, die neuen Ideen, Hinweise und Erklärungen ließen plötzlich viele Aspekte der Chronologie des *Dune*-Epos klarer hervortreten. Dieses Ereignis fachte in uns erneut eine Art Flitterwochen-Begeisterung für Frank Herberts Universum an.

Wir haben kistenweise Textmaterial fotokopiert und es anschließend sortiert, gekennzeichnet und organisiert. Die größte Herausforderung dabei war, sich einen Reim auf das zu machen, was wir da vor uns hatten. Ein Teil unserer Vorbereitungen für das erste *Dune*-Prequel hatte darin bestanden, eine detaillierte Konkordanz zusammenzustellen sowie den gesamten Text der ersten sechs Romane einzuscannen, damit wir das Ausgangsmaterial besser durchsuchen konnten. Jetzt strichen wir mit Textmarkern wichtige Informationen in den Zettelstapeln an und hoben unbenutzte Textpassagen und Beschreibungen hervor, die wir möglicherweise in unsere Romane aufnehmen würden - Figurenhintergründe und Ideen für Geschichten.

Über mehrere Kartons verteilt entdeckten wir einige mit Buchstaben markierte Blätter – Kapitel B, Kapitel N und so weiter –, auf die wir uns im ersten Moment keinen Reim machen konnten. Diese Seiten enthielten kurze Beschreibungen von dramatischen Szenen, in denen es um Sandwürmer, Stürme und neuartige Gewürzförderungstechniken ging. Ein Teil der Handlung spielte sich an bekannten, aber seltsam verzerrten Schauplätzen ab, als

wurde man sie durch eine gesprungene Linse betrachten. Die Rede war vom »Dune Planet« oder der »Dune World« statt von »Dune«, von Catalan statt Caladan, von Carthage statt Carthag und dergleichen. Anders als in *Der Wüstenplanet* gehen die Figuren in *Der Gewürzplanet* nicht unrhythmisch durch den Wüstensand, damit die Sandwürmer sie nicht hören und angreifen. Offenbar handelte es sich um eine Idee, auf die Frank zu diesem Zeitpunkt in der Entstehungsphase des *Wüstenplaneten* noch nicht gekommen war.

Die Kapitel aus *Der Gewürzplanet* waren von uns unbekannten Figuren bevölkert: Jesse Linkam, Valdemar Hoskanner, Ulla Bauers, William English, Esmar Tuek und eine Konkubine namens Dorothy Mapes. Diese Fremden trafen auf wohlbekannte Figuren wie Gurney Halleck, Dr. Yueh (der hier Culington statt Wellington Yueh hieß), Wanna Yueh und einen irgendwie vertraut klingenden Planetenökologen namens Dr. Bryce Haynes. Obwohl in der letztlich veröffentlichten Fassung von *Der Wüstenplanet* eine Nebenfigur (genaugenommen ein Gewürzschmuggler) den Namen Esmar Tuek trägt, handelte es sich in den neu entdeckten Aufzeichnungen um eine ganz andere Person – einen bedeutenden Mann, der eindeutig die ursprüngliche Version einer weiteren bekannten und beliebten Figur war: des Krieger-Mentaten Thufir Hawat. Dorothy Mapes füllte eine Rolle aus, die der von Lady Jessica ähnelte. Der Edelmann Jesse Linkam war dagegen offensichtlich die Grundlage für Herzog Leto Atreides und Valdemar Hoskanner die embryonale Form von Baron Vladimir Harkonnen.

Als wir die Kapitel in die richtige Reihenfolge gebracht und diesen beachtlichen Handlungsabriss gelesen hatten, stellten wir fest, dass es sich bei *Der Gewürzplanet* um eine ganz eigene Geschichte handelte, die es wert war, er-

zahlt zu werden, und nicht nur um einen Vorläufer des *Wüstenplaneten*. Obwohl die lebensfeindliche Wüste deutlich an diejenige erinnert, die Millionen von Fans bekannt ist, hat die Geschichte selbst ein anderes Thema und konzentriert sich auf Dekadenz und Drogenabhängigkeit statt auf Ökologie, begrenzte Ressourcen, Freiheit und religiösen Fanatismus. In einer längeren Sequenz des Kurzromans muss die Hauptfigur, Jesse Linkam, gemeinsam mit seinem Sohn Barr, (einer achtjährigen Version von Paul Atreides, wenn auch ohne besondere Kräfte) in der Wüste überleben. Diese Szene erinnert an die Flucht Lady Jessicas und ihres Sohns Paul, wie wir sie aus *Der Wüstenplanet* kennen. Genau wie *Der Wüstenplanet* ist auch *Der Gewürzplanet* randvoll mit politischen Intrigen und zeigt uns eine herrschende Klasse selbstgefälliger Adliger – es gibt also zahlreiche Parallelen. Vor allem aber gewährt uns dieses frühere Konzept einen Einblick in den komplexen Verstand von Frank Herbert.

Irgendwann hat der Autor seine Arbeit an *Der Gewürzplanet* abgebrochen und den detaillierten Handlungsabriss beiseitegelegt. Er fing ganz von vorn an, wobei ihm der legendäre Herausgeber John W. Campbell jr. mit Rat zur Seite stand, und entwickelte einen viel weiter greifenden und bedeutenderen Roman aus seinem ursprünglichen Konzept, allerdings auch einen, der fast unmöglich an den Mann zu bringen war. *Der Wüstenplanet* wurde von mehr als zwanzig Verlagen abgelehnt, bevor ihn schließlich Chilton Book Co. ins Programm aufnahm, ein Verleger, der vor allem dafür bekannt war, Autoreparaturhandbücher zu publizieren.

Es ist eine Ironie des Schicksals. Hätte Frank Herbert *Der Gewürzplanet* so geschrieben wie ursprünglich geplant – als Science Fiction Abenteuerroman, der etwa so lang gewesen wäre wie die meisten damals erscheinen-

den Taschenbücher, wäre es ihm vielleicht sehr viel einfacher gefallen, einen Herausgeber und einen Verlag zu finden.

Auf der Grundlage von Franks Handlungsabriss haben wir den Roman *Der Gewürzplanet* so geschrieben, wie er ursprünglich angelegt war, um den Blick auf einen *Wüstenplaneten* zu ermöglichen, den es nie gab, den es aber hätte geben können.

Erster Teil

1

Die Dunenwelt ist wie das Imperium und das Leben selbst. Ganz gleich, wie ihre Oberfläche aussieht, ein kluger Forscher kann immer wieder tiefere, komplexere Ebenen freilegen.

Dr. Bryce Haynes,
mit der Erforschung der Dunenwelt
beauftragter Planetenökologe

Als das kaiserliche Schiff am Hauptraumhafen von Catalan eintraf, verrieten bereits der hohe Stand und die Bekanntheit des an Bord befindlichen Passagiers Jesse Tinkam, dass es wichtige Neuigkeiten gab. Der Abgesandte des Kaisers richtete seine Übertragung an das »Protokollbüro« des Hauses Tinkam und verlangte, ohne Verzögerung und mit allen gebührenden Ehren empfangen zu werden.

Jesse antwortete höflich und erwähnte dabei nicht, wer er war und dass sein Haushalt keine Verwendung für ein offizielles Protokollbüro hatte. Er zog es vor, kein großes Aufhebens um seinen Stand zu machen, und verbrachte seine Freizeit gerne mit Angehörigen der Arbeiterschicht. Tatsächlich hatte er eben diesen Nachmittag auf den weiten und fruchtbaren Meeren von Catalan zugebracht. Ein letztes Mal hatte er die Netze nach Glimmerfischen ausgeworfen, bevor der aufziehende Sturm die Küste heim suchte. Als die Nachricht ihn erreicht hatte, war er gerade

dabei gewesen, die mit Fischen gefüllten sonischen Netze an Bord zu ziehen, und hatte gemeinsam mit den derben Seeleuten gelacht, die sich alle Mühe gaben, ihre Ehrfurcht vor dem Edelmann zu überwinden und ihn als einen der ihren zu akzeptieren.

Obwohl er der wichtigste Adlige auf Catalan war, hatte Jesse Linkam nichts dagegen, sich die Finger schmutzig zu machen. Er war hochgewachsen, in mittlerem Alter und ein stiller Mensch mit verborgenen Stärken. Seine grauen Augen maßen, wogen und zählten alles um ihn herum. Seine klassischen Züge hatten dank einer einst gebrochenen Nase etwas Wildes. Sein Gesicht ließ an ein Metronom denken, das gegen den Takt schlug.

Er war nicht verweichlicht und verbrachte seine Zeit auch nicht mit Albernheiten, wie es auf anderen Welten die meisten Edlen seines Standes taten, für die das Führen von Menschen kaum mehr als ein Kostümfest war. Hier in den »unzivilisierten« Randbereichen des Imperiums gab es zu viel echte Arbeit zu erledigen, um sich mit Modeerscheinungen und höfischen Intrigen zu beschäftigen. Jesse liebte die frische, salzige Luft und hielt schweißverklebte Kleidung für ein würdigeres Ehrenabzeichen als die feinste Flasterspitze von der kaiserlichen Hauptwelt Renaissance. Wie sollte man richtig über ein Volk herrschen, wenn man die täglichen Mühen, die Freuden und Sorgen der Menschen nicht kannte?

Dennoch war Jesse aufgrund seines hohen Standes gesetzlich dazu verpflichtet, dem Abgesandten des Hochkaisers auf den leisesten Wink hin zur Verfügung zu stehen. Nachdem er in sein Anwesen zurückgekehrt war, wechselte der Edelmann die Kleidung und schrubbte sich den Fischgeruch von den Händen, während ein Diener ihm dienstbeflissen parfümierte Wundsalbe auf die aufgesprungenen Fingerknöchel strich. Zu guter Letzt heftete

Jesse sich seine Amtszeichen an den Wappenrock. Um sich mehr herauszuputzen, fehlte ihm die Zeit. Hofrat Bauers wurde so, wie er war, mit ihm vorliebnehmen müssen.

Vor dem Haus erwartete ihn ein hastig zusammengestellter Konvoi von Bodenfahrzeugen, bereit, zum Raumhafen aufzubrechen. »Ich hoffe, es ist wichtig«, brummte Jesse an seinen Sicherheitschef gewandt.

»Wichtig für Sie? Oder für den Hochkaiser?« Esmar Tuck saß neben ihm im ersten Fahrzeug. Die motorisierte Eskorte setzte sich in herrschaftlicher Eile in Richtung des gelandeten Schiffs in Bewegung. »Wie oft bemerkt Kaiser Wuda, dass es unser kleines Catalan überhaupt gibt?« Da sie unter sich waren, gestattete Jesse dem alten Veteranen, so vertraulich mit ihm zu sprechen.

Es war eine gute Frage, und Jesse hoffte, dass er schon bald eine Antwort darauf erhalten würde. Mit flatternden Bannern näherten sich die Bodenfahrzeuge dem prunkvollen kaiserlichen Raumschiff. Die Landerampe war bereits ausgefahren, aber noch niemand war herausgetreten. Offenbar wartete man auf einen offiziellen Empfang.

Jesse verließ den vordersten Wagen. Sein dunkles Haar flatterte im Wind wie Seetang in einer Strömung. Er zupfte seine förmliche Jacke zurecht und wartete, während die Ehrenwachen auf ihre Positionen hasteten.

Das improvisierte Getöse würde die Besucher zweifellos in ihrem Vorurteil bestätigen, dass es sich bei Catalan um eine raue, rückständige Welt handelte. Auf anderen Welten drillten die Edelleute ihre Soldaten mit endlosen Paraden und Heerschauen. Im Gegensatz dazu würden Jesses Freiwillige zwar mit aller Kraft kämpfen, um ihre Heimat zu verteidigen, brachten aber nur wenig Interesse dafür auf, mit Stöcken herumzuwirbeln und im Gleichschritt zu marschieren.

Auf der Rampe des kaiserlichen Raumschiffs erschien Hofrat Ulia Bauers. Er rumpfte die Nase, als er die feuchte Meeresluft roch, und seine Stirn legte sich in Falten. Der Abgesandte des Hochkaisers, ein zimperlicher, wieseliger Mann mit affektiertem, inkompetentem Gebaren, trug eine voluminose Robe mit hohem Kragen und geckenhaften Verzierungen, die seinen Kopf seltsam klein erscheinen ließen.

Doch Jesse wusste, dass man diesen Mann nicht unterschätzen durfte. Das übergroße Gewicht, das der Abgesandte auf Kleidung und Statussymbole legte, war vielleicht nur Tarnung. Gerüchten zufolge war Bauers ein flinker und ausgesprochen zuverlässiger Meuchelmörder. Dass er hierher gekommen war, verhieß nichts Gutes.

Jesse legte die Finger an die Augenbraue, das traditionelle Zeichen der Kaisertreue. »Hofrat Bauers, ich heiße Sie auf meiner bescheidenen Welt Catalan willkommen. Mochten Sie uns nicht begleiten?«

Der kaiserliche Berater kam so geschmeidig, als hätte er Räder unter den Füßen, die Rampe herunter und hielt auf halbem Weg inne. Sein stechender Blick wanderte über die Anlegestellen, die Fischerboote, die wettergezeichneten Bretterbuden, die Lagerhäuser und Geschäfte, die den Hafen einrahmten. Er saugte Informationstropfchen auf wie ein trockener Schwamm. »Hmm, ja ... in der Tat bescheiden, Edelmann Linkam.«

Die catalanischen Wachen versteiften sich. Jesse hörte ein ungehaltenes Brummen und eine schneidend geflusterte Zurechtweisung von Seiten General Tueks, doch er selbst lächelte nur. »Wir stellen Ihnen mit Freuden unsere komfortabelsten Gemächer zur Verfügung, Hofrat, und laden Sie zum abendlichen Bankett ein. Meine Konkubine ist in der Verwaltung unserer Küchen ebenso geschickt wie in der meiner Geschäfte.«

»Ich habe meinen eigenen Koch an Bord dieses Diplomatenschiffs.« Bauer holte ein reich mit Einlegearbeiten verziertes Metallrohrchen aus einem bauschigen Ärmel und hielt Jesse den Briefstab wie ein Zepter entgegen. »Was den heutigen Abend betrifft, sollten Sie ihn lieber mit Packen verbringen. Ich kehre morgen früh nach Renaissance zurück, und der Kaiser möchte, dass Sie mich begleiten. Alle weiteren Einzelheiten sind in dieser Nachricht enthalten.«

Mit einem Gefühl eisigen Schreckens nahm Jesse das Röhrchen entgegen. Er deutete eine Verbeugung an und zwang sich zu erwidern. »Danke sehr, Hofrat. Ich werde sie aufmerksam lesen.«

»Seien Sie bei Anbruch des Morgens hier, Edelmann.« Bauer wandte sich mit wehenden Gewändern um und marschierte die Rampe hinauf. Der Würdenträger hatte nicht einmal einen Fuß auf Catalans Boden gesetzt, als fürchtete er, sich die Schuhe zu beschmutzen.

Kalter Regen dauerte bis in die dunkelsten Stunden der Nacht an, und Wolken verbargen die Sterne. Von einem offenen Balkon über dem Meer aus sah Jesse zu, wie die Regentropfen zischend auf den elektrostatischen Wetterschirm trafen, der ihn umgab. Die Funkchen waren wie Wandelsterne, die über seinem Kopf flüchtige Sternbilder entstehen ließen.

Seit fast einer Stunde war er tief in Gedanken versunken. Er nahm den Briefstab, der auf dem Balkongeländer lag. Als er an beiden Enden des Zylinders zog, kamen Spiegel und Linsen zum Vorschein, und eine Nachricht mit der Stimme von Hochkaiser Wuda wurde abgespielt. »Seine kaiserliche Hoheit ersucht Edelmann Jesse Lankam, sich unverzüglich in den Hauptpalast zu begeben, um Unsere Entscheidung bezüglich des Gewürzprodukt-

tionsstreits um die Dünenwelt im Arrakis-System zu vernehmen. Als Beschwerdeführer und als rechtmäßig gewählter Repräsentant des Adelsrats wird Ihnen hiermit erklärt, dass der Verteidiger, Edelmann Hoskanner, einen Kompromiss vorgeschlagen hat. Falls Sie sich weigern zu erscheinen, werden Wir Ihre Klage abweisen und keine weiteren Streitigkeiten zulassen.«

Jesse ließ den Zylinder zuschnappen, bevor die Stimme des Hochkaisers seine endlose verbale Unterschrift abspulen konnte, die die traditionelle Aufzählung seiner Titel und Würden umfasste.

Dorothy Mapes, seine geliebte Konkubine und Geschäftsführerin, trat hinter ihn und berührte ihn am Arm. Nach elf Jahren, die sie an seiner Seite gedient hatte, wusste sie seine Gemütslagen zu deuten. »Die meisten Edelmänner waren geehrt, eine persönliche Einladung vom Hochkaiser zu erhalten. Sollte sich nicht zumindest die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass er nur dein Bestes will?«

Jesse wandte sich zu ihr um und runzelte kurz die Stirn. »Diese Nachricht ist in bester Diplomatensprache abgefasst, aber ich fürchte, sie könnte unser Ende bedeuten, Liebling. Ein Angebot von Valdemar Hoskanner hat mit Sicherheit nicht einfach nur einen Haken. Eine Schlinge ist wahrscheinlicher.«

»Dann sei wachsam. Aber trotzdem weißt du, dass du wegen Valdemar etwas unternehmen musst. Du bist in diesen Streit hineingezogen worden, und jetzt zahlen die anderen Edlen auf dich.«

Er schenkte ihr ein erschöpftes, liebevolles Lächeln. Sie hatte kurzes dunkles Haar, das mit helleren pfefferfarbenen Strähnen gesprenkelt war. Die großen braunen Augen im hübschen ovalen Gesicht hatten die Farbe von glattem Myrtenholz, wie man es an der Küste fand. Einen Mo-

ment lang betrachtete er den ungewohnlichen Ring mit den beiden Edelsteinen, den sie an der rechten Hand trug – Zeichen seiner Liebe zu ihr als Edelmann. Obwohl sie dem gemeinen Volk entstammte, war Dorothy alles andere als gewöhnlich.

»Viele Jahre lang warst du meine Inspiration, mein Leitstern und meine engste Beraterin. Du hast die finanzielle Lage meiner Familie zum Besseren gewendet und den großten Teil des Schadens wiedergutgemacht, den mein Vater und mein Bruder vor ihrem Tod angerichtet haben. Aber ich bin mir nicht so sicher, was die Dunenwelt angeht.« Er schuttelte den Kopf.

Die kleine Frau blickte zu ihm auf. »Dann sag mir, ob das hier dir mehr Klarheit verschafft.« Sie strich ihm eine Prise der Gewurz-Melange auf die Lippen. »Von der Dunenwelt. Darum geht es bei allem.«

Er genoss den Zimtgeschmack und spurte das angenehme Aufwallen der Drogenwirkung. Heutzutage schien jeder das Gewurz zu nehmen. Kurz nach der Entdeckung der Substanz auf jener unwirtlichen Welt hatten die Inspektionstruppen des Kaisers Außenposten errichtet und die Wuste kartografiert, um die notigen Grundbedingungen fur den Gewurzabbau zu schaffen. Seitdem war die Melange eine ausgesprochen beliebte Handelsware.

In einem kommerziellen Coup, der in den Augen vieler Bestechung oder Erpressung vermuten ließ, hatte das Haus Hoskanner sich ein Monopol auf alle Dunenwelt-Unternehmungen gesichert. Seitdem ernteten die Arbeitstruppen der Hoskanners in den lebensfeindlichen Dunenmeeren Gewurz und verkauften es mit hohem Gewinn, an dem der Kaiser einen betrachtlichen Anteil erhielt. Auf kaiserlichen Stratplaneten standen ganze Armeen von Sklaven als Sandarbeiter zur Verfugung.

Zu Beginn bemerkten die anderen Adelsfamilien nicht, welche Vorzugsbehandlung den Hoskanners zuteil wurde. Sie waren zu sehr mit höfischen Spielchen beschäftigt. Jesse war einer der wenigen, die auf das bestehende Ungleichgewicht hingewiesen hatten, und schließlich hatten auch die anderen Edlen ein Auge auf die Reichtümer geworfen, die die gerissenen Hoskanners ernteten, und ein Stück vom Kuchen verlangt. Sie schlichen im kaiserlichen Rat herum, erhoben Anschuldigungen und ernannten schließlich den geradlinigen Jesse Linkam zu ihrem Sprecher, der eine offizielle Beschwerde vorbringen sollte.

»Die Edelleute haben mich nicht wegen meiner Fähigkeiten ausgewählt, Dor, sondern weil sie nostalgischen Erinnerungen an meinen närrischen Vater und an Hugo, meinen untätigen Bruder, nachhängen.« Er starrte finster auf den Brietstab, zögerte und war in ernsthafter Versuchung, ihn vom Balkon in die aufgewühlten Fluten tief unten zu werfen.

»Jesse, dein Vater und dein Bruder waren vielleicht schlechte Geschäftsleute, aber sie haben viel Wohlwollen bei anderen Edelleuten erlangt.«

Er runzelte die Stirn. »Indem sie die höfischen Spiele auf Renaissance mitgemacht haben.«

»Das solltest du zu deinem Vorteil nutzen, Geliebter, und daraus Gewinn schlagen.«

»Diese Sache wird uns kaum Gewinn einbringen.«

Nach dem sinnlosen Tod seines Bruders in der Stierkampfarena war Jesse noch vor seinem zwanzigsten Geburtstag zum Oberhaupt des Hauses Linkam geworden. Kurz darauf musste seine Konkubine feststellen, dass Catalans Wirtschaft und Finanzwesen ein heilloses Durcheinander waren.

Nachdem er sich mit dem Adelsrat getroffen hatte, erkannte Jesse bald, dass nur wenige der modernen Edlen,

die ihre Güter geerbt hatten, gute Anführer oder kompetente Geschäftsleute waren. Viele Familien, die einst unermesslich reich und mächtig gewesen waren, glitten in die Dekadenz ab und taumelten unaufhaltsam dem Bankrott entgegen, großtenteils, ohne es überhaupt zu bemerken.

Mit luxuriösen Festivitäten und schlecht gegenfinanzierten Bauprojekten hatten Jesses Vater und Bruder das Haus Linkam an den Rand des Abgrunds getrieben. Aber in den letzten Jahren hatten Dorothys umsichtige Verwaltung und ihr strenger Sparkurs gemeinsam mit Jesses Bemühungen, die Menschen zu mehr Leistung anzutreiben, das Blatt gewendet.

Er blickte in die regengepeitschte Nacht hinaus und seufzte resigniert. »Immer regnet es hier. Unser Haus ist immer feucht, ganz egal, wie viele Schilde und Heizungen wir einbauen. Dieses Jahr sind die Seetangerträge zurückgegangen, und die Fischer haben nicht genug gefangen, um exportieren zu können.« Er hielt inne. »Aber trotzdem ist diese Welt meine Heimat und die Heimat meiner Ahnen. Ich habe kein Interesse an anderen Planeten, nicht einmal an der Dünenwelt.«

Dorothy trat näher und legte Jesse einen Arm um die Hüfte. »Ich wünschte, du könntest Barri mitnehmen. Jeder Sohn eines Edlen sollte wenigstens einmal in seinem Leben Renaissance sehen.«

»Nicht dieses Mal. Es ist zu gefährlich.« Jesse liebte ihren achtjährigen Jungen von ganzem Herzen. Es machte ihn stolz, wie Barri unter der behutsamen Anleitung seiner Mutter und des alten Hausarztes Cullington Yueh gereift war. Barri lernte, ein guter Geschäftsmann und auch ein guter Anführer zu sein - Eigenschaften, die ihm in dieser Ära der verblassenden kaiserlichen Größe gute Dienste erweisen würden. Alles, was Jesse tat, tat er um

der Zukunft willen, für Barri und zum Wohle des Hauses Linkam. Selbst die Liebe zu seiner Konkubine musste da hinter zurückstehen.

»Ich werde nach Renaissance reisen, Dor«, sagte Jesse, »aber ich habe dabei kein gutes Gefühl.«

2

Nimm dich vor Kompromissen in Acht. Sie sind sehr viel häufiger Angriffswaffen als Werkzeuge des Friedens.

General Esmar Tuek,
Strategische Prinzipien

Ulla Bauers saß allein im Exekutivabteil seines Diplomatenschiffs und dachte über den Dummkopf von Edelmann nach, den er nach Renaissance brachte. Fischen! Jesse Imkam war draußen auf einem Boot gewesen und hatte die Arbeit eines Gemeinen verrichtet. Was für eine unglaubliche Zeitverschwendung!

Die Quartiere auf Bauers Raumschiff waren eng und karg, doch er verstand den Grund dafür. Bei so langen Reisen zwischen den Sonnensystemen schränkten die Treibstoffkosten das Mitführen anhotiger Masse stark ein. Mahlzeiten gab es nur in Form von Tabletten aus konzentrierter Melange, ein weiteres Zeichen für die umfassende Bedeutung des Produkts von der Dünenwelt. Nach über einer Woche im Transit wurden Passagiere und Besatzung große Mengen richtiger Nahrung zu sich nehmen, sobald sie ihr Ziel erreicht hatten. Auf Raumreisen war Bauers stets hungrig, und das versetzte ihn nicht gerade in die bestmögliche Laune.

Er hörte seinen Magen knurren. Er nahm noch eine Melangetablette, genoss ihren Zimtgeschmack und spürte, wie ihn die beruhigende Wirkung der Droge durchströmte.

Das Gewürz verbesserte das Wohlgefühl und steigerte die Effizienz des menschlichen Stoffwechsels, indem es

mehr Energie aus der Nahrung holte. Vom praktischen Standpunkt aus betrachtet hieß das, dass die platzraubenden Vorräte, die man auf langen Raumreisen normalerweise benötigte, auf ein oder zwei Kisten reduziert werden konnten, was es erlaubte, die Frachträume anderweitig zu verwenden. Bauers hatte von der Theorie gehört, dass Melange vielleicht sogar die Lebensdauer erhöhte, aber da es erst seit wenigen Jahren bekannt und in Benutzung war, gab es noch keine Langzeitstudien, die diese Behauptung bestätigen konnten.

Während das Diplomatenschiff durch Abkürzungen im Gewebe des Raumes schoss, blieb Hofrat Bauers in seiner Kajüte und unternahm keinen Versuch, Bekanntschaften zu schließen. Ironischerweise verfügte er zwar über großes diplomatisches Geschick, hatte jedoch nicht besonders viel für Menschen übrig.

Zwei Decks unter Bauers saß Jesse mit einer Eskorte aus sechs handverlesenen Angehörigen der catalanischen Volksgarde in einem Passagierabteil. Er zog es ohnehin vor, sich in Gesellschaft seiner eigenen Männer aufzuhalten.

Er hatte seine besten Kämpfer ausgewählt, darunter auch General Tuek. Der alte Veteran war ein schlanker Mann mit olivfarbener Haut, hohen Schultern und einem Auftreten, das gleichzeitig Loyalität verriet und Vertraulichkeiten abwehrte. Sein dünnes, graues Haar gab den Blick auf eine ledrige, gebräunte Kopfhaut frei. Die scharlachroten Flecken um seine Lippen verrieten, dass er die Sapho-Sucht besiegt hatte. Er trug die Male wie ein Ehrenabzeichen.

Der Sicherheitschef hatte schon Jesses Vater und Bruder treu gedient und sie beide vor wiederholten Mordanschlägen gerettet, wenn auch nicht vor ihrem eigenen Leichtsinn. Er hatte geschworen, jedem Herrn des Hauses

treu zu folgen, doch in den letzten Jahren war er darüber hinaus zu Jesses *Freund* geworden. In einem seiner seltenen sorglosen Augenblicke hatte er einmal gesagt, dass es erfrischend sei zu sehen, wie jemand wichtige Entscheidungen auf einer soliden Grundlage fällt, statt sich einer Laune oder dem Zufall hinzugeben.

»Wir müssen auf alles vorbereitet sein, Esmar«, erklärte Jesse ihm, als sie sich in dem engen Abteil niedersetzten, um eine Runde Strategie-Steine zu spielen. Unterdessen versperrten die anderen fünf Wachleute den engen Gang, um sich im Rapierfechten und im Nahkampf zu üben und jederzeit bereit zu sein, Edelmann Linkam gegen alle Angriffe zu verteidigen.

»Nachts liege ich wach und denke darüber nach, was mir Sorgen bereiten sollte, Mylord.« Tuek war gerade dabei, Jesse im ersten Spiel zu schlagen. »Meine größte Hoffnung ist, dass Valdemar Hoskanner einen Fehler macht, damit ich einen guten Grund habe, ihn zu töten, während ich Sie verteidige. Er muss für den Tod Ihres Vaters bezahlen.«

»Valdemar wird keinen Fehler machen, Esmar. Man hat uns nicht zufällig nach Renaissance bestellt. Du könnst dein letztes Geld darauf verwetten, dass die Hoskanners einen ausgeklügelten Plan haben. Ich fürchte, einen zu raffinierten Plan, als dass wir ihn jetzt schon erkennen könnten. Einen viel zu raffinierten Plan.«

Aus dem gesamten Sternenimperium floss Reichtum nach Renaissance und ermöglichte es dem Hochkaiser, jedes Maß an grellem Prunk zu entfalten, das er sich nur vorstellen konnte. Und viele Generationen von Herrschern hatten sich eine ganze Menge Prunk einfallen lassen.

Der Hauptpalast war eine riesige Kugelkonstruktion aus Millionen von Kristalltafeln. Armillarringe folgten den Bah-

nen, die auf einem Himmelskörper Längen- und Breitengrade repräsentiert hatten, und die Außenwände waren mit Lichtern gesprenkelt, die die astronomischen Positionen von Kaiser Wudas Sternensystemen anzeigten. Genau in der Mitte der Kugel saß der Kaiser am symbolischen Nullpunkt, womit er (im übertragenen Sinne) im Zentrum des bekannten Universums thronte.

Auf dem Weg zum Kaiser trug Jesse den formellen Mantel und die Hosen, die Dorothy aus seiner selten benutzten Garderobe höfischer Gewänder ausgesucht hatte. Sein dunkles Haar war geölt und mit einem penetrant süßen Duftstoff parfümiert, bei dessen Geruch sich ihm der Magen umdrehte. Salben verdeckten die Schwielen an seinen Händen.

General Tuek inspizierte die fünf catalanischen Gardisten und nahm ihnen anschließend mit großer Geste selbst die zeremoniellen Waffen ab, bevor sie dem Kaiser unter die Augen traten. Nur Tuek und Jesse wussten, dass die Männer noch immer versteckte Waffen trugen: scharfe Würgedrähte, die als Haarsträhnen getarnt waren, und selbsthärtende Ärmel, die als Schnittwaffen eingesetzt werden konnten. Zweifellos hatten die Hoskanners ähnliche Vorkehrungen getroffen. Die Frage war, ob Valdemar kühn genug war, hier im Thronsaal einen blutigen Kampf herauszufordern.

Nach einem melodischen Fanfarenstoß verkündete ein Ausrufer laut und in allen fünf Hauptsprachen des Imperiums das Eintreffen von Edelmann Linkam. Mit hocherhobenem Haupt schritt Jesse auf den Thron zu.

In einem zylindrisch gewölbten Thron auf einem hohen Monolithen saß Kaiser Wuda, ein dicklicher, kahler Mann mit wabbliger Haut. Obwohl er vergleichsweise jung war, hatte sein hedonistischer Lebensstil ihn früh altern lassen, sodass sein Körper bereits zu einem fleischigen Kloß

zusammengesackt war. Dennoch gebot er über mehr Reichtum und Macht als jeder andere Mensch im bekannten Universum.

Jesse trat zurück, als ein zweiter Fanfarenstoß die mehrsprachige Vorstellung des Edelmanns Hoskanner von Geprime ankündigte. Valdemar war auffällig groß, fast wie ein wandelnder Baum. Er trug einen schwarzen Anzug aus Spiegelstoff, der wie ölges Schattenspiel an seiner schlanken Gestalt schimmerte. Schwarzes Haar war von einem spitzen Haaransatz zurückgekämmt und krönte eine breite Stirn, auf die die gekrümmte Gestalt einer gehörnten Kobra tätowiert war, das Abzeichen des Hauses Hoskanner. Valdemars Nase stach aus seinem Gesicht hervor, und sein markanter Kiefer schien eigens dafür geschaffen, ihm beim Zähneknirschen zusätzliche Kraft zu verleihen. Den Blick fest auf den Fuß des kaiserlichen Throns gerichtet, vollführte Valdemar eine makellose, förmliche Verbeugung. Nicht ein einziges Mal schaute er zur Delegation der Linkams hinüber.

Die sechs Hoskanner Leibwachen, die gleiche Anzahl, die auch Jesse gestattet war, trugen einschüchternde nietenbesetzte Uniformen. Ihre Gesichter wirkten stumpf und eckig, fast schon nicht mehr ganz menschlich. Sie alle trugen die tätowierte gehörnte Kobra, allerdings auf der linken Wange. Tuek bedachte sie mit einem hohnischen Lächeln und wandte sich anschließend um, als der Hochkaiser beide Edelmänner zu sich rief. Pflichtschuldig gingen sie aufeinander zu, bis sie das hohe Podest, auf dem der Thron stand, erreicht hatten.

»Edelmann Jesse Linkam. Sie haben im Namen des Adelsrats eine Beschwerde bezüglich des Monopols der Hoskanners auf die Gewürzproduktion eingelegt. Normalerweise bitten Wir die Adelshäuser darum, ihre Streitigkeiten ohne kaiserliche Einmischung beizulegen. Ihnen

stehen direktere Mittel zur Verfügung persönliche Zweikämpfe zwischen den Streitenden Schiedsgerichte und sogar das Kanly Keine dieser Methoden erscheint Ihnen hinreichend?«

»Nein, Herr«, antworteten Jesse und Valdemar gleichzeitig, als hätten sie ihre Antwort abgesprochen

Das fleischige Gesicht des Kaisers zog sich zu einer finsteren Miene zusammen Er wandte sich Jesse zu Seine winzigen Augen lagen tief zwischen bleichen Fettfalten »Edelmann Hoskanner hat einen Kompromiss angeboten, und ich schlage vor dass Sie ihn annehmen «

»Ich werde jedes Angebot in Betracht ziehen, solange es fair und gerecht ist Jesse schaute zu Valdemar hinüber, der seinem Blick auswich

»Seit achtzehn Jahren deckt das Haus Hoskanner unseren Gewürzbedarf« sagte der Kaiser »Wir sehen keinen Grund, diese profitable Zusammenarbeit zu beenden, nur weil einige Familien sich einer missgünstigen Laune hingeben Wir müssen uns davon überzeugen, dass eine Veränderung uns zum Vorteil gereicht Edelmann Hoskanner ist mit Recht stolz auf seine Leistungen Um seinen guten Willen zu beweisen, ist er bereit, sein Monopol auf die Dünenwelt für einen Zeitraum von zwei Jahren aufzugeben Das Haus Linkam - und nur das Haus Linkam - wird die Kontrolle über die Gewürzernte übernehmen Wenn Linkam am Ende dieser Probezeit mehr fordert als Hoskanner in den beiden vorangegangenen Jahren, werden Wir seinem Haus die Rechte auf den Gewürzabbau dauerhaft zusprechen Anschließend können Sie dem Adelsrat nach eigenem Gutdünken Anteile übertragen «

»Ein Wettbewerb Euer Hoheit?«

Der Hochkaiser ließ sich nicht gern unterbrechen »Edelmann Hoskanner hat mit diesem Angebot seine außergewöhnliche Großzügigkeit unter Beweis gestellt, und gleich

zeitig bringt er damit das Vertrauen in seine Fähigkeiten zum Ausdruck. Wenn Sie der Bessere sind, gehört das Monopol Ihnen. Nehmen Sie diese Bedingungen als angemessene Lösung des Konflikts an?«

Das kaum verhohlene Lächeln, das hinter Valdemars Miene lauerte, verriet Jesse, dass es genau das war, was sein Gegenspieler wollte, aber er sah keine andere Möglichkeit. »Ist es mir gestattet, die Produktionszahlen der Hoskanners einzusehen, damit ich weiß, wie viel wir fordern müssen?«

Hoskanner trat vor. »Herr, meine Arbeiter hatten es weder mit einer Herausforderung noch mit einem vorgegebenen Soll zu tun. Wir haben unser Bestes gegeben und den geforderten Anteil ans Imperium abgetreten. Wenn man Edelmann Linkam ein Soll vorgibt, wäre das ein unfairer Vorteil.«

»Dem stimme ich zu«, erklärte der Hochkaiser mit einem schnellen Blick zu Valdemar. Jesse war davon überzeugt, dass die beiden diese Bedingung im Vorhinein abgesprochen hatten.

Doch so einfach gab der Patriarch des Hauses Linkam nicht auf. »Aber Hoskanner hatte viele Jahre Zeit, um eine Infrastruktur aufzubauen, seine Arbeiter auszubilden und Ausrüstung zu kaufen. Meine Leute müssten bei null anfangen. Man muss mir eine annehmbare Vorlaufzeit zugestehen. Wird das Haus Hoskanner einen Teil seiner Spezialausrüstung für unseren Bedarf zurücklassen?«

Valdemar verzog gelassen das Gesicht, und seine Antwort klang einstudiert. »Das Haus Linkam hat ohnehin den Vorteil unserer Erfahrung, das Datenmaterial von achtzehn Jahren Wüstenarbeit. Unsere Sandarbeiter mussten anfangs zahlreiche Techniken ausprobieren und viele Rückschläge erdulden. Meine Ingenieure haben die Maschinen und Techniken zur Gewürzernte entwickelt, und

das lief nicht immer reibungslos. In vielerlei Hinsicht befindet sich mein Gegner schon jetzt in einer besseren Position, als wir Hoskanner sie jemals hatten.« Als er die Stirn in Falten legte, sah die darauf tatowierte gehornte Kobra aus, als würde sie sich zum Sprung zusammenrollen.

Mit einer gelangweilten Geste sagte Kaiser Wuda: »Die Nachteile scheinen die Vorteile auszugleichen.«

»Herr, wir brauchen irgendeine Ausrüstung, mit der wir anfangen können!«, drängte Jesse und lächelte dann. »Ansonsten wird der Gewürzabbau völlig zum Erliegen kommen, bis wir alles an Ort und Stelle haben. Das könnte Monate dauern. Ich glaube kaum, dass das den Wünschen des Imperiums entspricht.« Er wartete.

»Nein, das wäre unverantwortlich.« Der Hochkaiser schniefte. »Na schön, das Haus Hoskanner erhält hiermit den Befehl, zwölf Gewürzerntemaschinen und drei Carryalls auf der Dünenwelt zurückzulassen. Sie gelten als Leihgaben und müssen am Ende des Wettkampfs unabhängig von seinem Ausgang zurückerstattet werden.«

Valdemars Miene verfinsterte sich, aber er sagte nichts.

Jesse ließ nicht locker. »Und darf ich auch um einen kaiserlichen Erlass bitten, dass weder Edelmann Hoskanner noch irgendjemand, der Verbindungen zu ihm unterhält, meine Unternehmungen stören darf? Schließlich hat auch das Haus Linkam in den vergangenen achtzehn Jahren nichts getan, um ihn zu behindern.«

Die Ungeduld des Hochkaisers grenzte an offene Verärgerung. »Wir werden uns nicht in die Einzelheiten Ihres kleinlichen Disputs hineinziehen lassen, und Wir werden auch nicht bei einer Plänkelei vermitteln, die uns schon viel zu viel von unserer wertvollen Zeit gekostet hat. Weitere Regeln und Einschränkungen verkomplizieren die Sache nur. Am Ende des zweiten Jahres wird das Haus

Enkam seine Abrechnung mit der des Hauses Hoskanner vergleichen. Als Ihr Souveran muss ich neutral bleiben, solange das Gewurz weiter fließt.«

Jesse wusste, dass er nicht mehr erreichen wurde. Er verbeugte sich formlich. »Ich nehme die Herausforderung an, Herr.« *Keine Regeln.*

Der Hochkaiser verschrankte die Hande auf dem geschwollenen Bauch und lachelte. Jesse hatte das Gefuhl, dass er die Stahlzahne der Falle um sich zuschnappen horte.

3

Ich habe die darstellende Kraft von Dichtung und Lied immer für unbezwingbar gehalten. Aber wie kann man auch nur den Versuch unternehmen, die Essenz der Dünenwelt in Worte zu fassen? Man muss dorthin reisen und sie selbst erleben.

Gurney Halleck,
Spielmann des Hauses Linkam

Esmar Tuek und einhundert Catalaner trafen als Vorhut auf der Dünenwelt ein.

Die Hoskanners hatten eilig ihre Sachen gepackt und waren wie Mieter, die man mitten in der Nacht hinausgeworfen hatte, verschwunden. Den Großteil ihrer teuren Gewürzerntemaschinen und Transportschiffe hatten sie mitgenommen. Nur zwölf Einheiten ließen sie wie befohlen zurück, doch es handelt sich großenteils um defekte, schlecht gewartete Ausrüstung.

Esmar Tuek schüttelte den Kopf, als er die unangenehmen Nachrichten hörte. Der Kaiser hatte vermelden lassen, dass er großzügige Konzessionen einräumte. Offenbar hatte er also einen eigenen, nicht unbeträchtlichen Gewürzvorrat zur Seite geschafft, mehr als genug, um über die Runden zu kommen, während das Haus Linkam gegen größte Widrigkeiten kämpfte, wenn es versuchte, die Forderung wieder aufzunehmen. Höchstwahrscheinlich hatten die Hoskanners den Kaiser mit einem Teil ihrer eigenen Gewürzvorräte bestochen, um seine Entscheidung zu beeinflussen.

Während ein paar ambitionierte unabhängige Sand-

arbeiter die Gewürzförderung auch unter den Linkams fortsetzten, richteten Tueks Männer in der Hauptstadt eine Operationsbasis ein. Carthag kauerte zwischen einem abweisenden Gewirr spitzer Felsen, das sich aus dem offenen Sandmeer erhob und Schutz vor den tobenden Stürmen und anderen Bedrohungen bot. Tuek hatte einen geordneteren Grundriss bevorzugt, aber das zerklüftete Gelände ließ kein erkennbares Schema für die Anordnung von Gebäuden, Straßen und Landeplätzen zu. Die Bauwerke mussten auf jedem verfügbaren Flecken ebener Erde errichtet werden, mochte er noch so klein sein.

Die meisten Angestellten mussten bleiben, da sie sich den exorbitant teuren Flug zu einer anderen Welt nicht leisten konnten. Personal, Köche, Wasserhändler, Handwerker, Gemischtwaren- und Wüstenkleidungshändler blieben in Carthag zurück und gaben vor, sich hier ein Leben nur durchzuschlagen. Tuek hatte den Verdacht, dass viele von ihnen Saboteure waren, die man mit Absicht zurückgelassen hatte, damit sie gegen das Haus Linkam arbeiteten.

Die erste Amtshandlung des alten Veteranen bestand darin, sich einen Leiter für die Gewürzförderung zu sichern, jemanden mit Erfahrung als Sandarbeiter, der gleichzeitig nicht viel für die Hoskanners übrig hatte. Tuek wollte jemanden, der weit unten in der Hierarchie stand, weil er davon ausging, dass sich Leute, die einen hochergestellten Posten bekleidet hatten, ihren früheren Herren verpflichtet fühlen konnten. Dagegen würde ein Sandarbeiter, der in Sachen Stellung und Verantwortung – und nicht zu vergessen Bezahlung – plötzlich einen Sprung nach oben machte, geneigt sein, sich voll und ganz dem Haus Linkam zu verschreiben.

Tuek und Gurney Halleck, der Spielmann der Familie Linkam, trafen sich mit jedem, der sich auf die Stelle be-

warb, und auch mit anderen, die unter den Hoskanners gelernt hatten, nicht zu viel Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Gurney, ein rothaariger Felsen von einem Mann, hatte scharfe Augen und eine tödliche Klinge, obgleich seine lockere Art dafür sorgte, dass seine Feinde ihn immer wieder unterschätzten.

Nachdem sie mit über vierzig Kandidaten gesprochen hatten, entschied sich Tuek für einen ehrgeizigen Erntevorarbeiter namens William English. Selbst nach dem Abzug der Hoskanners hatte English die Leitung dreier Gewürzerntegruppen übernommen und dafür gesorgt, dass sie während des Regierungswechsels weiter Melange abbauten und sogar Prämien dafür erhielten. Zu seinen Gunsten sprach, dass er aus einem edlen Geschlecht stammte. Sein Großvater war ein Verbündeter der Linkams gewesen, bevor eine Wirtschaftskrise das Haus English ruiniert hatte. Die linke Gesichtshälfte des Mannes war rau und wächsern, als hätte man sie mit einem Sandstrahlgebläse bearbeitet. English war in einen tobenden Sandsturm geraten und hatte nicht ausreichend Schutz zwischen den Felsen gefunden. Der größte Teil seiner freiliegenden linken Wange war schwer in Mitleidenschaft gezogen worden. Die medizinische Versorgung in Carthag hatte genügt, um sein Leben zu retten, aber nicht, um ihn in einen gutaussehenden Mann zurückzuverwandeln. Er hatte nicht viel für die Hoskanners übrig.

Tuek interessierte sich jedoch mehr für die ungewöhnliche winkelförmige Tätowierung über der rechten Augenbraue des potenziellen Vorarbeiters. »Was ist das für ein Zeichen? Ich habe es schon mehrmals in Carthag gesehen, oft bei alten Sandarbeitern.«

»Hat es etwas mit der Gefängnisreligion der Zensunni zu tun?«, warf Gurney ein. »Hat man Sie als Zwangsarbeiter hergebracht?«

Englishs Gesicht nahm einen stolzen Ausdruck an, als er die Tatowierung berührte. »Die meisten von uns sind als Gefangene hergekommen, aber dieses Zeichen weist mich als Freien aus. Ich wurde eines Verbrechens für schuldig befunden und zu zwanzig Jahren Schwerstarbeit in den Strafhöhlen von Eridanus V verurteilt. Dann boten der Hochkaiser und die Hoskanners jedem Gefangenen Amnestie an, der bereit war, für fünfundzwanzig Prozent der im Urteil festgelegten Zeit auf der Dünenwelt zu arbeiten. Ich musste nur fünf meiner ursprünglich zwanzig Jahre ableisten.«

Gurney schnaubte. »Die Hoskanners brauchten eine Menge Arbeitskräfte für die Gewürzförderung.« Immer begierig, neue Geschichten und neues Material für die Lieder zu finden, die er so gerne schrieb, fragte er: »Was für ein Verbrechen haben Sie begangen? Hatte es etwas mit dem unglückseligen Untergang Ihres Hauses zu tun?«

Englishs Miene verfinsterte sich. »Meine Strafe wurde umgewandelt, alle Aufzeichnungen darüber gelöscht. Deshalb habe ich überhaupt kein Verbrechen begangen.« Er lächelte sarkastisch. »Hat sich nicht jeder Mensch etwas zuschulden kommen lassen?«

Dem stets auf Sicherheit bedachten Esmar Tuek gefiel es gar nicht, dass die meisten seiner Sandarbeiter verurteilte Sträflinge waren. Wie vertrauenswürdig konnten die schon sein? Andererseits wusste er auch, dass viele der besten Soldaten, mit denen er im Militär gedient hatte, eine zwielichtige Vergangenheit hatten oder von Gewissensbissen geplagt wurden.

In versonnlichem Tonfall fragte er: »Wie lange müssen Sie noch auf der Dünenwelt bleiben? Ich kann keinen Erntevorarbeiter gebrauchen, der uns in ein paar Monaten verlässt.«

»Wie gesagt, inzwischen bin ich ein Freier. Ich lebe seit zwölf Jahren hier, sieben davon seit dem Ende meiner Strafe.«

»Warum sind Sie nicht gegangen, Mann?«, entfuhr es Gurney. »Ich kann mir nicht vorstellen, warum jemand freiwillig an diesem verfluchten Ort bleiben sollte.«

»Ich bin *nicht* freiwillig hier. Wenn wir unsere Strafe abgearbeitet haben, lässt man uns nicht gehen, es sei denn, wir bezahlen die Passage zu einem anderen Planeten selbst. Nur den Geschicktesten und Verschlagensten gelingt es, so viel Geld zu machen. Deshalb bleiben selbst Freie hier und leisten praktisch Sklavenarbeit. Ich spare seit Jahren und habe gerade mal die Hälfte von dem, was ich brauche.« Er verzog das Gesicht. »Unglücklicherweise habe ich diese verfluchte Klausel nicht bemerkt, als ich den Vertrag unterschrieb.«

»Klingt nach einem sauberen kleinen Betrug«, sagte Tuek.

English zuckte mit den Schultern. »Ob Betrug oder nicht, ich hatte die Strafhöhlen auf Eridanus V nicht überlebt. Dort tropft Säure von den Wänden, und immer wieder werden Leute durch Tunneleinstürze verkrüppelt und getötet. Und selbst wenn ich meine Strafe dort abgearbeitet hätte, wäre ich hinterher noch immer ein verurteilter Verbrecher gewesen.« Er berührte erneut das Zeichen über seiner Braue. »Hier bin ich für immer ein Freier und kein Verbrecher.«

Angemessen beeindruckt beschloss Tuek, dem Mann eine Chance zu geben, ihn aber genau im Auge zu behalten. »Mr. English, könnten Sie uns mit einem Ornjet zu einem Inspektionsflug mitnehmen?«

»Nichts leichter als das, General. Ich werde nachsehen, wo sich die Arbeitstrupps befinden, die heute rausgegangen sind. Die wenigsten haben ihre Ausrüstung in Gang bekommen.«

Die drei Manner ließen die schwarzen Felszinnen hinter sich und flogen über die endlosen Weiten butterfarbener Dünen. Gurney schaute durch das getönte Fenster des Ornjets auf die Wüste hinab. »Ein Land der Dürre und der Steppe, niemand wird darin wohnen, kein Mensch sie durchwandern«, gab der Spielmann aus seinem umfangreichen Repertoire einschlägiger Zitate zum Besten. Er wandte sich um und schaute zu den klobigen Gebäuden des Hags zurück, die sich zwischen den Felsen drängten. »Wie Jesaja vor langer Zeit auf einer anderen Welt sagte – ein Haus baute Türme in der Wüste.«

Tuek schaute missbilligend zu der schmutzigen Stadt zurück, die die Hoskanners errichtet hatten. »Ich würde diese Gebäude nicht gerade als Türme bezeichnen.«

Nachdem English den Ornjet tiefer in die Wüste gesteuert hatte, fuhr er die Tragflächen zu ihrer vollen Spannweite aus. Sie schlugen langsam auf und ab, als das Fluggerät in eine Turbulenz geriet. Er kämpfte mit den Kontrollen. »Halten Sie sich fest, meine Herren. Könnte schlimmer werden, könnte aber auch nachlassen.«

»Ah, dann sind wir also für alle Eventualitäten gerüstet«, sagte Gurney leise lachend.

»Kommt ein Sturm auf?«, erkundigte sich Tuek.

»Nur thermische Winde. Kein Grund zur Sorge.« English berührte die rasierte, glänzende Haut seiner linken Gesichtshälfte. »Ich kann schlechtes Wetter spüren. Unglücklicherweise weiß ich genaugenommen über die Stürme der Dünenwelt Bescheid.«

Nachdem er die Fluglage des Ornjets stabilisiert hatte, warf English dem alten Veteranen einen Blick zu. »Ich habe Ihnen von meiner Tätowierung erzählt, General Tuek. Würden Sie sich revanchieren, indem Sie mir erklären, was es mit diesen roten Flecken an Ihren Lippen auf sich hat? So etwas habe ich noch nie gesehen.«

Tuek berührte die hellen, moosbeerfarbenen Flecken, die seinen Mund auf ewig zeichneten. »Ich war einst von der Sapho Droge abhängig. Sie verursacht ein Hochgefühl. Sie macht nachlässig … und ruiniert einem das Leben.«

»Sapho verursacht solche Flecken?«

»Der Sapho-Saft ist farblos. Die roten Flecken bedeuten, dass ich das *Gegenmittel* genommen … und überlebt habe.«

»Sie waren wirklich abhängig?« English schien unbehaglich zumute zu sein. »Und Sie haben die Sucht besiegt?«

»Jede Sucht kann besiegt werden, wenn man über genug Willenskraft verfügt.« Unbewusst verkrampften sich Tueks Hände an seinen Seiten. Er erinnerte sich an die alptraumhaften Todesqualen, an die Tage, in denen er sich danach gesehnt hatte zu sterben. Er hatte in vielen Schlachten gekämpft, aber den Griff der Drogenabhängigkeit zu brechen war einer seiner am härtesten erkämpften Siege gewesen.

Als sie in der richtigen Gegend waren, steuerte English den Orniet auf eine Staub- und Sandsäule zu, die wie eine Qualmwolke über einem Fabrikschlot aussah. »Gewürzförderung.«

»Ich kann es kaum erwarten, die Ausrüstung zu Gesicht zu bekommen, die man uns hinterlassen hat«, sagte Tuek in bitterem Tonfall. »Zwölf Erntemaschinen und drei Carryalls, um sie in die Erntegebiete zu bringen?«

»Die Zahlen stimmen, aber die Maschinen sind in einem lausigen Zustand.«

Der alte Soldat zog eine finstere Miene. »Der Kaiser hat darauf bestanden, dass die Hoskanners sie für uns zurücklassen, aber ich fürchte, sie werden nicht ausreichen, um die bisherigen Fördermengen zu übertreffen.«

»Wir werden weit dahinter zurückfallen.«

»He, das ist wirklich ein aufmunternder Gedanke!«, rief Gurney. »Wer optimistisch zum Herrn aufblickt, kann sich seiner Belohnung sicher sein, und der Pessimist erhält ebenfalls das, was er sich ausmalt: eine Niederlage.«

Der Erntevorarbeiter schüttelte den Kopf. »Das ist kein Pessimismus, sondern mathematische Realität. Und die Realität dieses Höllenlochs: Wenn wir keinen Weg finden, die Gewürzforderung mit der zur Verfügung stehenden Ausrüstung dramatisch zu steigern, hat das Haus Linnaeus keine Chance. In zwei Jahren werden die Hoskanners mit allem, was sie haben, zurückkehren – und mich wird man hinrichten.« English warf seinen beiden Passagieren einen sonderbaren Blick zu. »Edelmann Hoskanner hat wenig übrig für Männer, deren Treue man kaufen kann.«

»Du liebe Güte!« Das war Tueks Lieblingsredensart. »Warum haben Sie die Stelle dann angenommen, Mann?«

»Weil Sie mir eine Lohnerhöhung angeboten haben. Wenn ich hungere und größtmögliche Prämien erwirtschafte, besteht eine geringe Chance, dass ich mir die Passage zu einer anderen Welt leisten kann, bevor die Hoskanners zurückkehren.«

English berührte die Steuerkontrollen, worauf die Schnauze des Ornithopters lange, teleskopartige Sensoren ausfuhr, mit denen der Boden unter ihnen abgetastet wurde. »Wo eine Gewürzader ist, sind oft auch andere. Diese Sonden nehmen Messungen vor, die uns Hinweise geben, wo wir beim nächsten Mal suchen sollten.«

»Was ist mit all den kleinen Schiffen?«, wollte Gurney wissen.

»Kundschafter finden den guten Sand anhand von Oberflächenmerkmalen, unregelmäßigen Dünenformen und Anzeichen von Wurmaktivitäten.«

»Wurmaktivitäten?«, fragte Tuek.

Trägerschiffe flogen den hektischen Aktivitäten am Boden entgegen, während in der Nähe kleinere Schiffe weite Kreise zogen. English schaute auf die Arbeiten hinab. »Ah, sieht aus, als ob für heute Schluss wäre. Die Arbeitertrupps können eine Ader nur etwa eine Stunde lang ausbeuten, dann müssen wir evakuieren. Sehen Sie, die Gewürzerntemaschine da drüben ist bereit, in Sicherheit gebracht zu werden.«

Während die Männer unten zu ihren Fahrzeugen rannten, koppelte sich ein schwerer Carryall an eine wuchtige, kastenförmige Maschine im Dünental an und hob sie in die Höhe.

»In Sicherheit gebracht? In Sicherheit wovor?«, fragte Tuek.

»Haben die Hoskanners Ihnen denn gar nichts über den Gewürzabbau erzählt?«

»Nein.«

Nur wenige Augenblicke, nachdem der Carryall die Gewürzerntemaschine aus dem Sand gehoben hatte, schoss ein gewaltiges, sich windendes Wesen aus den Dünen hervor. Ein schlangenartiges Geschöpf mit gähnendem Schlund warf sich der aufsteigenden Gewürzerntemaschine hinterher, doch der Carryall stieg unter Aufbietung seiner ganzen Antriebskraft höher und höher, bis er außer Reichweite war. Der große Wurm fiel in einer Sandwolke zwischen die Dünen zurück und zuckte wild im Sand.

»Bei den Göttern, was für ein Ungeheuer!«, rief Gurney. »›Und ich sah aus dem Meer ein Tier heraufkommen, das zehn Hörner und sieben Köpfe hatte.‹«

»Die Vibrationen, die bei der Ernte entstehen, locken den Sandwurm an, der seinen Hort verteidigen will – genau wie der Drache aus dem Mythos«, erklärte English. »Unter den Hoskanners habe ich auf sieben Gewürzernte-maschinen gearbeitet, die verlorengingen.«

»Sind da unten alle davongekommen?« Tuek schaute durchs Fenster des Ornijets und suchte die aufgewühlten Dünen nach Toten ab.

English lauschte auf die abgehackten Berichte. »Alle haben sich gemeldet, mit Ausnahme eines Kundschafters, der in den Sog einer Sanderuption geraten ist.«

»Sanderuptionen? Riesenwürmer?«, rief Gurney. »Bringt die Dünenwelt nur Absonderlichkeiten hervor?«

»Selbst nach einem Dutzend Jahre kenne ich noch nicht all ihre Geheimnisse.«

Bevor sie in die Berge zurückkehrten, die Carthag umgaben, landete English bei einem kleinen Lager, wo gerade zwanzig Arbeiter in abgedichteten Ganzkörperanzügen ausschwärmten und biegsame Stecken im weichen Sand platzierten. Die Stecken ragten aus dem Boden wie Stacheln aus dem Rückgrat eines Ungetums.

Die drei Männer verließen den Ornijet und atmeten heiße Luft durch ihre Gesichtsmasken. Um sie herum auf den höheren Dünen sah Tuek wirbelnde Windteufel. Die Arbeiter waren über das windgeschützte Tal verstreut, eine weite Leere, die wie ein hungriges Maul jedes Geräusch schluckte. Wie er da stand, umgeben von ehrfurchtgebietender Stille, meinte er fast, das Atmen der Wüste zu hören.

Gurney stapfte durch den weichen Sand zu einem der biegsamen Stecken, den ein Arbeiter dort hinterlassen hatte. Er zupfte daran wie an einer Antenne. »Und was ist das?«

»Sie staken den Sand, um das Wetter besser vorhersagen zu können.«

»Haben wir nicht Satelliten in der Umlaufbahn? Ich bin mir ziemlich sicher, dass die Hoskanners sie zurückgelassen haben.«

»Die geben uns nur ein grobes Bild, und die Landschaft hier unten ist ein Mosaik von Mikroklimata. Mit den schwankenden Temperaturen und den Sandgezeiten ist das örtliche Wetter gefährlich unvorhersehbar. Jeder dieser Stecken hat einen Signalgeber. Wenn sie sich im Wind beugen und drehen, können wir anhand der Daten den Kurs von Stürmen verfolgen. Flugsand zeichnet Linienmuster in die wachsartige Oberfläche der Stecken. Manche Einheimische behaupten, dass sie die Muster lesen können.« Er zuckte mit den Schultern. »Ich selbst konnte darin nie etwas erkennen, aber ihre Vorhersagen sind genauso zutreffend wie alle anderen auch.«

Einer der Arbeiter am entgegengesetzten Ende des Tals rammte einen Stecken in den Sand und schrie plötzlich laut auf. Er warf die Arme entsetzt in die Höhe, und seine Beine gaben unter ihm nach, als würde ein großer Mund versuchen, ihn nach unten zu saugen.

Der entsetzte Erntevorarbeiter blieb, wo er war, beide Füße fest im Dünensand, doch Tuek und Gurney rannten sofort auf den Mann zu. Als sie sich der Stelle näherten, war der glücklose Arbeiter bereits unter der puderigen Oberfläche verschwunden. Nicht einmal seine Finger oder eine Bewegung im Sand verrieten, wo er war.

Gurney packte Tuek an der Schulter und hielt ihn zurück. »Gehen Sie lieber nicht zu nah ran, General! Vielleicht ist es noch so ein Wurm.«

Tuek wirbelte zu William English herum, der sich ihnen mit grimmiger Miene näherte und sorgfältig darauf achtete, wo er hintrat. »Du liebe Güte! Konnten Sie ihm denn nicht helfen?«

Der Wüstenmann schüttelte den Kopf. »Er war in dem Moment verloren, als er einen falschen Schritt getan hat. Sandstrudel entstehen an unvorhersehbaren Stellen. Es sind Schlundlöcher, die alles in die Tiefe ziehen.«

Tuek, der keine besondere Lust hatte, sich vom Fleck zu rühren, blieb etwa eine Minute lang an Ort und Stelle stehen. Seine Kiefermuskeln bewegten sich wie die winzige Imitation eines Wurms. »Bei den Göttern! Was für eine Teufelswelt ist das hier?«

4

Selbst in der kargsten Einöde wächst immer eine Blume. Erkenne das und lerne, dich an deine Umgebung anzupassen.

Dr. Bryce Haynes,
mit der Erforschung der Dünenwelt
beauftragter Planetenökologe

Jetzt, wo ihre Familie vom Untergang bedroht war, schwor sich Dorothy Mapes, dass jeder Augenblick, jede ihrer Handlungen auf der Dünenwelt zählen würde. »Es ist ein ernsthafter Planet, der meine ungeteilte Aufmerksamkeit verlangt«, stellte sie fest, während sie aus dem ovalen Bullauge schaute. Das Transportschiff der Linkams flog über das Dünenmeer auf eine Reihe kahler schwarzer Berge zu.

Sie saß neben Jesse auf der Steuerbordseite des Transporters und sah, dass er sich ganz auf die drohende Staubwolke konzentriert hatte, die wie eine unaufhaltsame catalanische Flutwelle auf sie zukam. Vor wenigen Augenblicken hatte er zugegeben, dass es vielleicht doch keine so gute Idee gewesen war, dem Piloten nach ihrer Raumflugreise den Befehl zu dieser Exkursion zu geben und einhundert Kilometer weit über die Wüste zu fliegen, statt direkt in Carthag zu landen. Aber er hatte wissen wollen, wie es auf diesem Planeten war, und seine Konkubine und sein Sohn sollten sehen, wo sie mindestens zwei Jahre lang leben würden.

Jetzt hoffte Dorothy, dass er keinen gefährlichen Fehler begangen hatte.

Ich denke, wir werden mit diesem Sturm fertig«, sagte der Pilot. »Ich hoffe es jedenfalls, weil wir nämlich nicht mehr genug Treibstoff haben, um in die Umlaufbahn zurückzukehren.«

Jesse antwortete nicht, genauso wie Dorothy. Er drückte unauffällig ihre Hand, um ihr Mut zu machen und ihr mitzuteilen, dass er nicht zulassen würde, dass ihr etwas zustieß – weder ihr noch dem jungen Barri, der am anderen Fenster saß und wie gebannt auf die fremdartige Landschaft hinunterstarrte. Nach mehr als zehn gemeinsamen Jahren konnten der Edelmann und seine Konkubine sich durch einfache Blicke oder Berührungen verständigen. Er ließ die Fingerspitze über ihren Verlobungsring mit den zwei Steinen gleiten.

Obwohl Jesse der Patriarch seines Adelshauses war, kümmerte sich Dorothy Mapes täglich um wichtige Geschäfts- und Familienangelegenheiten. Sie hatte sich einmal mit der Frau eines Samurais von der alten Erde verglichen, die Zugriff auf und Kontrolle über vieles hatte. Ihr war absolut klar, dass diese Ehe-Analogie reines Wunschdenken war. Aufgrund der verwickelten Gesellschaft des Imperiums mit ihren strengen Regeln konnte Jesse niemals eine Frau aus dem gemeinen Volk heiraten, ganz gleich, wie viel sie ihm bedeutete und wie unersetzlich sie für ihn war.

Dorothy war die Mutter seines Sohnes, des männlichen Erben des Hauses Imkam. Obwohl sie den Jungen viele wichtige Dinge gelehrt hatte, verhätschelte sie ihn auch – nach Jesses Ansicht zu sehr. Der Edelmann wollte, dass Barri es mit genug Widrigkeiten zu tun bekam, um stark zu werden. Wenn er sie unter Druck setzte, fügte sich Dorothy seinen diesbezüglichen Anweisungen oder tat zumindest so. Doch jedes Mal würde sie den Jungen wenig später wieder verwöhnen.

»Ach, ich hoffe, wir sind bald da.« Auf der gegenüberliegenden Seite des Gangs rutschte der gutmütige alte Familienarzt unbehaglich auf seinem Sitz hin und her. Er blickte starr geradeaus und weigerte sich, durch das Fenster auf die schwindelerregende Landschaft hinabzuschauen, die unter ihnen vorbeizog. Cullington Yueh hatte struppiges graues Haar und einen pfeffergrauen Schnauzbart. »Ach, von diesem Rucken und Vibrieren wird mir ganz übel.«

»Carthag liegt direkt vor uns«, quiekte die Stimme des Piloten leise aus dem Lautsprecher. »Bereiten Sie sich auf weitere Turbulenzen vor, denn wir nähern uns jetzt den Bergen.«

»Wunderbar!« Yueh wurde noch bleicher.

Durch das ovale Sichtfenster beobachtete Dorothy, wie die Stadt in Sicht kam. Zwischen den dunklen Klippen waren Gebäude und freie Plätze zu sehen. Die Stadt, die während der achtzehnjährigen Herrschaft der Hoskanners ausgebaut und befestigt worden war, wirkte unheilverkündend. Enge Straßen zogen sich durch Spalten und Täler. Auf kantigen Vorsprüngen standen Wohnkomplexe und kleinere Kuppelhabitate, die durch Fußwege und steile Stufen verbunden waren. Viele der größeren Gebäude waren durch Straßenbahnen und Tunnel an den Rest der Festungsstadt angeschlossen. Carthag hatte zwar keinen großen Raumhafen, aber mehrere Landefelder waren in den Fels gesprengt und anschließend mit Panzerbeton geglättet worden. Das Ergebnis waren zwei Hauptlandezonen an entgegengesetzten Enden der Stadt – eine davon etwas größer.

Der Pilot kreiste über einer Fläche nahe dem Anwesen, das ihnen als Hauptquartier dienen sollte. Die rotbraunschwarzen Gebäude Carthags lugten hinter Felsbollwerken hervor. Die Vorwinde des Sturms warfen das Schiff

Um und her wie ein Angriffsgeschwader, das den Feind weichklopfen sollte, bevor der eigentliche Kampf begann. Das Schlingern und Schwanken entlockte Dr. Yueh weitere Elendsseufzer.

Mit einem lauten, schaukelnden Aufschlag kam das Schiff auf einem ebenen, mit Panzerbeton versiegelten und von zerklüfteten Felswänden umgebenen Platz zur Ruhe. Um sie herum landeten zügig einheimische Schiffe und Fahren, die ebenfalls dem Sturm entkommen wollten – wie Wüstentalken, die zu ihren Nestern im Felsgestein zurückkehrten. Sandkörnchen prasselten gegen die Fenster.

»Wir sind zu Hause«, sagte Jessa. »Die Dünenwelt sieht mir nach einem angenehmen, einladenden Ort aus.«

Dorothy hatte die beiden Männer fast nicht wiedererkannt, die ihr entgegenkamen, als sie und ihre Begleiter den Eingangssaal des Empfangsgebäudes betraten. Staub wirbelte um ihre Stiefel, Ganzkörperanzüge und Wüstenumhänge. Doch Dorothys scharfe Augen erkannten sie an der Art, wie sie gingen und sich zueinander verhielten. Sie hatte die Kunst erlernt, kleine Details an den Menschen wahrzunehmen und ihre Körpersprache zu lesen. Das war die einzige Möglichkeit, in einer Gesellschaft, in der blaues Blut höher eingeschätzt wurde als Intelligenz und Schläue, etwas zu erreichen.

Mit großer Geste öffnete Gurney Halleck seinen Umhang und schleuderte dabei losen Dreck durch die Luft. Das rauhe Gesicht des Spielmanns strahlte schalkhaft, sobald er Jessa sah. »Wird auch langsam Zeit, dass du hier ankommst, Junge!« Seine Stirn und die dicke Nase unter dem verfilzten hellen Haar waren schmutzig, doch der Bereich um den Mund, wo seine Maske ihn geschützt hatte, war absolut sauber.

Esmar Tuek hielt seinen eigenen Umhang geschlossen, und seine dunklen Augen spähten über die Oberkante der Gesichtsmaske. »Entschuldigen Sie, dass wir keine Zeit hatten, uns für Sie zu säubern, Mylord, aber wir waren draußen in der Wüste. Diese Hoskanner-Mistkerle haben uns zum Gewürzernten nichts als Schrott hiergelassen! Wir müssen schnellstens vernünftige Maschinen beschaffen. Und das wird uns ziemlich teuer zu stehen kommen, fürchte ich. Die Hoskanners haben vermutlich den Markt manipuliert.«

»Unsere Finanzen sind bis zum Letzten ausgereizt«, warnte Dorothy. »Da wir mit Schwierigkeiten rechnen mussten, haben wir bereits zusätzliche Ausrüstung bestellt. Das bisschen, was wir uns leisten können.«

»Es sieht so aus, als müssten wir noch mehr bestellen«, sagte Jesse. »Ganz egal, wie tief wir in die Kasse greifen müssen, wir brauchen geeignetes Werkzeug für unsere Arbeit, sonst können wir sie gar nicht erst machen.« Er lächelte ihr zu. »Du wirst einen Weg finden.«

»Das tue ich immer irgendwie.« Ungezählte Male hatte Dorothy für das Haus Prinkam die Prioritäten gesetzt, den Etat gestrafft und sogar neue Einkommensquellen aufgetan. Jetzt wurde ihr schwindlig, als sie darüber nachdachte, vor welchen Aufgaben sie stand.

Bedienstete eilten herbei, um ihnen beim Entladen des Gepäcks zu helfen. Schließlich kam auch Dr. Yueh zum Vorschein, der immer noch weiche Knie hatte. Er sog ein paarmal tief die trockene Luft ein und zog dann ein Gesicht, als würde die ganze Welt um ihn herum unangenehm riechen.

Die zwei staubigen Begleiter führten die Neuankömmlinge über einen steilen Fußweg zum nahen Anwesen. Die Winde des aufkommenden Sturms pfiffen zwischen den schützenden Felszinnen hindurch und zerrten an ih

ren Haaren und Kleidern. Jesse und Dorothy stemmten sich gegen den beißenden Wind. Ihr Sohn eilte voraus doch Dorothy rief ihn zurück. Widerwillig wartete der braunhaarige Junge, bis sie ihn eingeholt hatten.

»Wahrscheinlich ist es das Beste, wenn man gleich am ersten Tag eine Ladung Dreck ins Gesicht bekommt«, bemerkte Gurney. »So ist es eben auf der Dunenwelt, und wir haben bisher keine Möglichkeit gefunden, hier sauberzumachen. Der verfluchte Sand und Staub landet überall. Ich habe einen üblen Ausschlag am …« Er warf Dorothy einen Seitenblick zu und ließ den Satz unvollendet.

Dorothy nahm Barri an der Hand, doch als Jesse ihr einen missbilligenden Blick zuwarf, ließ sie den Jungen wieder los, damit er allein weitergehen konnte, immer ein paar Schritte voraus.

»Die größten Gewürzfelder liegen fünfzehnhundert Kilometer von hier entfernt«, sagte Tuek eilig, um die Stille zu füllen. »Aber Carthag ist der am nächsten liegende feste Platz, der sich für eine große Stadt mit Landefeldern eignet und sich auch verteidigen lässt.«

Gurney stieß Jesse in die Seite und zeigte nach vorn. »Weide deine Augen an deinem neuen Zuhause, Junge.«

Durch den Nebel aus Flugsand konnte Dorothy das alte Anwesen vor ihnen kaum erkennen. Es war eine Festung mit Steinmauern, die dem primitiven architektonischen Geschmack der Hoskanners entsprach. Sie dachte erneut an ihr ehemaliges Zuhause an den Küsten Calalans, die rustikalen, aber einladenden Holzmöbel, die Teppiche und Kamine, die fröhlichen Lichter. Im Gegensatz dazu bot dieser Ort die einfachen Annehmlichkeiten großer Steinblöcke und verschweißter Metallträger.

Wo sind wir da nur reingeraten?

Riesige Statuen von den Familienpatriarchen der Hoskanners saumten den Weg zum Eingang. »Die müssen weg«, sagte sie sofort.

»Das wird dem alten Valdemar gar nicht gefallen, wenn er hierher zurückkommen sollte«, sagte Gurney, aber grinsend und keineswegs besorgt.

Jesse hielt eine Weile inne, bevor er schließlich sagte: »Wenn Valdemar in zwei Jahren zurückkehrt, wird mir das egal sein.«

Früh am nächsten Morgen erwachte Dorothy nach einer unruhigen Nacht in einem Schlafzimmer, das nach Feuer stein roch. Sie setzte sich im Bett auf, blinzelte ins unbarmherzige gelbe Sonnenlicht, das durchs abgeschirmte Fenster hereinsickerte, und stellte fest, dass Jesse nicht mehr neben ihr lag. Die Laken auf seiner Betthälfte waren noch in Unordnung.

Ein kleines Gerät summte wie eine dicke Biene vor ihrem Gesicht herum, als es feststellte, dass sie wach war. Sie blies auf den automatischen Boten, um ihn zu aktivieren. Jesses Stimme erklang: »Ich bin mit Esmar und Gurney auf einer Inspektionsrunde. Du hast so lange gebraucht, um einzuschlafen, Dor, deshalb wollte ich dich nicht wecken.«

Sie lächelte dankbar, dass er so rücksichtsvoll war. Aber sie konnte sich keine Ruhepause erlauben, nicht an ihrem ersten ganzen Tag auf der Dunenwelt. Tausende von Kleinigkeiten verlangten ihre Aufmerksamkeit, wenn der Haushalt reibungslos laufen sollte.

Barri war bereits wach und barst fast vor Lebensenergie. Sein dunkelbraunes Haar widersetzte sich allen Versuchen Dorothys, es zu zähmen. Die zahlreichen kleinen Sommersprossen auf seiner Nase waren mit dem auf der Dunenwelt allgegenwärtigen Sand bedeckt. Sein hel

les Lachen erklang haufig, insbesondere, wenn er sich damit vergnugte, interessante neue Aspekte an gewohnli chen Dingen zu erkunden

Der kluge Achtjahrige folgte ihr den ganzen Morgen lang und stellte dabei ununterbrochen Fragen, stoberte in unbeschrifteten Kisten, erforschte Korridore und Raume hinter geschlossenen Turen. Dorothy erteilte den Hausbe diensteten, die sie von Catalan mitgebracht hatten, sowie e n paar von den Hoskanners zuruckgelassenen Leuten ihre Anweisungen. Letztere hatte General Tuek mit der ihm typischen Sorgfalt uberpruft. Auch wenn Jesse den Vorsichtsmaßnahmen des alten Veterans vertraute, hatte Dorothy im Stillen beschlossen, dass sie sich ein eige nes Urteil uber die Bediensteten bilden wurde. Die Folgen eines Fehlers in dieser Angelegenheit waren zu groß, und zu viel stand auf dem Spiel.

Uber eine Steintreppe ging sie zur Hauptkuche hinunter. Als sie eintrat, besprach der Chefkoch gerade mit zweien seiner Koche das Abendessen. Piero Zonn hatte auf Cata lan ein Feinschmeckerrestaurant betrieben, bevor er sich dem Gefolge des Linkams angeschlossen hatte. Jesse hatte ihn mitgenommen, damit er sie bewirtete, doch der kleine, energiegeladene Mann schien beim besten Willen nicht zu wissen, wie er hier vernunftig arbeiten sollte. Dorothy hatte ihn gerne beruhigt, doch sie war sich selbst nicht sicher, wie viele Opfer sie hier bringen mussten.

Der Chefkoch und sein Gehilfe verstummten, als sie Dorothy sahen. Zwar gehorte sie genau wie die beiden zum gemeinen Volk, aber sie lebte in anderen Kreisen. Nicht weit entfernt hielt ein carthagisches Dienstmadchen in ihrer Arbeit inne und machte sich dann umso nach drucklicher daran, weiter den steinernen Schmuckalko ven abzustauben, mit dem sie beschaftigt gewesen war. Dorothy fuhlte sich ausgesprochen fehl am Platze.

Spater, als sie mit Barri allein durch einen breiten Korridor zu den oberen Stockwerken ging, zupfte der Junge an ihrer kuhlen Bluse. »Was heißt Odokis?«

»Odokis?«

»Der Stern, den wir gesehen haben, als wir ins Sonnensystem gekommen sind.«

»Er heißt Arrakis, Schatz. In der alten astronomischen Sprache hieß das ›der Tanzer‹ oder ›das trabende Kamel‹. Er ist jetzt die Sonne an unserem Himmel, hier auf diesem Planeten.«

»Ich ware lieber wieder auf Catalan. Ich vermisse meine Freunde.«

›Du wirst hier neue Freunde finden.‹ In Wahrheit hatte Dorothy allerdings nicht viele Kinder in Carthag gesehen, und die wenigen, die sie gesehen hatte, schienen Waisen von der Straße zu sein. Mit einer Bevolkerung, die aus Strafarbeitern und Freien bestand, die sich die Reise nach Hause nicht leisten konnten, war die Dunenwelt nicht gerade der geeignete Ort, um eine Familie aufzuziehen.

Wahrend Jesse sich um die Gewarzforderung kummerte, verbrachte Dorothy den Morgen mit Auspacken, und Barri setzte seine Erkundungsstreifzuge fort. Er war ein außergewohnlich neugieriger junger Mann, der seiner Mutter immer dann auf die Nerven ging, wenn sie gerade besonders beschaftigt oder verargert war. Doch da sie wusste, dass seine Neugier ein Zeichen von Intelligenz war, brachte sie ungeahnte Geduld auf.

In der großen Herrensuite ordnete sie ein paar Linkam-Erinnerungsstucke – mehr als ein Mindestmaß mitzunehmen hatte Jesse ihr aufgrund der Gewichtsbeschrankungen bei Raumflugreisen nicht gestattet. Ihre ubrigen Besitztumer hatten sie auf Catalan zuruckgelassen. So viel von ihrem Leben war dort zuruckgeblieben, und nicht nur in Form von materiellen Gutern. Barri war jedes Mal

zutiefst erschüttert, wenn er feststellte, dass ein Spielzeug oder ein Andenken weit weg und möglicherweise für immer verloren war.

»Es ist gut, einen Neuanfang zu machen«, sagte sie laut und lächelte tapfer. Während sie Bestandslisten überprüfte, spielte der Junge mit etwas, das er in einer Ecke der großen Suite auf dem Fußboden gefunden hatte.

Zu den Sachen, die sie auspackte, gehörte auch ein Mini-Foto von Jesses Vater. Sie stellte es auf den Kaminsims im Schlafzimmer und aktivierte es, sodass es den schwergewichtigen Jabo Linkam in seiner prunkvollen Phantasieuniform zeigte. Es war die von ihm bevorzugte Garderobe gewesen, obwohl er nie in einer Armee gedient hatte. Der alte Dummkopf, ein Kriecher und Schmeichler am kaiserlichen Hof, hatte es geliebt, bunte Kostüme zu tragen und extravagante Feste zu veranstalten, die er sich nicht leisten konnte. Damit hatte er das Haus Linkam beinahe in den Bankrott getrieben.

Bei einem solchen Gelage hatte ein verrückter Koch versucht, ein Attentat auf den Vater von Valdemar Hoskanner zu verüben, indem er ein starkes Gift in seine Nachspeise mischte, einen berühmten catalanischen Schichtkuchen. Doch die Delikatesse war eins der Lieblingsgerichte von Jabo gewesen, und ohne vom Gift zu wissen, hatte er die Nachspeise hinuntergeschlungen und war wenig später tot gewesen. Nur ein Jahr später hatte der junge Valdemar, ermutigt durch den Tod seines Feindes und davon überzeugt, dass das Haus Linkam hinter dem Giftanschlag steckte, Jesses Bruder Hugo öffentlich dazu herausgefordert, bei einem von den Hoskanners ausgerichteten Stierkampf anzutreten. Hugo fühlte sich in seiner Ehre gekränkt und nahm die Herausforderung an und der Stier tötete ihn. Pure Dummheit. Damit war der jüngste Linkam der Herr des edlen Hauses geworden.

Wahrend Dorothy Jabos Holo-Foto musterte, hoffte sie, dass ihr geliebter Jesse niemals dem Unstern seiner zu ubertriebenem Stolz neigenden Familie zum Opfer fiel.

Dr. Yueh trat durch die offene Tur. »Ach, heute fuhle ich mich schon viel besser, jetzt, wo ich mit dem Auspacken angefangen habe und langsam Ordnung schaffen kann.« Er hielt einen langen, auBerst scharfen Zierdolch in Form eines vergoldeten und edelsteinbesetzten Skalpells in die Hohe. »Ich habe sogar dieses alte Ding wiedergefunden, aus der Zeit, als ich meinen ersten Abschluss in Medizin gemacht habe.« Er lachelte bescheiden. »Wahrscheinlich ist es die Transportkosten gar nicht wert, nicht einmal fur einen eitlen alten Mann wie mich.«

»Ich denke, in diesem Fall konnen wir es Ihnen durchgehen lassen, Dr. Yueh.«

Der alte Arzt rieb sich die Hande. »Ich werde jetzt ein spates Mittagessen einnehmen. Leisten Sie mir Gesellschaft? Der Edelmann ist noch nicht zuruck, aber ich dachte mir, dass Sie vielleicht gern eine Pause machen wurden.«

»Naturlich, Barri, komm mit in den Speisesaal.« Es uberraschte sie, wie ruhig er geworden war, wahrend er im Schneidersitz und mit dem Rucken zu ihr vor einem geschlossenen Fenster saß. »Was machst du da?«

Ohne mit dem Spielen aufzuhoren, schaute er mit engelsgleichem Lachein uber die Schulter. Seine braungrunen Augen sprühten vor Faszination. »Ich habe doch einen neuen Freund gefunden, Mutter. Schau mal, er sieht aus wie ein Prilkrebs von Catalan.« Er hielt die Hand hoch, und Dorothy sah ein Tier mit stachligen Beinen auf seiner Handflache. Das kohlschwarze Spinnenwesen kroch geduckt an seinem bloßen Arm empor. Er kicherte. »Das kitzelt!«

Dr. Yueh klappte der Unterkiefer herunter. »Oh je, mach keine plotzlichen Bewegungen!« Der alte Arzt schob Do

rotay beiseite und ging auf den Jungen zu. »Das ist ein einheimischer Sandskorpion. Sein Stich ist todlich!«

Jeder Muskel in Dorothys Korper wollte ihrem Sohn zu Hilfe eilen, aber sie wagte es nicht, das Tier zu erschrecken.

Mit einer schnellen Bewegung wischte Yueh den Skorpion von Barris Arm. Das Tier prallte neben Dorothy gegen eine Sitzbank, fiel zu Boden und rollte sich zu einer schwarzen Kugel zusammen. Sie trat fest zu und zerquetschte ihn unter ihrem Absatz. Obwohl der Sandskorpion tot war, trat sie immer wieder zu.

»Alles ist wieder gut«, sagte Yueh beschwichtigend, während er den Jungen fortzog, doch Barri wehrte sich mit Tranen in den Augen gegen den Griff des Arztes.

Dorothy zog ihren Sohn an ihre Brust. »Das hier ist ein gefahrlicher Ort. Du darfst nicht mit den Tieren spielen, die du hier findest. Nicht einmal Dr. Yueh hatte dich retten konnen, wenn der Skorpion zugestochen hatte.«

Barri starrte sie bose an, wutend, dass sie sein neues Haustier getotet hatte. »Callington hatte ein Gegengift gefunden.«

Der alte Arzt tatschelte dem Jungen den Kopf. »Lass uns meine Fahigkeiten nicht auf die Probe stellen, in Ordnung?«

5

Die Lebenden stehen immer auf den Schultern der Toten. Das liegt in der Natur des menschlichen Fortschritts.

Sprichwort von der alten Erde

Jesse berief im obersten Geschoss des Anwesens eine Stabssitzung ein. Der Sitzungssaal mit den Plazfenstern war von der erbarmungslosen Sonne der Dunenwelt abgeschirmt. Durch das Plaz hatte man einen Ausblick in alle Richtungen: über die Wüste, die Felsklippen, die Landefelder am Raumhafen und die verstreuten Gebäude Carthags.

Obwohl der mit Metallplatten getäfelte Raum am selben Tag von den Bediensteten geputzt und geschrubbt worden war, lag schon wieder eine Schicht feinen Staubs über der Einrichtung und auf dem Boden. Jesse strich mit einem Finger über den Tisch und schaute auf die Spur, die er dabei hinterließ. Diese Lebensumstände würden in nächster Zeit sein ständiger Begleiter sein.

Esmar Tuek und Gurney Halleck betraten den Raum zusammen mit ihrem neuen Erntevorarbeiter William English. Ein Hausdiener in einem kurzen braunen Umhang brachte ihnen eine dampfende Kanne Gewürzkaffee mit vier Tassen und schloss auf dem Weg hinaus hinter sich die Tür.

Bevor sie anfingen, ging Jesse um den Tisch und goss den Anwesenden von dem reichhaltigen, duftenden Kaffee ein, um zu zeigen, dass er anders war als andere Edelmänner. »Was ich gestern bei der Inspektionsrunde ge-

sehen habe, hat mich sehr beunruhigt. Die Hoskanners haben uns hier eine hässliche Falle gestellt.«

»Da hast du Recht, Junge«, knurrte Gurney. »Das hier könnte genauso gut ein Gefängnisplanet für das Haus Linkam sein. Wir können erst weg, wenn wir unsere Strafe abgesessen haben.«

»Selbst dann besteht keine Möglichkeit, nach Hause zurückzukehren«, sagte English in einem Tonfall, der so bitter war wie der Bodensatz von Gewürzkaffee. »Zumindest für die meisten von uns.«

Jesse musterte den vernarbten, von Tuek eingesetzten Vorarbeiter. Die Großväter von English und Jesse waren eng befreundet gewesen, zu einer Zeit, als es dem Haus Linkam noch besser gegangen war. English wirkte durchaus fähig und verlässlich, aber Jesse wusste, dass nichts im Leben sicher war. Er musste Risiken eingehen. Sich auf andere Menschen verlassen.

Aber Menschen neigen dazu, fehlbar zu sein, dachte er, *und verräterisch. Mit jedem Atemzug ändern sie sich.*

Trotzdem fällte er eine Entscheidung. Er warf einen Blick in die Runde. »Obwohl die meisten hier Strafarbeiter sind oder waren, betrachte ich sie nicht als Sklaven. Auf Calladan habe ich mit Leuten aus dem Volk gearbeitet und gesehen, dass sie stolz auf die Verrichtung der niedrigsten Aufgaben sind, wenn sie nur einen Grund dazu haben. Ich beabsichtige, den Menschen der Dünenwelt einen *Grund* zu geben, damit sie hart arbeiten. Unsere einzige Chance, diesen Wettstreit zu gewinnen, besteht darin, das Volk auf unsere Seite zu bringen. Ohne die einfachen Leute schaffen wir es nicht.«

»Nur sehr wenige Arbeiter sind aus freier Entscheidung auf der Dünenwelt, Herr«, sagte English. »Unter den Hoskanners mussten sie sich zu Tode schuften. Man hat sie mit Füßen getreten und ihnen jede Hoffnung genommen,

nachdem sie von den Gefangnisplaneten hierhergeholt wurden.«

»Dann werde ich ihnen Hoffnung geben. Zu ihrem und unserem Wohl werde ich ihnen zeigen, dass ich anders bin als Valdemar Hoskanner.« Jesse ließ ein hartes Lachen aufblitzen. »General Tuek, Mr. English, ich mochte, dass Sie folgende Nachricht verbreiten. Informieren Sie die Sandarbeitermannschaften, dass ich mein Wort als Edelmann gebe, dass, sollten wir den Wettstreit gewinnen, jeder Freie diesen Planeten verlassen kann. Wenn notig, bezahle ich die Passage selbst.«

»Mylord!«, sagte Tuek, »dafur hat das Haus Linkam nicht die notigen Mittel, und wir konnen es uns auch nicht leisten, unsere erfahrensten Arbeiter zu verlieren!«

»Esmar, wenn wir den Wettstreit gewinnen, werden wir mehr als genug am Gewurz verdienen. Wir konnen die Strafarbeiter, die schon langer hier sind, ausbilden lassen, damit sie die Stellen der Freien ubernehmen, und vielleicht konnen wir sogar ein paar Freie dazu uberreden, hierzubleiben.«

English Augen funkelten. »Meine Kameraden werden sehr erfreut sein, das zu horen, Herr.«

Jesse holte tief Luft. Ihm war klar, dass er soeben einen Schritt in den Abgrund getan hatte, und er hoffte, dass er den Sturz uberlebte. Obwohl sich die Finanzlage der Familie Linkam verbessert hatte, seit er die Fuhrung ubernommen hatte, war es dank des Schadens, den sein Vater und sein Bruder angerichtet hatten, nach wie vor nicht gut um ihre Bonitat bestellt. Um diese kuhne und riskante Unternehmung zu finanzieren, hatte er große Summen von der kaiserlichen Bank geliehen und widerstrebend Unterstutzung von einigen Hausern akzeptiert, die politisch mit ihm verbunden waren.

Bei seinen verzweifelten Versuchen, an Geld zu kommen, hatte Jesse zu seinem Leidwesen festgestellt, dass viele der Adelsfamilien, die ihn dazu gedrängt hatten, das Monopol der Hoskanners herauszufordern, sich weigerten, ihn jetzt wo es darauf ankam zu unterstützen. Er fühlte sich wie ein Opfer, das unvorbereitet in eine Arena gestoßen wurde, während andere ihn von sicheren Zuschauerplätzen aus anfeuerten oder ausbuhten und Wetten auf sein Schicksal abschlossen. Mehr hatte Jesse von den meisten wohl auch nicht erwarten sollen.

Trotz aller Widrigkeiten war er jedoch fest entschlossen, den Gewürzwettstreit zu gewinnen. Er musste die Arbeiter auf seine Seite bringen. Wenn er das Monopol der Hoskanners erst einmal gebrochen hatte, würde er die Gewinne verteilen, wie er es für angemessen hielt, seine wenigen Unterstützer großzügig belohnen und andere finanziell im Regen stehen lassen.

Dieser Planet ist eine Schatztruhe, dachte er, *und ich muss den dazugehörigen Schlüssel finden.*

»Ich habe den Weg der Würde und Ehre gewählt, auch wenn das vielleicht eine unkluge Entscheidung war.« Jesse ließ sich auf seinen Stuhl zurücksinken. »Wenn ich nur mehr darüber wüsste, wie viel die Hoskanners hier gefördert haben.«

Tuek zog ein Schriftstück hervor, klatschte es auf den Tisch und schob es zu Jesse hinüber. »Ich habe da eine Kleinigkeit für Sie, Mylord.«

Jesse erkannte sofort die Bedeutung der Zahlenkolonnen. »Die Gewürzforderungsstatistik der Hoskanners aus den letzten zwei Jahren? Wo haben Sie die her?«

»Aus einer absolut verlässlichen Quelle.« Der alte Veteran blickte zu English.

Der neue Erntevorarbeiter sagte: »Das war keine besondere Sache, als die Hoskanners noch hier waren. Solche

Unterlagen wurden herumgereicht, um Monatserträge zu vergleichen und die Erntevorarbeiter untereinander zum Wettbewerb zu motivieren. Man hat Kopien für interne Zwecke gemacht und einige von ihnen aus den Augen verloren.«

Tuek fügte hinzu: »William musste für diese Informationen eine Menge alter Gefallen einfordern, aber dafür ist es eine interessante Lektüre.«

»Hervorragend«, sagte Jessa. »Jetzt wissen wir, wo wir stehen.«

»Oder wie weit wir zurückliegen«, sagte Gurney mit einem lakonischen Grinsen. »Schau dir mal die Zahlen an, Junge.«

Jessa pfiff leise. »Wenn das stimmt, haben die Hoskanners eine unglaubliche Menge Melange gefordert! Ist wirklich alles in Umlauf gebracht worden? Ich hatte keine Ahnung, dass der Gewürzkonsum im Imperium so weit verbreitet ist.«

»Es könnte ein Trick sein. Vielleicht sind die Zahlen übertrieben«, wandte Tuek ein.

Doch Jessa schüttelte den Kopf. »Wenn es ein Trick wäre, hätte Vandemar zu wenig angegeben, um den Steueranteil des Kaisers zu verringern und uns in falscher Sicherheit zu wiegen.«

Gurney betrachtete das Schriftstück. »Entschuldige, wenn ich auf das Offensichtliche hinweise, Junge, aber die Hoskanners hatten eine ganze Flotte von Gewürzförderungsmaschinen. Die zwölf altersschwachen Gewürzerntemaschinen und die drei rostigen Carryalls, die sie uns dagelassen haben, genügen nicht mal ansatzweise, um so viel zu fördern.«

»Unsere Ausrüstung verbringt mehr Zeit in der Werkstatt als bei der Arbeit«, erklärte English. »Außerdem haben diese Hoskanner Dreckskerle die qualifiziertesten

Mannschaften mitgenommen. Sie haben den Leuten eine Sonderprämie gezahlt, damit sie uns nicht helfen – eine Prämie, die den Flug zu einem anderen Planeten einschließt.« Obwohl der vernarbte Erntevorarbeiter angesichts dieser Ungerechtigkeit finstere Blicke in die Runde warf, hatte Jesse den Verdacht, dass auch er das Angebot der Hoskanners angenommen hätte, wenn sie es ihm unterbreitet hätten.

»Nur einundachtzig erfahrene Freie sind geblieben«, sagte Tuek. »Und unsere Arbeiter von Catalan müssen viel lernen. Wir haben einiges vor uns.«

Jesse erhob sich und ging auf und ab. »Mit einigem davon habe ich gerechnet. Nachdem ich die Herausforderung angenommen hatte, wies ich Dorothy an, bei den ixtanischen Maschinenwerken sechs neue Gewürzerntemaschinen und zwei neue Carryalls zu bestellen, und ich habe sogar für eine besonders schnelle Lieferung draufgezahlt.« Jesse verzog das Gesicht. »Nach der Inspektionsrunde gestern Abend habe ich sechs weitere Gewürzerntemaschinen und noch einen Carryall bestellt.«

»Können Sie sich das leisten, Herr?«, fragte Tuek.

»Ich könnte es mir *nicht* leisten, es *nicht* zu tun.«

»Damit haben wir zwölf neue Erntemaschinen und zwölf alte«, sagte Gurney. »Noch immer weniger, als die Hoskanners hatten.«

»Dann müssen wir eben härter arbeiten und schlauer sein als sie«, sagte Jesse. »Laut Dorothy haben wir den Großteil unserer wertvollen Familienerbstücke verkauft und den Rest verpfändet. Sie sagt, dass unsere Ausgaben unsere Mittel nicht ausreizen, sondern übersteigen.« Er seufzte. »Aber uns bleibt keine Wahl, wenn wir gewinnen wollen. Wenn Haus Linkam überleben soll, müssen wir gewinnen!«

English rieb sich unbehaglich das wachserne Narbengewebe im Gesicht. »Die Hoskanners hatten viele Probleme mit dem Wetter. Der Sand hat sich selbst in die größten Gewürzerntemaschinen hineingefressen und die Verarbeitungsmodule beschädigt. Der Staub hier ist aggressiver und stärker statisch aufgeladen, als man erwarten würde. Sogar von dreißig Erntemaschinen war immer mindestens ein Viertel in Reparatur.« Er hielt inne. »Aber es gibt eine Möglichkeit, das zu ändern. Glaube ich.« Stille senkte sich über den Raum. Der Erntevorarbeiter schaute Jesse an und räusperte sich. »Der Hochkaiser hat gesagt, dass es bei diesem Spiel keine Regeln gibt, nicht wahr?«

Jesse nickte. »Es wäre nett, wenn sich das zur Abwechslung mal zu unserem Vorteil auswirken würde.«

»Die ersten Inspektionstrupps des Kaisers haben in der Wüste Vorposten errichtet, abgeriegelte Gebäude voller Maschinen und Vorräte, die seit Jahren dort herumstehen. Ein paar meiner Freien wissen, wo sie sich befinden. Da drinnen ist alles bestens erhalten, weil man Lebendgummi zur Abdichtung der Gebäude verwendet hat.«

›Davon habe ich noch nie gehört‹, sagte Tuek.

»Ein sehr teures Material. Es ist unglaublich formbar und kann an die Motorengehäuse und andere empfindliche Bereiche angepasst werden, um den Sand von den Erntemaschinen fernzuhalten. Es gibt vielleicht nicht genug Lebendgummi für alle Maschinen, aber es wäre zumindest etwas. Ich habe jahrelang darüber nachgedacht, aber ich bin nie dazu gekommen, meinen Vorschlag den Hoskanners zu unterbreiten. Für sie war ich ein Niemand, und wahrscheinlich hätten sie mir ohnehin nicht zugehört.« Er lächelte. »Außerdem hat es mir Spaß gemacht, ihnen zuzusehen, wie sie sich abgemüht haben.«

»Handelt es sich dabei streng genommen nicht um kaiserliches Eigentum?«, bemerkte Tuek.

»Keine Regeln – das hat der Kaiser selbst gesagt.« Gurney grinste.

»Die Dunenwelt setzt ihre eigenen Regeln fest«, sagte English.

Jessa traf eine Entscheidung. »Wir werden die Vorposten ausschlachten.«

Tief in Gedanken versunken nahm er einen Schluck Gewürzkaffee. Während er durch die Plazfenster auf das Sandmeer hinausschaute, spürte er die beruhigende Wirkung der Melange. »Sammeln Sie alle Informationen, die die Inspektionstrupps zusammengestellt haben, und alles, was Sie über die Gewürzforderungsmethoden der Hoskanners finden können. Wir brauchen Zugriff auf diese Informationen, wenn wir ihre Fehler vermeiden und es besser machen wollen. Sonst wissen wir nicht, was wir tun.«

Dorothy platzte mit gerötetem Gesicht ins Konferenzzimmer. »Wir haben gerade einen Notruf erhalten, Mylord! Ein Carryall ist ausgefallen und musste eine der Erntemaschinen zurücklassen. Sie bitten um Notfallrettung, bevor ein Wurm kommt.«

»Wir haben zwei weitere Carryalls, nicht wahr?«, fragte Jessa. »Schickt sofort einen hin.«

Jetzt war es English, der besorgt wirkte. »Herr, ein Carryall ist in Reparatur, und der andere ist bei einem Gewürzfeld in der Nähe des Äquators, also viel zu weit weg. Er wird nicht rechtzeitig da sein können.«

»Was ist mit all den Männern?«, fragte Jessa ungeduldig. »Müsste sich nicht eine komplette Erntemannschaft an Bord befinden?«

Dorothys Miene verfinsterte sich. »Sie haben die Forderung eingestellt und Geräusche und Vibrationen möglichst weit gedämpft. Aber sie sind überzeugt, dass bald ein Sandwurm kommt, selbst wenn sie sich ruhig verhalten.«

Jesse sturmte formlich aus dem Raum »William, holen Sie unsere schnellsten Transportfahren, alles was Passagiere aufnehmen kann. Wir retten so viele wie moglich. Gurney, Esmar – Sie kommen mit! Wir durfen keine Zeit verlieren!«

6

Der Adelsstand ist nicht gleichbedeutend mit Tapferkeit.

Aus den privaten Aufzeichnungen
des Edelmanns Jesse Linkam

Mehr als drei Jahrzehnte lang hatte General Esmar Tuek dem Haus Linkam gedient, anfangs als Angehöriger der Wachtruppe, um sich dann zum Sicherheitschef hochzuarbeiten. In jüngeren Jahren hatte er versucht, Jabo Linkam davon abzuhalten, sich versehentlich umzubringen, ebenso wie Linkams ältesten Sohn Hugo. Doch diese Edelmänner hatten sich zu viel Mühe gegeben, das bisschen Verstand, das sie besaßen, nicht zu benutzen.

Jetzt hatte Tuek endlich die Gelegenheit erhalten, jemandem zu dienen, der den Kopf fest auf den Schultern trug. Jesse war ein bedachtsamer Mann, der bereit war, ehrlich für das zu arbeiten, was er wollte, und wurde von seinem Volk auf Catalan geliebt. Aber war der junge Edelmann, der sich von Vademar Hoskanner in diesen Wettstreit hatte locken lassen, letztlich vielleicht ein ebenso großer Narr wie seine Vorgänger? Vielleicht wurde alles dennoch böse enden.

Sie rasten der gestrandeten Erntemaschine entgegen. Gurney Halleck bediente die Kontrollen des Transportschiffs mit einem kinästhetischen Hebel, der an seine Fingerspitzen angeschlossen war. English stand hinter ihm im Cockpit und hatte Mühe, das Gleichgewicht zu halten, während er Gurney den Kurs vorgab.

Mit heulenden Motoren flog das Schiff so dicht über den Dünen dahin, dass die Luftschwingungen den Sand aufwirbelten. Als er durch das rückwärtige Bullauge schaute, sah Tuek einen gewaltigen Wurm direkt hinter ihnen auftauchen. Suchend bewegte sich der augenlose Kopf.

Der Erntevorarbeiter hatte einen niedrigen und unregelmäßigen Kurs vorgeschlagen, um die Sandkreaturen zu verwirren und sie hoffentlich davon abzuhalten, die beschädigte Maschine anzugreifen. »Es sind unberechenbare Wesen«, erklärte English. »Ich würde mich auf nichts verlassen. Es gab noch nie eine wirklich sichere oder effektive Methode zur Gewürzernte.«

Vor zwanzig Jahren hatte Donell Mornay, ein Erfinder und Teilnehmer der dritten kaiserlichen Expedition auf diesen trostlosen Planeten, die ursprünglichen Gewürzförderungstechniken für den Kaiser entwickelt. Mornays frühe Erntemaschinen waren sehr viel kleiner gewesen, und nachdem die meisten von ihnen von Würmern verschlungen worden waren, hatte er die fliegenden Carryalls entwickelt, die die mobilen Fabriken in Sicherheit brachten und sie an anderen guten Gewürzadern absetzten – eine Technik, mit der sie den Würmern immer einen Schritt voraus waren. Vorausgesetzt, alles funktionierte einwandfrei.

Die Hoskanners verbesserten diese Guerilla-Abbautechnik mit größeren Erntemaschinen und leistungsfähigeren Carryalls. Mit etwas Glück – und Tuek fragte sich, ob das Glück des Hauses Linkam vielleicht schon aufgebraucht war – würde Jesse diese Techniken noch weiter verfeinern.

Schließlich erreichte der schnelle Transporter die weitergezeichnete Erntemaschine, die im orangebraunen Sand kauerte. Das regungslose Fahrzeug sah aus wie ein verängstigtes Kaninchen, das sich in der Hoffnung, nicht bemerkt zu werden, still an den Boden drückte.

»Eine sehr reiche Ader«, sagte English bedauernd. »Es ist eine Schande, sie einfach aufzugeben.«

»Wir retten so viel wie möglich aus den Frachträumen – falls die Zeit ausreicht«, sagte Jesse und schaute angespannt nach unten. »Die Erntemannschaften haben einen guten Fang gemacht, bevor die Probleme begonnen haben. Ich habe bereits Verstärkung von den Schiffswerften in Carthag angefordert. Weitere Trägerschiffe sind auf dem Weg.«

Als der Rettungstransporter eintraf, schwirrte ein Schwarm kleiner Ornijets aus westlicher Richtung herbei. Sie schwebten über der Erntemaschine in der Luft und ließen Vakuumschläuche in den Laderaum herab, um die Melange aufzusaugen wie Bienen, die Nektar tranken.

Tuek ließ eine Rettungsrampe in den Sand neben dem riesigen Fahrzeug fallen und schaltete den Motor an, der das Transportband in Bewegung setzte. »Legt den Rückwärtsgang ein«, befahl Jesse. »Ich gehe selber runter.«

»Mylord, das ist nicht nötig. Bei all dem Aufruhr hier wird bald ein Wurm kommen. Darauf können Sie wetten!«

»Ich habe Sie nicht nach Ihrer Meinung gefragt, General.« Als er den Tadel in der Stimme des Edelmanns hörte, tat Tuek wie geheißen.

»Wurmzeichen! Weniger als zwanzig Minuten entfernt!«, rief English, der dem Bericht eines Ornijet-Spähers lauschte. »Sie müssen sich beeilen! Holen Sie sofort die Bergungstrupps. Wir müssen das Gewürz entladen! Rettet die Melange!«

»Vergesst das Gewürz.«, rief Jesse. »Rettet die Männer!«

Er fuhr auf dem Transportband zum Wüstensand hinunter. Über hundzig Sandarbeiter waren bereits aus der Erntemaschine hervorgequollen, neben erfahrenen Freien

auch solche, die ihre Strafe noch abarbeiteten, sowie Neuankömmlinge von Catalan. Jesse trieb sie auf dem Weg zur Rettungsrampe an. Tuek, der das Transportband umschaltete, konnte durch den Maschinenlärm hindurch kaum ihre Stimmen hören.

Tuek sah, wie sich eine Sandwelle der stillgelegten Erntemaschine näherte. Der alte Veteran stellte das Transportband auf Höchstgeschwindigkeit. Mehr und mehr Arbeiter konnten sich in Sicherheit bringen.

Garney sagte: »Die Maschine ist ohnehin schon Schrott für die Würmer.«

Verzweifelte Arbeiter strömten aus der gestrandeten Erntemaschine und rannten durch den Sand zur Rettungsrampe. Staubverkrustete Männer strömten ins Transportschiff und verteilten sich im Passagierbereich. English und Tuek fuhren sie nach hinten und riefen ihnen zu, dass sie dichter zusammenrücken sollten. »Schneller! Der Wurm kommt! Schneller, verdammt nochmal!«

Wenige Augenblicke später taumelte Jesse selbst mit einem verwundeten Sandarbeiter über der Schulter ins Passagierabteil. Der Ärmel des Mannes war zerrissen und blutdurchtränkt, sein Arm stand in einem unnatürlichen Winkel ab. Tuek packte ihn, um Jesse das Gewicht abzunehmen. »Warten Sie, Mylord. Ich helfen Ihnen.«

»Nehmen Sie ihn, Esmar. Es sind noch mehr da unten! Mehr Männer!«

Tuek befreite Jesse von seiner Last und schaute die Rampe hinunter, wo sechs Sandarbeiter hektisch auf das Transportband kletterten. Sobald Jesse den Verletzten abgegeben hatte, wandte er sich um, bereit, erneut hinunterzuklettern und zu helfen.

Dann brach ein riesiges Maul mit blitzenden Kristallzähnen durch den Sand und schoss auf das untere Ende der Rampe zu. Tuek roch eine betäubende Welle

von Zimtgeruch und spurte den heißen Atem des Ungeheuers. Vier Manner schrien auf, als sie in den Rachen stürzten.

Das Transportschiff hob sich schwerfallig in die Hohe, und der Wurm schnappte nach dem Ende des Transportbands. English brüllte etwas aus dem Cockpit, und Gurney ließ das Schiff höher steigen, bis dem Wurm die Rampe aus dem Maul gerissen wurde. Als es plötzlich freikam, schoss das Schiff in den heißen Wustenhimmel empor. Zwei überlebende Arbeiter hingen am abgerissenen Ende der Rampe und versuchten verzweifelt, sich festzuhalten.

Der blinde Wurm erspurte die beiden Sandarbeiter, und mit einem weiteren noch kraftvolleren Satz biss das Monster den Rest der Rampe mitsamt den Mannern ab.

Im Passagierabteil schrien die entsetzten Arbeiter. Das Transportschiff drehte sich und schlingerte bei dem Versuch, sich loszureißen.

»Hoher!«, brüllte English.

Gurney reagierte und passte die kinasthetischen Kontrollen an. Tuek starrte durch das gähnende Loch und sah zu, wie der Wurm seine Wut an der verlassenen Erntemaschine ausließ.

Der gerettete Ernteleiter kauerte an Deck, schüttelte sich den Staub aus den Haaren und klagte über das Desaster. »Wir haben bestimmt zwanzig Sandarbeiter verloren! Acht davon waren Freie, die wir wieder eingestellt hatten. Alles gute Manner.«

Jesse saß erschöpft und wie betäubt da und starrte durch das Bullauge am Heck. »Ich will keine weiteren Erntemannschaften rausschicken, solange wir sie nicht beschützen können. Zu Hölle mit den Hoskanners! Ich werde doch nicht zum Mörder!« Er schüttelte den Kopf. »Ich hoffe, dass wenigstens ein Teil der neuen Ausrüstung

bald eintrifft. Der Aufpreis für schnelle Lieferung scheint nicht viel gebracht zu haben.«

Tuek wollte den Edelmann dafür tadeln, dass er sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, aber nicht vor den Männern. Interessanterweise betrachteten die geretteten Arbeiter Jesse nach seinem mutigen Einsatz mit einem seltsamen neuen Respekt.

Auch Tuek sah den Edelmann mit neuen Augen. Vielleicht war Jesse die Art von Anführer, der die Menschen dazu bringen konnte, trotz schlechter Ausrüstung und gefährlicher Arbeitsbedingungen ihre Angst zu überwinden. Einen solchen Anführer brauchten die Sandarbeitermannschaften ebenso dringend, wie sie die neuen Maschinen brauchten.

Vielleicht würde das Haus Lankam entgegen aller Wahrscheinlichkeit doch überleben.

7

Manche Menschen bewahren ihre Geheimnisse. Andere stückeln sie mit dem zusammen, was ihnen zur Verfügung steht.

Dorothy Mapes,
Betrachtungen

Bevor General Tueks Männer der Familie Linkam erlaubt hatten, einen Fuß in das ehemalige Anwesen der Hoskanners zu setzen, hatten sie es zunächst nach Waffen, Fallen, elektronischen Spionagevorrichtungen und allen möglichen anderen verborgenen Gefahren abgesucht. Der Veteran hatte zahlreiche Fallen, versteckte Sprengladungen, winzige, als »Sicherheitssysteme« getarnte Mordvorrichtungen und vergiftete Nahrungsmittel aufgespürt. Er war sogar auf zwei arglos aussehende Bedienstete gestoßen, deren Untersuchung kleine Tätowierungen in Form einer gehörnten Kobra zutage gefördert hatte, die ihre Bindung ans Haus Hoskanner verrieten. Der Sicherheitschef entließ sie sofort, und sie mussten von nun an unter den Strafarbeitern Carthags leben.

Trotz seiner Verärgerung war Tuek offenbar der Meinung, dass diese Bedrohungen keine ernsthaften Mordanschläge von Seiten Hoskanners darstellten, dass es sich eher um ein Spiel handelte, durch das er seiner Verachtung für die Linkams Ausdruck verlieh. Der Sicherheitschef setzte seine Suche nach subtileren und bösartigeren Fallen fort.

Obwohl Tuek die Zimmer und Korridore nach bestem Wissen und Gewissen durchkämmt hatte, wurde Dorothy

das Gefuhl nicht los, dass dem alten Veteranen etwas entgangen war.

Mit scharfem Blick und einer Beobachtungsgabe, die, wie sie meinte, die von Tuek ubertraf, untersuchte die zierliche Frau die verschiedenen Gemacher, die Architektur und sogar die Mobelauswahl, um Jesses Erzfeind besser zu verstehen. Valdemar Hoskanner hatte dieses Gebaude errichten lassen, um seinen Reichtum zur Schau zu stellen und seine Macht uber die Dunenwelt zu demonstrieren. Uberall hatte er Zeichen seiner aggressiven Persönlichkeit hinterlassen – und vielleicht auch Hinweise auf seine Schwächen.

Die Aufsichtsrate und Funktionare der Hoskanners hatten in Sammelunterkunften mit sparlichen Annehmlichkeiten gewohnt. Ihr Leben war ganz auf die Arbeit ausgerichtet gewesen. Zweifellos hatten sie die Tage gezahlt, bis man sie wieder auf ihre Heimatwelt Gediprime versetzte. Jetzt wohnte in den entsprechenden Gebauden ihr treuer Mitarbeiterstab von Catalan.

Weiter unten in der Stadt hatten die abgehärteten Freien eigene Behausungen, von denen die meisten armselig waren, aber zumindest Privatsphare boten. Die neu eingetroffenen Strafarbeiter wurden in Fertigbaubaracken einquartiert. Angesichts der Umweltbedingungen auf der Dunenwelt waren keine weiteren Sicherheitsvorkehrungen notig, um die Gefangenen an der Flucht zu hindern, denn weder Freie noch Strafarbeiter konnten irgendwohin gehen.

Jeder Tropfen Feuchtigkeit wurde aufbereitet und wie ein Schatz gehortet. Doch der Wuste zum Trotz hatte Valdemar demonstrativ ein großes Anwesen mit riesigen Innenraumen errichtet, die abgeschirmt und gekuhlt werden mussten. Auf Dorothys knallharten Geschaftssinn wirkte solche Prunkentfaltung uberflussig und verschwen

derisch. Sie wurde einige Flügel und Stockwerke abriegeln müssen, um Energie zu sparen.

Als sie sich umschaute, versuchte Dorothy, sich in die Gedankenwelt ihrer Erzfeinde hineinzuversetzen. Dieses pompöse Anwesen verriet ihr das schiere Ausmaß der Gewürzexporte, die damit verbundenen unglaublichen Gewinne. Als ihr erst einmal klar wurde, wie hoch der Einsatz bei diesem Spiel tatsächlich war, wusste Dorothy, dass Valdemar Hoskanner alles tun würde, um zu gewinnen. Es war nie ein fairer Wettstreit gewesen, und die Hoskanners hatten niemals vorgehabt, einen ernsthaften Kompromiss vorzuschlagen. Sie wollten lediglich mittels eines Täuschungsmanövers den Störfaktor namens Hauß Linkam beseitigen und damit die Vorwürfe des Adelsrats zerstreuen.

Dorothy beabsichtigte, einige der von Valdemar hinterlassenen Fallen selbst aufzuspüren, indem sie anstelle von Tueks technischen Vorrichtungen ihren scharfen Verstand einsetzte.

Im Südflügel bemerkte sie interessiert, dass ein Korridor im vierten Stock ins Nichts zu führen schien. Ein Stück Architektur, das nicht passte. Nachdem sie ein Luftbild des Anwesens mit den von Tueks Inspektionstrupp vor Ort angefertigten Plänen verglichen hatte, wurde ihr klar, dass die Außenmaße des steinernen Bauwerks nicht genau den Innenmaßen entsprachen. Ein kleiner Teil des Südflügels stimmte nicht überein.

Ihr scharfer Blick erkannte leichte Anzeichen regelmäßiger Benutzung in diesem Korridor. Warum sollte das der Fall sein, wenn er nirgendwohin führte? Mit empfindsamen Fingern fuhr sie über die unregelmäßigen Wände, auf der Suche nach etwas Ungewöhnlichem. Es überraschte sie nicht, als sie feststellte, dass einer der Steine sich hohl anfühlte und aus einem Material zu bestehen schien, das

nicht zum Rest der Wand passte. Sie fand heraus, wie man ihn bewegte und öffnete den raffinierten Mechanismus.

Mit einem leisen Zischen öffnete sich die Geheimtür und glitt zur Seite. Unerwartet feuchte und modrige Luft kam ihr entgegen, angefüllt mit dem Geruch von Pflanzen, Blättern, Wurzeln und Kompost, und traf sie wie ein Schlag ins Gesicht. Aufmerksam nach Fallen Ausschau haltend betrat Dorothy den Raum.

Geschickt verborgene Düsen sprühten Feuchtigkeit in die Luft, während automatische Bewässerungsrohre Blumenbeete, Hecken und Obststräucher versorgten. Dorothy hegte keinen Zweifel daran, dass es sich um von Gedi primo mitgebrachte Pflanzen handelte. Sie sah leuchtend bunte Blumen – Ha gelb orange – zwischen grünen Farnen. Eine Ansammlung großer scharlachroter Blüten folgte ihren Bewegungen, als würden die Blumen ihre Gegenwart bemerken. Ein langlicher Trog enthielt Pilze mit goldbraunen Sprenkeln und silbrigen Flecken.

Beim Geruch der feuchten Luft und dem Anblick von Dunsttropfchen zog sich ihr Herz vor Sehnsucht zusammen. Obwohl sie erst seit ein paar Wochen auf der Dunenwelt war, kam es ihr vor, als sei es Jahre her, dass sie zum letzten Male einen abendlichen Regenschauer auf Catalan erlebt hatte. Erfreut dachte sie daran, Barr hierher zu bringen, wenn er seine frühere Heimat vermisste. Es würde ihr ganz besonderer, geheimer Ort sein.

Aber Dorothy war sich darüber im Klaren, dass sie sich damit ebenso verschwenderisch und ausschweifend verhalten würde wie Edelmann Hoskanner. Ihr praktisch denkender Verstand stellte ein paar schnelle Berechnungen an, und sie war entsetzt über die geschätzten Kosten eines solchen Gewächshauses.

Als sie an die Menschen von Carthag dachte, die in ärmlichsten Behausungen wohnten, machte die Vorstel-

lung, dass Valdemar Hoskanner sich einen solchen Luxus geleistet hatte, sie plötzlich wütend. Diese Pflanzen gehörten nicht hierher. Sie waren eine Beleidigung für die Freien, die sich halb zu Tode geschuftet hatten, um ihre Strafe abzuleisten, und die sich nicht einmal die Reise zu einem anderen Planeten leisten konnten.

Das Haus Linkam, das schon jetzt bis zum Hals in Schulden steckte und von regelmäßigen Katastrophen geplagt wurde, musste die laufenden Kosten auf ein absolutes Minimum beschränken. Sie mussten sich an dieses Ödland anpassen, statt zu erwarten, dass die Dunenwelt sich änderte, um ihren Bedürfnissen gerecht zu werden.

Sie würde diese Angelegenheit unter vier Augen mit Jesse besprechen müssen. Es war am besten, wenn niemand erfuhr, dass es diesen kostbaren Garten überhaupt gab. Das Gewächshaus musste sofort stillgelegt werden, um dem Wasserverlust ein Ende zu bereiten.

Im Terminal des Hauptraumflughafens, viele Parsec von seinem Zuhause auf Catalan entfernt, lehnte Jesse sich ans Geländer des Landekontrollturms und dachte über Einsamkeit nach. Der erste Mond des Abends hob sich über den Zackenkamm der Berge am Horizont. Er betrachtete ihn durch den Sicherheitsschild und den Staubschleier, der aus der Wüstenwildnis von Süden heran trieb. Der Mond schien hell, und die wogenden Dünen vor den Klippen glänzten wie trockenes Eis.

Garney und seine Leute waren bereits zu den alten kaiserlichen Stationen geflogen, um das wertvolle Lebendgummi auszuschlachten. William English ließ die Abschirmung von seinen Technikern auf den Erntemaschinen installieren und brachte sie damit wieder auf alte Leistungsstärke. Jesse benötigte immer noch eine Menge Aus-

rustung, aber wenigstens sollten die Maschinen, die er hatte, anschließend besser funktionieren.

Außerdem hatte sich sein Angebot herumgesprochen, jedem Freien die Reise zu einem anderen Planeten zu bezahlen, falls das Haus Linkam den Wettbewerb gewann. Viele der Sandarbeiter waren völlig begeistert von dieser Aussicht, und sogar die Strafarbeiter sahen in Jesses Zusage ein Zeichen der Hoffnung. Ein paar Skeptiker – heimliche Hoskanner Sympathisanten – murrten, dass es sich um einen Trick handelte, dass der verschlagene Edelmann alles erzählen würde, um seine Wette zu gewinnen, aber die Mehrheit glaubte ihm. Sie *wollte* ihm glauben.

Er hatte darauf gehofft, für sich allein zu sein, doch jetzt hörte er leise Schritte, eine leichte Bewegung wie Wind in den Bäumen – doch auf der Dünenwelt gab es keine Bäume. Er drehte sich um und sah Dorothy, die ihn mit sorgenvoller Miene ansah. Er hatte niemandem gesagt, dass er zum Hauptraumhafen gegangen war, doch sie schien immer zu wissen, wo sie ihn finden konnte.

»Es ist spät, Jesse. Warum kommst du nicht zu Bett?« Wie immer lag eine unausgesprochene Einladung in ihrer Stimme, doch sie überließ ihm die Entscheidung, ob sie sich lieben würden. Von dem Druck der ungewissen Gefahren ihrer jüngsten Unternehmung geplagt, verbrachte er oft eine ganze Stunde damit, sie einfach nur festzuhalten, bis er schließlich einschlief.

»Meine Arbeit für heute ist noch nicht beendet.« Er blickte durch die Lamellen der Panzertür. Der helle Mond schien ihn heranzuwinken.

Sie trat leise näher und berührte ihn am Arm. »Dein Tagewerk wird niemals beendet sein, Jesse. Und das morgige auch nicht. Stell dir deine Arbeit nicht als einmalige Aufgabe vor, die es zu erledigen gilt. Jeder Tag hier ist ein

teil des Kampfes, eines Marathonlaufs, den wir gewinnen müssen.«

»Aber wenn wir Erfolg haben, wird es auch nicht aufhören.«

Die Möglichkeit des Sieges kam ihm wie ein abstruses Trugbild vor, ausgelöst durch den Verzehr von zu viel Melange. Die Hoskanners hatten achtzehn Jahre damit zugebracht, ihre Anlagen und Fördermethoden zu entwickeln, und ihnen hatte keine Zeitbegrenzung und kein Wettstreit im Nacken gesessen. Jesse hatte die Wahl zwischen Tod, Bankrott oder Sieg. Er steckte bis über beide Ohren in dieser Sache drin, genau wie der unglückselige Arbeiter, der in einem Sandstrudel verschwunden war, wie Tuek und Gurney beobachtet hatten.

Dorothy legte ihm den Arm um die Hüfte. Sie war schon immer mehr als nur seine Geliebte gewesen. Sie war ein Lackmustest, eine enge Vertraute, auf deren Worte und Urteilskraft er sich immer verlassen konnte. »Würdest du lieber hier bleiben und reden?«

Jesse konnte seine Gedanken nicht in Worte fassen. Wenn er sie artikulierte, hatte er seine Sorgen dadurch noch brennender gemacht. Also wechselte er das Thema. »Es gibt so viel, was wir über diese Welt herausfinden müssen. Ich werde eine Expedition zu einem Forschungsaußenposten mitten in der Wüste machen, wo seit Jahren ein kaiserlicher Planetenökologe arbeitet. Vielleicht erfahre ich dort, was ich wissen muss.«

»Wie weit ist das weg?«

Hier im Aussichtsturm blieb sein Gesicht im Schatten. »Fast eintausendsechshundert Kilometer südwärts, in der Nähe des Äquators. Es handelt sich um eine Forschungsstation und Testoase. Dort arbeiten die meisten Mannschaften, die tiefer in der Wüste operieren.«

»So weit weg. Das klingt gefährlich.«

Jesse seufzte. »Seit ich mich auf den Wettstreit eingelassen habe, ist nichts, was ich tue, ungefährlich. Ich kann nur versuchen, auf unser Ziel hinzuarbeiten.«

»Gesprochen wie ein wahrer Edelmann«, sagte Dorothy mit einem traurigen Lächeln.

»Und … ich nehme Barri mit. Ich möchte, dass er die Arbeitsabläufe sieht. Er muss unser Familiengeschäft erlernen, und es ist nie zu früh, damit anzufangen. Wir werden mindestens eine Woche fort sein.«

Dorothy versteifte sich und zog sich von ihm zurück. »Nicht wenn du das erste Mal gehst, Jesse! Er ist erst acht.«

»Eines Tages wird er über das Haus Linkam herrschen. Ich werde ihn nicht verwöhnen. Das tust du schon zu sehr.«

»Die meisten Adelssöhne in seinem Alter sind nicht halb so weit wie Barri.«

»Du weißt, was ich über die meisten Adelssöhne denke.« Er schnaubte. »Angesichts der Lage, in der wir uns befinden, muss Barri jederzeit für alles bereit sein. Mein Vater wurde vergiftet, mein Bruder ist bei einem idiotischen Stierkampf gestorben, und ich habe den Zorn der Hoskanners heraufbeschworen. Wie gut stehen die Chancen, dass ich meinen nächsten Geburtstag erlebe?«

»Ein Grund mehr, nicht auch noch Barris Leben aufs Spiel zu setzen! Ich habe die Sterblichkeitsraten der Arbeiter gesehen. In einer Stratkolonie waren diese Männer sicherer. Wie kannst du unseren Jungen dorthin mitnehmen?«

Jesse holte tief Luft. Wenn Dorothy sich erst einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, war der Versuch, sie davon abzubringen, als wollte man die Kiefer eines Starrhunds von seiner Beute lösen. »Ich tue es, weil ich das Oberhaupt des Hauses Linkam bin und er mein Sohn ist.

Er geht dorthin, wohin ich es befehle.« Sein eiserner Tonfall erstickte weitere Widerworte, obwohl Jesse sehen konnte, dass Dorothy noch einiges zu sagen hatte.

»Wie Sie befehlen, Mylord.« Sie würde über dieses Gespräch brüten und es immer wieder in Gedanken durchspielen. Da sie seine Entscheidung nicht hinnehmen wollte und zu keinen Zugeständnissen bereit war, würde sie sich ihm gegenüber eiskalt verhalten – wahrscheinlich tagelang. »Bleib, so lange du willst, hier im Turm. Ich werde nicht für dich wach bleiben.«

Nachdem Dorothy gegangen war, spürte Jesse erneut die große Einsamkeit. Er befürchtete, dass die nächsten paar Tage bis zum Aufbruch der Expedition unerquicklicher sein würden als die Stürme der tiefsten Wüste.

Unterkühlt, aber in pflichtschuldigem Gehorsam kam Dorothy zum kleinen Raum hinten, um sich von ihrem Sohn zu verabschieden. Obwohl sie sich alle Mühe gab, ihre Gefühle zu verbergen, wusste sie, dass die anderen Expeditionsteilnehmer die Mauer zwischen ihr und Jesse bemerkten.

Während die Männer an Bord des Transportschiffs gingen, das sie zum Forschungsaußenposten bringen würde, stand Jesse mit einer Hand auf Barris Schulter auf der Landerampe. Der grinsende Junge freute sich offensichtlich wahnsinnig darauf, gemeinsam mit seinem Vater zu einem großen Wüstenabenteuer aufzubrechen. Unter den strahlenden blaugrünen Augen trug er eine Atemmaske, und eine fest zugezogene Kapuze bändigte sein braunes Haar.

Dorothy gab Jesse einen keuschen Kuss und umarmte dann ihren Sohn, wobei sie ihn einen Moment zu lange an sich drückte. »Pass auf dich auf«, sagte sie. Dann trat sie von der Rampe und senkte den Blick ihrer myrthe-

braunen Augen. Obwohl General Tueks Inspektion längst abgeschlossen war, hatte sie im Stillen noch einmal die Vorbereitungen und Vorräte überprüft, um sich zu vergewissern, dass die Risiken weitmöglichst reduziert waren.

»Wir werden so gut auf uns aufpassen, wie die Dünenwelt es zulässt«, sagte Jesse mit einem versöhnlichen Unterton. Dann betraten er und Barri das Schiff und verschlossen die Luke hinter sich.

Dorothy blieb nicht, um zuzusehen, wie der Transporter abhob und am sandverwaschenen Wüstenhorizont verschwand.

8

Das Gewürz ist eine Linse, durch die man das gesamte Universum sieht

Sprichwort der Freien

Gefolgt von zwei Schiffen mit Wasservorräten näherte sich Jesses Transporter der Forschungsstation in der Nähe des Äquators der Dunenwelt.

»Ist sie das?«, fragte Barri zum vierten Mal, während er an dem Piloten vorbei durch das Bugfenster schaute. Zuvor hatte er praktisch jeden Felsbrocken für ihr Ziel gehalten, aber als die Station schließlich in Sicht kam, bestand kein Zweifel, worum es sich handelte.

»Das ist sie«, sagte Jesse und legte dem Jungen eine Hand auf die Schulter.

Die dunkelgelbe, winkelförmige Struktur erhob sich aus dem Sand, umgeben von einem niedrigen Festungswall aus natürlichem Felsgestein. Braungesprenkelte Kuppeln umgaben das Hauptgebäude. Alles war aerodynamisch geformt, damit die Stürme über die Station hinwegfegen konnten, ohne Schaden anzurichten. V-förmige Bepflanzungen umgaben den Wohnbereich wie Wellen im Bugwasser eines Schiffs, das durch einen sandigen Ozean pflügte.

Da der Forschungsaußenposten kaiserlich unterstützte Projekte durchführte, wurde der Großteil der Wasserkosten durch ein Stipendium aus dem Privathaushalt des Hochkaisers abgedeckt. Trotzdem war Jesse sich darüber im Klaren, welche exorbitanten Kosten diese Oase der Ökonomie des Planeten abverlangte.

William English kam zwischen den Sitzreihen hindurch nach hinten und setzte sich neben Jesse. Draußen senkte sich die bronzefarbene Sonne dem Horizont entgegen. »Wir haben Glück, dass wir nicht eine Stunde später dran sind, sonst wäre der Flug ziemlich holprig geworden. Der schnelle Temperatursturz bei Sonnenuntergang bringt das Wetter ganz schön durcheinander.«

»Werden wir einen Sturm sehen?«, fragte Barri.

»Nicht heute Nacht, Junge«, antwortete English lächelnd und tippte sich an die vernarbte Wange. »Ich würde es sparen, wenn einer aufzieht. Ich habe meine Lektion auf die harte Tour gelernt, und deshalb kann ich *dir* jetzt beibringen, keine dummen Risiken einzugehen.«

»Das werde ich nicht«, sagte Barri mit großen Augen.

Die Wasserversorgungsschuttle landeten vor ihnen neben zwei weiteren abgestellten braunen Kappeln. Waren das Feuchtigkeitsroboter? Sand wirbelte auf, als sich die Transportfähre auf das gehärtete Landefeld senkte. Barri sprang aus seinem Sitz, begierig, die Forschungsstation zu sehen, aber ein strenger General Tuck befahl seinen Passagieren, noch zu warten. Er und seine Leute verließen die Fähre, jederzeit auf eine Falle vorbereitet. Jesse und sein Sohn stiegen erst aus, als der Sicherheitschef zufrieden war.

Ein braunhaariger Mann mit sonnengegerbtem Gesicht kam ihnen entgegen, um sie zu begrüßen. Er streckte eine trockene, raue Hand aus. »Sie müssen Edelmann Linkam sein. Ich bin Dr. Haynes, der Planetenökologe.« Seine blauen Augen blinzelten, als wäre er belästigt, den neuen Herrn der Dünenwelt kennenzulernen. Erwartete er, dass die Linkams sich in irgendeiner Weise von den Hoskanners unterschieden?

Obwohl der Mann technisch gesehen ein kaiserlicher Angestellter war und keine Befehle von Edelmännern befolgen musste, hoffte Jesse, ihn als freiwilligen Verbünde-

ten zu gewinnen. »Man hat mir gesagt, dass Sie ein Experte für diesen Planeten sind, Dr. Haynes – ein größerer Experte als irgendein anderer lebender Mensch. Wir sind begierig zu erfahren, was Sie wissen.«

»Wenn *ich* mehr über die Dunenwelt weiß als jeder andere, dann ist wahrhaft wenig über diesen Planeten bekannt.« Er wandte sich Barr. zu. »Ist das Ihr Sohn?«

»Er wird eines Tages der nächste Edelmann Imkam sein.«

»Manche Leute würden sagen, dass diese Welt kein geeigneter Ort für Kinder ist.« Der Planetenökologe legte die Stirn in Falten. »Aber die gleichen Menschen würden auch sagen, dass Erwachsene nicht hierher gehören.« Er trat beiseite, um die übrigen Männer von Bord gehen zu lassen, und begrüßte William English wie einen alten Bekannten. Offenbar hatten die beiden bereits miteinander zu tun gehabt.

Haynes führte die Besucher zum Hauptgebäude der Basis. »Nach Einbruch der Dunkelheit können wir wieder hinausgehen«, schlug er vor. »Auf diesem Planeten ist die Nacht die lehrreichste Zeit.« Die Türen wurden hinter ihnen versiegelt, damit keine kostbaren Spuren von Feuchtigkeit nach draußen in die trockene Luft entwichen.

Stunden später folgten Jesse und Barr. Dr. Haynes im Licht einer kleinen Taschenlampe nach draußen zwischen die bepflanzten Streifen. Der leicht scharfe, klare Geruch von Salbei stieg in die sternenübersäte Wüstennacht empor, und eine Stille kehrte ein, die so unverfälscht war, dass man beinahe hören konnte, wie sich das Mondlicht über Wächterkakteen und Dornencastilleja ergoss. Obwohl Jesse sich immer noch von seiner unmöglichen Aufgabe überwältigt fühlte, verspürte er hier eine ganz besondere Ruhe, einen Grund, auf diesem Planeten verweilen zu wollen, der sich kaum in Worte fassen ließ.

»All diese Pflanzen wurden hier eingeführt und genetisch verändert, damit sie überleben können. Soweit wir wissen, ist keine chlorophyllbasierte Lebensform auf diesem Planeten heimisch.« Haynes ging zwischen Hasensträuchern hindurch und ließ die Finger durch die Zweige gleiten. Ein paar Nachtmotten huschten auf der Suche nach Blüten umher. »Bei so wenig Feuchtigkeit geht sogar unsere widerstandsfähigste Flora ein, wenn sie keine Unterstützung erhält.«

»Aber warum das alles?« fragte Jesse. »Der einzige Grund, hierher zu kommen, ist das Gewürz. Die Dunenwelt wird niemals eine Kolonie sein, die irgendeinem anderen Zweck dient.«

»Ich denke lieber in größeren Maßstäben.« Haynes blickte sehnsüchtig in die Nacht hinaus. »Ich glaube, dass es möglich ist, einen dauerhaften ökologischen Kreislauf zu etablieren, von dem die Menschen ebenso ein Teil sind wie diese robusten Pflanzen hier.«

»Keine Chlorophyllpflanzen bedeutet nichts Grünes«, sagte Barri und stellte damit unter Beweis, dass er gut aufgepasst hatte. Jesse war stolz auf seinen Sohn und beeindruckt, wie viel Wissen Dorothy ihm vermittelt hatte. Er sprach sogar schwierige Worte richtig aus.

»Sehr aufmerksam, junger Herr«, sagte der Planetenökologe.

»Gibt es denn andere einheimische Vegetation?« Jesse legte die Stirn in Falten. »Aber sicher – es muss welche geben, sonst wäre die Luft nicht atembar.«

»Die Dunenwelt sieht vielleicht leblos aus, aber im Sand selbst existiert ein rudimentäres Ökosystem, eine Art Plankton – von dem sich vermutlich die Sandwürmer ernähren – sowie fleischige Organismen, die wir als Sandforellen bezeichnen und die Fischen ähneln, die sich durch den Sand graben. Bei Untersuchungen hat man Flechten

gefunden, die in der Nähe der Pole leben, außerdem eine Art Moos und ein paar zähe Sträucher. Eine weitere Quelle atmosphärischen Sauerstoffs könnten vulkanische Ausgasungen sein. Ich denke, dass sich möglicherweise ein großes unterirdisches Netzwerk unter dem Sand befindet.«

»Im Untergrund? Können Sie keine Sonden benutzen, um die Vulkane zu kartografieren?«

Haynes schüttelte den Kopf. »Immer wenn wir es versuchen, erhalten wir verwirrende Daten. Im Sand befinden sich magnetische Eisenpartikel, und die ständigen Stürme erzeugen zu viel statische Elektrizität. Selbst die Würmer erzeugen ein eigenes Feld.«

»Ist es möglich, Stollen unter die Dünen zu treiben? Könnte man nicht Bohrer oder Gebläsemaschinen verwenden?«

»Glauben Sie mir, Edelmann, wir haben es mit all diesen Ideen versucht. Unterirdische Sandverschiebungen lassen immer wieder die Bohrer und Rohren zerbrechen, und die Schächte stürzen ein. Herkömmliche Stasis-Generatoren funktionieren nicht, weil die statischen Fehler des Flugsands die Maschinen kurzschließen. Und wenn wir die Generatoren erden, locken die Vibrationen Würmer an. Im Laufe von zwanzig Jahren haben wir mehr als hundert Leute bei den verschiedenen Versuchen verloren, Gewürzerntetechniken zu entwickeln. Die einzige Technik, die bislang funktioniert hat, ist, sich die Taschen vollzustopfen und anschließend die Beine in die Hand zu nehmen, und das ist nicht besonders effizient.«

Jessé lächelte zuversichtlich. »Dann verlasse ich mich wohl am besten auf Sie, um eine andere Möglichkeit für uns zu finden, Dr. Haynes.«

Der Planetenökologe führte sie an den bepflanzten Streifen entlang. Aus einer Düne gurgelte und zischte eine Ausgasung hervor und färbte sie mit gelben und orangefarbenen Flecken.

»Das stinkt«, sagte Barri.

»Du weißt, was das für ein Geruch ist«, spornte Jesse den Jungen an.

»Schwefel.«

Haynes hielt die Hand in die ausströmenden Gasschwaden. Als er sie zurückzog, waren seine Finger von gelblichem Staub bedeckt. »Absolut trocken. Kein Wasseranteil.« Er schaute zu Jesse hinüber. »Draußen in der Wüste sieht man manchmal Eruptionen, große Wolken aus Sand, die wie Geysire zum Himmel geschleudert werden. Das lässt mit einiger Sicherheit auf eine aktive Welt unter den Wanderdünen schließen, auf eingeschlossene Blasen aus überhitztem Gas, das explosiv zur Oberfläche drängt.«

»Kommt daher das Gewürz? Tief aus der Erde?«, fragte Barri.

Haynes zuckte mit den Schultern. »Möglicherweise. Die Melange aus einer frischen Eruption ist besonders wirksam und leicht zu ernten. Unglücklicherweise ziehen solche Eruptionen auch Würmer an, weshalb unsere Mannschaften nicht viel Zeit haben.«

»Wirklich ärgerliche Wachhunde«, sagte Jesse. »Ich wünschte, wir könnten sie loswerden.«

»Keiner unserer Versuche war erfolgreich. Es würde mich nicht wundern, wenn eine Atomexplosion nötig wäre, um einen großen Sandwurm zu töten.«

»Wir haben Atomwaffen!«, meldete Barri sich zu Wort. »Und alle unsere Raumschiffe laufen mit Kernreaktoren. General Tuek hat gesagt, dass wir sie umbauen können, wenn wir in einen militärischen Konflikt geraten.«

»Wir befinden uns nicht in einem militärischen Konflikt, Barri«, gab Jesse zu bedenken.

»Das könnte der Wahrheit jedoch näher sein, als Sie glauben«, sagte Haynes. »Wir führen gewissermaßen Kleinstoffensiven durch, um auf dem Territorium eines Wurms

Gewürz zu ernten. Blitzattacken mit anschließendem schnellem Rückzug.«

Er führte seine Besucher an einer Gruppe Kakteen vorbei, die wie verwachsene Menschen in den Schatten standen. Als sie den Rand der Oase erreichten, bedeutete Haynes ihnen innezuhalten. »Bleiben Sie stehen und schauen Sie auf die Wüste hinaus. Öffnen Sie Ihren Geist und Ihre Sinne – und *lauschen* Sie einfach.«

Während die drei schweigend dastanden, hörte Jesse ein langes, langsames Ausatmen, wie von einem Lebewesen.

»Sandgezeiten«, erklärte Haynes. »Die Dünen bewegen sich langsam hin und her, angezogen von den beiden Monden. Durch diesen peristaltischen Vorgang bewegt sich der lose Sand um dreihundert bis fünfhundert Meter pro Jahr.« Er kniete sich nieder, grub die Finger in den Sand und schloss die Augen. »Die Wüste bewegt sich und atmet unter uns.«

Barri kauerte sich in den noch warmen Sand. »Ich vermisse den Regen.«

»Regen«, stimmerte der Planetenökologe gedankenverloren.

Jesse drückte seinem Sohn ermutigend die Schulter. Er konnte ihm nicht versprechen, dass irgendjemand von ihnen jemals wieder Regen sehen würde.

9

Kein anderer Planet im Imperium rechtfertigt eine genauere Untersuchung als diese scheinbar leblose Welt. Jede Schicht der Dünenwelt verbirgt eine weitere darunter, und jede davon wimmelt von Lebensenergie.

Dr. Bryce Haynes,
mit der Untersuchung der Dünenwelt
beauftragter Planetenökologe

Nachdem sich die morgendliche Thermik so weit beruhigt hatte, dass man mit einem Ornithopter in die Wüste fliegen konnte, machten sich Jessé, Barri und Dr. Haynes auf den Weg, um bei der Gewürzforderung zuzusehen. Vorarbeiter English war bereits in den Dünen, um eine riesige Erntemaschine an einer neuen Melange-Ader zu platzieren, die im Laufe der Nacht unter den Wanderdünen zum Vorschein gekommen war.

Dr. Haynes flog den kleinen Ornithopter ohne Eile. Als ein anderer Pilot ihnen eine Warnung vor einem thermischen Loch übermittelte, einem Flecken kalten Sands, der eine Luftsäule gefährlicher Turbulenzen erzeugte, passte der Ökologe den Kurs an, um der Anomalie auszuweichen. »Kalter Sand lässt auf Eishöhlen tief unter der Oberfläche schließen«, sagte er zu Jessé. »Das Temperaturgefälle erzeugt gewisse Gefahren.«

»Unterirdische Eishöhlen? Wie viele Überraschungen hält die Dünenwelt noch bereit?«

»Mehr, als man zählen kann, fürchte ich.«

Eine Rauch- und Staubwolke markierte die Forderungs-

stelle. Jesse und Barri beobachteten, wie die große fahrbare Erntemaschine über die Dünen walzte und dabei große Mengen Sand durchpflügte, der mit rosttarbenem Gewürz vermischt war. Kundschafter zogen weite Kreise, um nach herannahenden Würmern Ausschau zu halten.

English, der sich am Boden aufhielt, forderte einen Satellitenwetterbericht an. »Mir gefällt dieses Staubband am östlichen Horizont nicht.«

Obwohl der Himmel für Jesse makellos blau mit einer winzigen Trübung aussah, stellte er die Intuition des Vorarbeiters nicht in Frage. Vielleicht kribbelte seine Narbe. »Auf den Wettersatelliten ist alles klar. Da braut sich nichts zusammen.«

»Sehen Sie noch einmal nach.«

Wenig später erklärte er erneut: »Noch immer nichts vom Satelliten, Mr. English.«

»Ich melde mich später wieder.«

Als die Kundschafter bei ihren gewissenhaften Patrouillenflügen einen Wurm entdeckten, eilten die rotgekleideten Arbeiter in ihre Fahrzeuge zurück und wurden mittels eines effizienten Systems von kontrolliertem Chaos evakuiert. Der leistungsstarke Carryall hob die Zusatzausrüstung, die Gewürzerntemaschine und die Bodenmaschinen genau in dem Moment in die Höhe, als die sich nähernden Wellen im Sand die Abbaustelle erreichten. Auf dem Ornithopter lief Barri von Fenster zu Fenster, aber der Wurm kam nicht an die Oberfläche. Jesse sah, wie er den Boden aufwühlte und sich dann unterirdisch entfernte.

Nachdem sie vorläufig in Sicherheit waren, berichteten die atemlosen Arbeiter, wie viel Gewürz sie gefördert hatten. Es war eine gute Ernte. Jesse rechnete die Zahlen im Kopf durch. Wenn die Erntemannschaften die nächsten zwei Jahre lang jede Sekunde und jeden Tag dieses Tempo aufrechterhielten – ohne irgendwelche Unglücksfälle –,

dann hatte Haus Linkam vielleicht eine Chance, die Hoskanners zu schlagen.

Kurz darauf kam die Stimme von William English über das Kommunikationssystem. »Wir haben ein ernstes Problem mit den Wettersatelliten!«

In der Aufregung der Evakuierung hatte Jesse die Bedenken des Vorarbeiters völlig vergessen. »Hier spricht Edelmann Linkam. Was ist los, English?«

»Ich habe gerade unsere Kundschafter angetankt und bin dann selbst nach Osten geflogen. Zwölf Sichtungen bestätigen es, Herr – nicht weit von hier braut sich ein Coriolis-Sturm zusammen, eine ambossförmige Wolke, die den Himmel völlig verdunkelt. Mit bloßem Auge kann ich keinen genauen Kurs bestimmen, aber ich würde sagen, dass er genau auf die Basis zuhält.«

Jesse blickte in Erwartung einer Erklärung zum Planetenökologen. Haynes nahm den Sender zur Hand. »Wenn der Sturm so groß ist, William, wie konnen die Satelliten ihn dann übersehen haben?«

»Das ist es ja – sie *konnen* ihn nicht übersehen haben. Doch der Sturm ist zweifellos auf dem Weg zu uns.« Ein düsterer, wütender Unterton durchtränkte seine Stimme wie ein Blutfleck. »Hätten wir uns einzig und allein auf diese Satelliten verlassen, dann hätten wir hier weitergemacht, bis es zu spät gewesen wäre.«

Die Antwort schoss Jesse grell wie Waffenfeuer in einer stillen Nacht durch den Kopf. *Hoskanner Sabotage*. »Rufen Sie unsere Erntemannschaften und Kundschafter zum Außenposten zurück. Dort sitzen wir den Sturm aus. Und dann möchte ich Antworten. Wir brauchen diese Satelliten.«

Im abgeschirmten Gebäudekomplex hielt Jesse Kriegsrat mit Tuek, Haynes und English. Sie saßen an einem langen

Arbeitstisch und sprachen laut, um den draußen toben den Sturm zu übertönen.

Barn spähte durch einen gepanzerten Fensterspalt und versuchte, in der Dunkelheit etwas zu erkennen. Wie die Erwachsenen trug auch er einen Ganzkörperanzug, dessen Gesichtsmaske ihm lose um den Hals hing. »Sind wir hier sicher? Kann der Wind hier zu uns durchdringen?«

»Dieser Unterschlupf ist ausreichend geschützt, junger Herr«, erklärte Dr. Haynes. »Aber dort draußen kann der vom Sturm aufgepeitschte Sand einem Mann die Haut abziehen und anschließend die Knochen zermahlen.«

Tuek kam zur Sache, indem er mehrere Schriftstücke auf dem Tisch ausbreitete. »Soweit ich feststellen kann, wurden alle Wettersatelliten darauf programmiert, Meldungen von ernsthaften Wetterstörungen durch getarnte Berichte zu ersetzen, in denen der Himmel klar erscheint. Ein weiteres Abschiedsgeschenk der Hoskanners.«

Dr. Haynes musterte English anerkennend. »Wenn du den Sturm nicht gespürt hättest, William, dann wären wir verloren gewesen.« Der vernarbte Linkevorarbeiter saß angespannt da, als versuchte er, sein anhaltendes Unbehagen zu unterdrücken.

»Trotzdem ist es eine Katastrophe«, sagte Tuek. »Als wir versucht haben, die betroffenen Programme zu löschen, haben wir eine weitere Falle ausgelöst, die einen Kurzschluss im Satellitensystem verursacht hat. Jetzt sind wir dort oben völlig blind.« Die Miene des Veteranen war von Enttäuschung verdüstert. »Ich habe nach direkten Mordversuchen Ausschau gehalten, aber das hier ist sehr viel heimtückischer. Du liebe Güte, hätte ich das nur vorhergesehen!«

Während Jesse zuhörte, brodelte Zorn in ihm auf. »Was brauchen wir, um die Satelliten zu reparieren?«

»Der Schaden ist zu groß«, antwortete English. »Wir müssen sie ersetzen.«

Jesse stemmte die Ellbogen auf den Tisch. »Alternativen?«

English seufzte. »Die Gewürzforderung einstellen, bis wir neue Satelliten haben.«

»Inakzeptabel. Das kann Monate dauern.«

»Wir könnten unsere Erkundungsflüge verdreifachen, um das Wetter besser zu beobachten, und unser Bestes tun, um Gefahren frühzeitig zu erkennen«, schlug Tuek vor. »Aber mehr Flüge bedeuten auch mehr Risiken. Wir würden zweifellos Schiffe und Piloten verlieren.«

Jesse warf einen Blick in die Runde, in der Hoffnung, dass es noch weitere Vorschläge gab. »Sonst noch etwas?«

English spreizte die Finger. »Wie sehr vertrauen Sie auf Ihr Glück, Edelmann? Wir könnten einfach weiter Gewürz abbauen und es darauf ankommen lassen.«

Der Planetenökologe schürzte die Lippen. »Ich bin vielleicht dazu in der Lage, einen oder zwei Satelliten so zu modifizieren, dass wir wenigstens ein paar Wetterdaten erhalten.«

Niemand sagte mehr etwas, und alle Blicke richteten sich auf Jesse. »Also gut. Dr. Haynes, stellen Sie fest, wie viel Wetterdaten wir rausholen können. Minimieren Sie die Risiken für unsere Schiffe und Mannschaften – aber wir müssen weiter Gewürz fördern, egal, welche Rückschläge wir erleiden.« Der Sandsturm kratzte draußen über die Kuppel wie die ätzenden Liebesgrüße von Valdemar Hoskanner höchstpersönlich. Jesse blickte zu seinem Sicherheitschef und senkte die Stimme. »Esmar, ich habe keine Ahnung, wie wir die neuen Satelliten bezahlen sollen.«

»Beraten Sie sich mit Ihrer Konkubine, Mylord. Aber meiner Meinung nach tun wir das, was wir tun müssen. Wir haben keine andere Wahl.«

»Ich werde Dorothy sagen, dass sie so viele weitere Kredite aufnehmen soll wie nötig und allen Besitz verkaufen, den wir noch auf Catalan haben. Aber ich will, dass das Satellitennetzwerk baldmöglichst installiert wird. Finden Sie heraus, wer es am schnellsten tun kann.«

Jesses Gefühl sagte ihm, dass die Hoskanners wahrscheinlich weitere große Gesten planten. Der unerwartete Sturm und die Satellitensabotage rückten die Gefahren in den Vordergrund, die auf der Dünenwelt selbst den alltäglichsten Handlungen innewohnten. Im Moment versperrte er das überwältigende Bedürfnis, wieder bei Dorothy zu sein, mit ihr zu reden, sie im Arm zu halten.

»Sobald dieser Sturm vorübergezogen ist, fliege ich nach Carthag zurück. English, ich möchte, dass Sie mitkommen, damit wir unsere Gewürzförderungsarbeiten bewerten und unsere Ressourcen zusammenlegen können. Wir müssen aus dem, was wir haben, das Beste machen.«

»Es ist nicht klug, gleich nach einem Coronissturm loszuhetzen, Edelmann«, sagte Dr. Haynes. »Diese Stürme sind unberechenbar und gefährlich.«

Jesse, der von nagender Wut auf Valdemar Hoskanner erfüllt war, spürte, wie seine Muskeln sich wie Stahlseile anspannten. »Auch ich kann unberechenbar und gefährlich sein.«

Weil nur drei von ihnen nach Carthag zurückflogen, nahmen sie statt der größeren Fähre einen Ornithopter von der Forschungsstation. Die staubige Luft wurde noch immer von unberechenbaren Winden aufgewühlt, doch die Hauptmasse des Sturms war nach Süden abgedreht.

Englisch flog sie nordwärts in Richtung Carthag, das mehr als tausendfünfhundert Kilometer entfernt lag. Unter ihnen erholte sich die karoförmige Oase bereits langsam vom Flugsand, doch bereits nach wenigen Minuten wurden alle erkennbaren Einzelheiten durch monotones Nichts ersetzt. Vor ihnen ragte ein gezackter Bergkamm in die Höhe wie ein Atoll im Dünenmeer. Am Rand der von Felswänden eingerahmten Senke konnte Jesse Hunderte von Canyons sehen, die in Sackgassen endeten und nicht von fließendem Wasser herrührten, sondern von seismischen Aktivitäten, lange zurückliegenden Lavaflüssen und beißenden Wüstenwinden. Im Laufe der nächsten Stunde kamen ihnen die vereinzelten Felsgrate irgendwann sogar wie Wiederholungen des Immergleichen vor.

Der Edelmann ließ die Gedanken schweifen und grübelte über mögliche Lösungen für ihre Probleme nach. Barn lehnte den Kopf an die Schulter seines Vaters und nickte ein.

Als sie gerade auf eine Bergkette zusteuerten, riss English den Ornithopter plötzlich herum. »Weitere Stürme voraus, Herr!« Er warf einen Blick über die Schulter. »Bei der Gottheit, es ist ein Rückenschleicher! Der Sturm hat einen Haken geschlagen!«

»Sind wir hier im Ornithopter sicher?«

»Wir müssten über ihn hinwegfliegen können.«

Jesse sah einen Tsunami aus Sand und Staub, der sich dicht über den Boden wälzte und wie eine langsam fließende Welle aus Milch über die Berggipfel kroch. English bediente weiter die Kontrollen, doch seine Bewegungen wirkten jetzt angespannter.

»Warum steigen wir nicht höher?«, fragte Jesse.

Die Wand aus Sand und Staub wurde größer und breitete sich aus, bis sie ihr ganzes Sichtfeld einnahm. Der

Ornjet schlug verzweifelt mit den Flügeln, um mehr Höhe zu gewinnen.

»Mit den Flügeln kommen wir nur auf eine bestimmte Höhe. Ich versuche, die Düsen zuzuschalten, damit wir über den Sturm hinwegsetzen können.« English hieb erneut auf die Kontrollen ein. »Aber das verdammte Ding will einfach nicht den Antrieb wechseln, und ohne die Düsen schaffen wir es nicht!«

»Können wir dem Sturm entkommen?«

»Auf keinen Fall. Vielleicht gelingt es mir, den Umschaltmechanismus zu umgehen und die Düsen direkt anzusteuern. Dann versagt die Maschine möglicherweise hundert Kilometer weiter, aber so haben wir wenigstens eine Chance, dem Sturm zu entkommen und gerettet zu werden.« Ein erleichtertes Lächeln zeigte sich auf seinem Gesicht. »Ah, da ist die Umgehungsschaltung.«

Eine kleine, gedämpfte Explosion ließ den Antrieb erzittern – eine Miniaturbombe, die im hinteren Teil des Ornjets hochging. »Schon wieder Sabotage!«

»Rufen Sie Hilfe!«

Der Erntevorarbeiter rang mit der Steuerung, um den Ornjet davon abzuhalten, im Spiralflug auf den Sand zu stürzen. »Die Bombe hat die Funkanlage zerstört. Genau so war es wahrscheinlich auch gedacht.«

»Bringen Sie uns einfach runter, English.«

Barri, nun hellwach, schaute sich verängstigt um. Jesse packte seinen Sohn am Arm, versiegelte den Ganzkörperanzug des Jungen und anschließend seinen eigenen und setzte ihnen die Gesichtsmasken auf.

Der Ornjet verlor an Höhe und trudelte auf die Dünen zu. English suchte vor ihnen nach einem Unterschlupf und entschied sich für eine kleine Felseninsel, bei der es sich um kaum mehr als ein paar verstreute Gesteinsbrocken handelte, die aus dem Sand ragten. Außer Kontrolle

landete der Ornitet im Sand und drehte sich um die ei gene Achse.

Noch bevor English auch nur den Antrieb abscha ten konnte, brach eine hoch aufragende Welle Sand über sie herein und verschlang den Ornitet mitsamt seinen In sassen

10

Anpassung ist eine Kunstform, und sie ist der wichtigste Aspekt des Menschseins.

Auszug aus dem *Handbuch für Sandarbeiter*

Nachdem der Sturm vorbeigezogen war und ein endloses Meer frischer, makelloser Dünen hinter sich zurückgelassen hatte, wurde ein Stück Sand durch eine leichte Bewegung aufgestört. Eine Vertiefung bildete sich, dann ein Loch, und dann streckte sich eine kleine Hand nach draußen, während weiterhin Sand in die Türöffnung des verschütteten Ornjets rieselte.

Hustend und strampelnd kletterte der kleine Barri, der von seinem Vater geschoben wurde, an die frische Luft. Im spärlich erleuchteten Cockpit verschluckte Jesse sich an einem Mundvoll Staub. Schnell schloss er seine Gesichtsmaske. »Wir können von Glück sagen, dass wir den Sturm überlebt haben.«

William English, dessen tätowierte Stirn von einem Schnitt blutverschmiert war, trat zurück, bis das Rinnsal aus Sand schließlich abriss. »Ein sehr geringes Maß an Glück, Edelmann.« Er blickte von der geöffneten Steuerkonsole auf. »Unser Notpeilsender ist mit Absicht zerstört worden. Niemand wird uns finden.«

Jesse kauerte sich im engen Cockpit hin. Die Maske dämpfte seine Stimme. »Die Hoskanners sind gründlich. Sie wissen, dass man redundant planen muss.« Er blickte den Erntevorarbeiter eindringlich an und senkte die Stimme. »Aber ich bin noch nicht bereit aufzugeben. Wir

leben alle drei noch. Wir mussen einfach allein aus dieser Sache rauskommen.«

Außerhalb des abgestürzten Orniets nahm Barri seine Maske ab und riet zu ihnen hinunter. »Ich kann hier oben nichts sehen – nur einen großen Sandkasten voller Dünen und Dünen und Dünen!« Er wischte sich den Staub von der sommersprossigen Nase. »Immerhin ist der Sturm vorbei.«

»Wir sind gleich oben. Pass auf, wo du hintrittst! Der Sand kann gefährlich sein.«

English kramte einen kleinen Erste Hilfe-Kasten hervor, trug sich Gerinnungssalbe auf die Stirn auf und befestigte darüber einen Mullverband. »Bedenken Sie, Edelmann, dass es selbst mit der besten Ausrüstung und Technik eine Herausforderung ist, auf der Dünenwelt zu überleben. Das hier ist kein Spaziergang durch einen Regenwald auf Catalan.«

Jesse nickte. »Eins haben wir jedoch unter Kontrolle, English. Wir können mit Hoffnung auf unsere Lage reagieren oder mit Verzweiflung. Ich bevorzuge Ersteres.«

Er kletterte aus dem verschütteten Orniet und kam auf einer jungfräulichen Düne zum Stehen, auf der nur Barris Fußspuren zu sehen waren, die zur Spitze eines neu entstandenen Hügels führten, wo der Junge Ausschau hielt. Jesse war sehr stolz auf seinen Sohn. Andere Kinder und selbst viele Erwachsene wären vielleicht in Panik geraten, aber Barri schien ganz darauf zu vertrauen, dass sie dieser Todesfalle entgehen würden.

»Ich hoffe, du bist auf ein paar anstrengende Tage vorbereitet, Barri. Du musst stark sein.«

»Man wird uns retten, Vater. General Tuek wird feststellen, wo wir sind. Er wird seine Leute schicken.«

Der vollständig verschüttete Ornjet würde für Luftaufklärer unsichtbar bleiben. Jesse dachte darüber nach, ein

oder zwei Tage damit zuzubringen, die Maschine auszugraben, damit ihre Retter einen Anhaltspunkt hatten. Aber das würde sie eine Menge Energie kosten, und der lose, nachströmende Sand und der niemals ruhende Wind würden ihre Mühen wahrscheinlich jeden Tag aufs Neue zunichte machen.

English warf ein Bündel in den Sand, kletterte aus dem verschütteten Gefährt und trat zu den beiden anderen. Der Erntevorarbeiter blinzelte in die Sonne und setzte seine Gesichtsmaske auf. »Ich weiß in etwa, wo wir sind. Mindestens einhundert Kilometer von einem der alten kaiserlichen Vorposten entfernt.«

»Einer der Vorposten, deren Lebendgummi-Abschirmungen Gurney kürzlich geplündert hat?«

»Ja, und Dr. Haynes benutzt sie zuweilen noch. Selbst wenn Halleck die nächstgelegene Station schon ausgeschlachtet hat, gibt es dort immer noch einen Solargenerator, mit dem ich ein Signal senden kann. Aber das wird eine lange Reise, selbst wenn sich das Wetter hält.«

Jessé presste die Lippen aufeinander. »Sie glauben, dass das unsere beste Chance ist?«

»Die einzige, die mir einfällt – abgesehen davon, hier zu warten und nichts zu tun.« English zuckte mit den Schultern. »Ich denke, es ist die beste Möglichkeit, die wir haben.«

»Dann entscheiden wir uns dafür. Wie bald können wir aufbrechen?«

»Nicht bevor wir alles vorbereitet haben.« Der Erntevorarbeiter holte zwei tragbare Geräte aus seinem Bündel. »Im Überlebenspaket ist ein Parakompass, und einen weiteren habe ich aus der Steuerkonsole des Ornijets gebrochen. Jeder von uns nimmt einen. Ich habe die Koordinaten des nächsten Außenpostens eingestellt.«

»Wir müssen also nur laufen«, sagte Barn. »Sehr weit laufen.«

English sah den Jungen mit einem erschöpften Lächeln an. »Das wird eine Wanderung, wie sie noch keiner von uns unternommen hat, junger Herr.«

»Ich habe keine Angst.« Barr. hob das Kinn. »Wenn es das ist, was wir zu tun haben, bin ich bereit.«

Jesse verspürte ein weiteres Aufwallen von Stolz auf seinen Jungen. »Barr hat Recht. Wir tun, was wir zu tun haben, selbst wenn es unmöglich ist.«

English bestand darauf, den abgestürzten Orniet ein zweites und drittes Mal zu untersuchen, um sicherzugehen, dass sie jeden potenziell nützlichen Gegenstand gefunden hatten. Jesse hinterließ im verschmutzten Cockpit eine handschriftliche Notiz mit den Koordinaten, die sie zu erreichen versuchten, nur für den Fall, dass eine Suchmannschaft das Wrack entdeckte.

Sie hatten genug zu essen, um ihren Stoffwechsel in Gang zu halten – Energierationen und Päckchen mit konzentriertem Gewürz –, aber sowohl Jesse als auch English wussten, dass ihre Wasservorräte nicht für so viele Tage reichten, wie sie bis zum Außenposten brauchen würden, selbst wenn sie in versiegelten Ganzkörperanzügen und mit Höchstgeschwindigkeit unterwegs waren.

Bevor sie zum letzten Mal das Cockpit verließen, zog Barr mehrere Stücke einer spiegelnden Metallfolie ab. »Wir können sie als Signalspiegel benutzen, falls jemand über uns hinwegfliegt. Hier draußen in der offenen Wüste müssen sie uns doch sehen.«

»Sehr gute Idee, Junge«, sagte English.

Es war später Nachmittag, als die drei ihre lange Wanderung begannen. Bei jedem mühsamen Schritt sanken sie bis zu den Knöcheln ein. Loser Sand hielt sie auf, umschloss ihre Beine und lud sie ein, einfach hier zu bleiben, nicht weiterzugehen, sich hinzusetzen und den

glühenden Tod durch Austrocknung willkommen zu heißen.

»Werden wir hier draußen Würmer sehen?« Barr wirkte neugierig, aber nicht furchtsam.

»Oh, es gibt hier welche, junger Herr. Die Abbauvibrationen unserer Gewürzerntemaschinen locken sie an, aber wir sind zu klein, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Kaum mehr als Kiesel, die über die Dünen rollen.«

»Trotzdem«, sagte Jesse, »halt die Augen nach Wellen im Sand offen.«

Es war ein Balanceakt, schnell genug zu laufen, damit ihnen auf dem Weg nicht die Vorräte ausgingen, und sich gleichzeitig nicht so sehr zu verausgaben, dass sie zusammenbrachen. Obwohl sie bei Einbruch der Nacht müde waren, ruhten sie sich nur kurz aus und setzten dann ihre lange Reise in der kühlen Finsternis fort, in der sie weniger schwitzten.

Das Hauptanwesen in Carthag war in hellem Aufruhr. Vom Staub ausgelöste statische Entladungen hatten die Kommunikationssysteme auf dem ganzen Planeten durcheinandergebracht, aber General Tuek hatte eine Nachricht gesendet, sobald sich der Sturm gelegt hatte. Er war gezwungen gewesen, seine schlimmen Neuigkeiten zweimal laut brüllend vorzutragen, bevor Dorothy ihn verstand.

»Die Suchtrupps haben keine Spur von ihnen gefunden?« Sie versuchte, so stark und steinern wie eine der klobigen Statuen zu sein, die die Hoskanners zurückgelassen hatten. »Ist die gesamte Flugroute überprüft worden?«

Statikgerausche. Eine verzerrte Antwort. Sie wiederholte ihre Worte, und Tuek meldete: »Jedes flugtaugliche Gefährt durchkämmt die Wüste, aber die Coriolaswinde haben alle Spuren verwischt.«

In ihrer Stimme lag der scharfe Unterton von Wut und Vorwurf. »Wie konnten Sie sie in einen Sturm hinausfliegen lassen, General? Sie sind für die Sicherheit des Edelmanns verantwortlich!« *Selbst wenn er Dummheiten begeht … wie sein Vater und sein Bruder.* Verzweiflung drohte sie zu überwältigen wie eine Sandflut, die sie auf alle Ewigkeit begraben würde. *Mein Sohn, mein Sohn!*

Tuek war ebenfalls zerknirscht, aber angesichts ihrer Anschuldigungen legte sich seine Stirn in Falten. »My lady, man hindert Edelmann Linkam nicht daran, etwas zu tun, was er sich in den Kopf gesetzt hat. Du liebe Güte, hätte ich das gewusst, hätte ich ihn persönlich mit einem Lanmer betäubt und gefesselt in einen Gewürzsilo gesperrt, bis er Vernunft annimmt.«

»Was ist mit den Beobachtungssatelliten? Haben wir keine, deren Auflösung groß genug ist, um nach ihrem Notpeilsender zu suchen?«

»Dr. Haynes arbeitet ohne Unterbrechung, aber er hat bisher nur vier Satelliten zum Laufen gebracht, und die sind uns keine große Hilfe! Wir hätten das Notsignal längst orten müssen … aber vielleicht funktioniert der Sender nicht.«

»Können Sie die Wüste nach dem Metallrumpf abtasten? Nach Trümmern?«

»Nicht bei all den Magnetfeldverzerrungen.« Tuek holte tief Luft. Er klang ungeduldig … offenbar hatte er jeden von ihr unterbreiteten Vorschlag bereits in Erwägung gezogen. Er verhielt sich, als würde sie ihm auf die Nerven gehen. Auf Catalan waren er und Dorothy oft aneinander geraten, weil sie ähnlich große Macht gehabt hatten … aber ihre Zuständigkeitsbereiche waren klar getrennt gewesen. Doch auf der Dünenwelt überlappten sich Geschäfts- und Sicherheitsfragen in viel größerem Ausmaß. »Aber wir

finden ihn. Ich werde gleich selbst einen Erkundungsflug unternehmen.«

»Brauchen Sie mehr Manner?«

»Nein, wir haben nicht genug Transportmittel. Ich habe den Gewurzabbau einstellen lassen, um alle Mannschaften fur die Suche einzusetzen. Bitte sagen Sie mir nicht, wie ich meine Arbeit machen soll.«

Dorothy biss sich auf die Unterlippe. Jesse wurde die Unterbrechung der Forderung gar nicht gefallen, und den Sandarbeitern, die sich verzweifelt ihre Freiheit verdienen wollten, ging es wahrscheinlich genauso. Wenn er ihr nur zugehort hatte, als sie uber die Gefahren geredet hatten, die eine Reise zum Außenposten mit sich bringen wurde – noch dazu mit Barri.

Die Storungen verstarkten sich. »Schicken … schicken Sie mir einfach regelmaßig Berichte!«

Nachdem sie die Verbindung unterbrochen hatte, machte sie sich auf die Suche nach Gurney Halleck. Der Spielmann wurde seine eigenen Leute zusammenrufen, jedes funktionsfahige Fluggerat beschlagnahmen und Manner losschicken, um die Wuste abzusuchen. Wenn der strenge alte Tuek ihre Familie nicht retten konnte, wurde Gurney es vielleicht schaffen.

11

Ich habe viele Welten des bekannten Universums gesehen. Manche davon waren wunderschön, manche eintönig, manche so fremdartig, dass sie sich einer Beschreibung ebenso sehr widersetzen wie dem menschlichen Begriffsvermögen. Die Dünenwelt ist die rätselhafteste der rätselhaften Welten.

Gurney Halleck,
aus einer unvollendeten Ballade

Durch den kühlen, dunklen Sand schleppten sich drei Gestalten den Grat einer hohen, gewundenen Düne hinauf. Im Mondlicht sahen ihre Fußstapfen wie die Spur eines Tausendfüßlers aus, der sich durch die Schatten schlängelte. Barri ging voraus und legte eine Energie und Entschlossenheit an den Tag, die weit über die normale Begeisterungsfähigkeit eines Achtjährigen hinausging. Jesse zog Kraft aus dem unermüdlichen Optimismus seines Sohnes.

Ohne Vorwarnung stolperte der Junge auf einem Flecken losen Staubsands, und seine Beine glitten unter ihm weg. Er ruderte mit den Armen, fand jedoch nichts, woran er sich festhalten konnte. Schreiend rutschte Barri die steile Dünenseite hinab. Sand löste sich und rieselte wie loser Schnee ins Dünental. Ein paar Steine, einige davon so groß wie Männerköpfe, lösten sich aus der Düne und kullerten hinterher.

Jesse rannte los. »Barri!«

Der junge Mann war geistesgegenwärtig genug, die Arme und Beine fest in den Sand zu bohren, und schließ-

lich hatte er sich tief genug eingegraben, um zum Stehen zu kommen. Barri war mit Sand bedeckt, und seine Maske hatte sich gelöst. Er blickte auf, hustete und würgte, schaffte es aber, seinen Vater zu beschwichtigen. Er grinste sogar. »Mir geht's gut.«

Sand und Steine rutschten weiter an ihm vorbei zum Fuß der Düne, wo die Felsbrocken auf ein hartes, weißes Stück Boden trafen, das mit lautem Widerhall zerbrach. Zusammengedrückte Sandkörner trafen aufeinander und lösten eine akustische Schockwelle aus, die wie der Herzschlag eines plötzlich geweckten Riesen klang. Das tiefe Pulsieren dröhnte durch die Nacht.

Barri, der eine Mischung aus Angst und Aufregung empfand, versuchte die Düne hinaufzuklettern. Das Dröhnen wurde lauter, eine tiefe Schwingung, die sich zu einem Höhepunkt steigerte.

»Trommelsand!«, rief English. »Körner mit einer gewissen Größe und Form, akustisch geladen … im instabilen Gleichgewicht.« Der Erntevormann war erbleicht. »Das ist laut genug, um einen Wurm anzulocken! Klettere, Junge, *klettere*!«

Jesse eilte die Düne hinab, traf seinen Sohn auf halbem Wege, packte ihn am Arm und zog ihn hoch. »Wir müssen hier weg.«

Barri, der bereits vor Erschöpfung keuchte, konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Als sie den Dünenkamm erreichten, gestikulierte English aufgeregt. Er rannte los und wühlte mit den Füßen den Sand auf. Als die ins Fließen geratene Dünenseite sie langsam in eine Senke rutschen ließ, hastete der Freie seitwärts und schlitterte dabei durch den Sand nach unten. »Wir müssen weg von dem Trommelsand!«

Sie glitten in die Senke hinab und wurden dann langsamer, als sie im Zickzack zum Kamm einer weiteren Düne

hinaufstiegen, weiter entfernt von der Stelle, an der Barr gestürzt war. Hinter sich hörten sie ein vertrautes Zischen und Schaben – die Bewegung von etwas Riesigem, Schlangenförmigem.

»Halt!«, flüsterte English mit rauer Stimme. »Keine Bewegung. Keinen Laut.«

Die drei erstarrten und blickten über die vom Mondlicht versilberten Dünen. Sie sahen, wie das Dünental mit dem Trommelsand aufgewühlt wurde, als ein stumpfer Kopf wie der einer Seeschlange aus den sandigen Tiefen aufstieg. Sandkörner strömten wie Diamantsplitter von dem gewaltigen Leib. Als der Wurm sich zurückfallen ließ, vibrierte und donnerte das Trommelsandbecken noch einige Male, dann erstarben die Echos, nachdem das riesige Wesen die fein ausbalancierte akustische Verdichtung zerstört hatte.

Erschöpft hockte sich English auf den Dünenkamm. Jesse und Barr saßen neben ihm und hielten den Atem an. Das bedächtige zischende Geräusch aufgewühlten Sands erinnerte Jesse an das Flüstern der Wellen auf den weit entfernten Meeren Catalins.

Schließlich standen sie auf und setzten ihren Weg in die Nacht fort.

Zwei Tage später machte das verwahrloste Trio mitten in der Nachmittagshitze im Schatten eines Felsausläufers Halt. Konzentriertes Gewürz hatte sie am Leben und auf den Beinen gehalten, aber ihr sorgfältig rationiertes Wasser war beinahe alle. Jesse und English wussten, dass sie die letzten Tropfen im Laufe des folgenden Tages aufbrauchen würden. Und laut ihrer Parakompasse hatten sie kaum mehr als die Hälfte des Weges zum Außenposten zurückgelegt.

Sie lehnten sich an die Felsen und behielten dabei

die unbequemen Gesichtsmasken auf, um den Feuchtigkeitsverlust zu minimieren. Während der Erntevorarbeiter ein Nickerchen machte, um Kraft zu sparen, musterte Jesse seinen Sohn, der sich heldenhaft schlug. Der Junge wurde nie langsamer, stöhnte und beschwerte sich nicht. Obwohl Dorothy ihn verhätschelt hatte, zeigte Barri keine Spuren der übertriebenen Zuwendung. Er hatte nur eine Gelegenheit gebraucht, sich zu beweisen.

Wenn seine Nachfahren diesem jungen Mann ähnelten, fasste Jesse neue Hoffnung für die Zukunft des Hauses Linkam. Mit gesundem Menschenverstand und einem starken Fundament moralischer Integrität würde Barri zu einem Mann heranreifen, der den meisten verwöhnten und korrupten adligen Thronfolgern des Imperiums weit überlegen wäre. Aber nur, wenn der Junge die nächsten paar Tage überlebte.

Barri, der sich zwischen den Felsen umsah, entdeckte einen Fleck graugrüner Flechten. Er rief nach seinem Vater. »Hier lebt etwas.«

Als Jesse sich näherte, bewegten sich kleine, flüchtige Schatten in den Spalten zwischen den Steinen. »Das sind ... Nagetiere!«

Barri griff zwischen die Felsen und fand ein Nest, aber er bekam die umherspringenden kleinen Tiere nicht zu fassen. Eine Kangurурatte steckte den Kopf aus einem weiter oben gelegenen Bau, empörte sich quiekend und schimpfte auf die menschlichen Eindringlinge.

»Wie sind die hierher gekommen? Könnte es sein, dass ein paar von Dr. Haynes Tieren ausgerissen sind?«

Jesse fiel keine andere Erklärung ein. »Vielleicht hat Dr. Haynes sie sogar absichtlich freigelassen. Er hat gesagt, dass er ein Ökosystem auf der Dünenwelt errichten will.«

Schulter an Schulter sahen er und Barri den winzigen Kangururatten zu, die trippelnd ihren Geschäften nachgingen. Jesse fasste neuen Mut. »Wenn sie hier überleben können, Barri, können wir es auch.«

12

Das Leben ist voller loser Enden. Es ist schrecklich, wenn man einem geliebten Menschen mit Wut begegnet, ohne zu wissen, dass es vielleicht das letzte Mal ist, dass man ihn sieht.

Dorothy Mapes,
Das Leben einer Konkubine

Jesse und Barri waren schon zu lange weg. Viel zu lange. Es gab kaum etwas, das so viele Tage lang draußen in der Wüste überleben konnte.

Mit vor Einsamkeit schmerzendem Herzen fragte sich Dorothy, ob sie ihre Lieben jemals wiedersehen würde. Sie war zwar eine gerissene Geschäftsfrau und die Wächterin über die Güter der Linkams, aber sie war auch eine Mutter und in jeder Hinsicht außer dem Namen nach eine Ehefrau. Ihr Magen hatte sich zu einem festen Knoten zusammengezogen.

Als ein erfolgloser Suchtrupp nach dem anderen zurückkehrte, verlor sie jedes Mal einen dünnen Faden Hoffnung, ein kleines Stück der kostbaren Verbindung, die sie zu Jesse und Barri hatte. Die Spannungen an ihrem letzten gemeinsamen Abend mit dem Edelmann hatten sie voller Reue, Schuldgefühle und Ungewissheit zurückgelassen. Hatte sie verlangen sollen, dass er sich ihren Wünschen fügte? Dann wären Jesse und Barri jetzt vielleicht nicht in der endlosen Wüste verschollen. Oder hätte sie ihn unterstützen sollen, obwohl sie anderer Meinung war?

Sie wusste, wenn Jesse jemals wieder nach Hause zurückkehrte, würde er so tun, als sei nichts zwischen ihnen

vorgefallen. Doch er würde ihren Streit nicht vergessen, ebenso wenig wie sie. Ihre Meinungsverschiedenheit würde wie eine Mauer zwischen ihnen stehen.

Verstandesmäßig begriff sie, warum Jesse wollte, dass ihr Sohn die Härten des Lebens kennenlernte, warum er erfahren sollte, wie gewöhnliche Leute lebten und arbeiteten, warum er durch echte Erfahrungen und schwierige Entscheidungen gestählt und nicht durch Kissen und Hatscheln verweichlicht werden sollte. Aber wie konnte eine Mutter sich verbieten, ihren Sohn so gut wie möglich zu beschützen? Barri hatte noch nicht einmal seinen neunten Geburtstag erlebt – und jetzt war er in einer kargen Wüstenlandschaft verschollen, wahrscheinlich sogar tot.

Als der Junge gemeinsam mit seinem Vater an Bord des Transportschiffs gegangen war, hatte er so würdevoll ausgesehen, so stolz und erwachsen. So hatte sie ihn noch nie zuvor erlebt.

Himmel, wie sie diesen Ort hasste!

Dorothy streifte durch die Korridore auf der Suche nach etwas, womit sie sich beschäftigen konnte, etwas, das ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen würde. Wenn Jesse fort war, sollte sie sich dann an seiner statt offiziell aus dem Wettstreit zurückziehen? Er hatte sie zu seiner Stellvertreterin in Geschäftsträgen ernannt. Ohne Jesse und Barri *gab* es kein Haus Linkam mehr, und der Adelsrat würde es ohne Zweifel auflösen und die Güter sowie das Personal der Linkams an andere Familien verteilen. Sie als Frau aus dem gemeinen Volk würde nach Catalan zurückkehren, allein mit ihren Erinnerungen.

Weiter vorn sah sie, wie Cullington Yueh langsam die Haupttreppe hinaufstieg, wobei er sich am steinernen Geländer festhielt. Der grauhaarige alte Herr war außer Atem, als er oben ankam. »Ach, Dorothy! Ich habe nach Ihnen gesucht.«

»Gibt es etwas Neues?« Sie stieß ein trockenes Husten aus, um zu verbergen, wie ihre Stimme vor Sorge stockte. Gurney hatte schon vor Stunden zurück sein sollen.«

»Noch nicht, aber General Tuek sagt, dass die Kommunikationssysteme wieder voll funktionsfähig sind, jetzt, wo der Sturm vorbei ist. Er ist sehr daran interessiert, die Gewürzförderung wieder in Gang zu bringen. Einige Schiffe sind inzwischen mit Lebendgammi-Abschirmungen ausgestattet und können nun weiter als zuvor und mit geringerem Pannenrisiko fliegen. Ach ja, und Dr. Hayes konnte ein paar mehr Satelliten in Betrieb nehmen. Aber Sie wissen ja, dass immer wieder neue Probleme auftauchen können.«

Besonders hier. Ich hasse die Hoskanners, weil sie uns solchen Schrott hinterlassen haben.«

»Von den neuen Gewürzerntemaschinen und Carryalls, die Sie auf Ix bestellt haben, ist auch noch nichts zu sehen.« Yueh strich sich über den grauen Schnurrbart. »Sind sie nicht längst überfällig?«

»Ja, die erste Bestellung hat bereits eine Woche Verspätung.« Es kam ihr ein bisschen seltsam vor, dass ihr gütiger alter Familienarzt sich für die Gewürzerntemaschinen interessierte, aber sie wusste seine Anteilnahme zu schätzen, jetzt, wo Jesse fort war. *Fort*. Das Wort hatte einen so endgültigen Klang. Ihr Herz wurde schwer, aber sie zwang ihre Gedanken auf eine andere Bahn. Jesse verließ sich darauf, dass sie das Haus Linkam zusammenhielt. »Es hat irgendwas mit Produktionsverzögerungen zu tun.«

Gurney hatte versucht, die Sache bei einem Ixianischen Handelsvertreter weiterzuverfolgen, aber er hatte keine direkte Antwort aus ihm herausbekommen, und während der letzten paar Tage hatten sie all ihre Ressourcen darauf verwendet, nach dem verschollenen Ornithopter zu suchen.

Dorothy runzelte die Stirn. »Meinen Sie, dass die Hoskanners vielleicht etwas damit zu tun haben?«

»Unfälle passieren«, sagte Yueh. »Und manche Unfälle passieren mit Absicht.«

Dem alten Mann entging ihr Kummer nicht. Er massierte ihr mit seinen Chirurgenhänden Schultern und Nacken, bearbeitete Druckpunkte, doch sie spürte, dass seine Hände zitterten. »Meiner Frau Wanna hat das beim Entspannen geholfen.«

»Ihrer Frau? Ich wusste gar nicht, dass Sie verheiratet sind, Cullington!«

»Ach, das war vor langer Zeit. Sie ist gestorben ... an etwas, das ich nicht heilen konnte. Deshalb tue ich mein Bestes, um andere Menschen zu heilen.« Er lächelte freudlos.

Yueh bezeichnete sich selbst als »Bruchrichter und Pillenverteiler«, der seine frühen medizinischen Erfahrungen auf Grummans Welt gesammelt hatte, einem entlegenen Planeten voller seltsamer Sumpfkrankheiten und einheimischer Gewächse, die Kontaktgifte ausschwitzten. Vor Jahren hatte er sich als engagierter Leibarzt dem Haus Linkam angeschlossen, mit der Erklärung, dass er einen friedlichen, abseits gelegenen Ort wie Calalan gesucht hatte. Doch hier auf der Dünenwelt wirkte er überfordert.

Dorothy löste sich sanft aus seinem Griff. »Danke, Cullington. Es geht mir schon viel besser.«

Der Blick aus seinen haselnussbraunen Augen war voller Anteilnahme. »Nein. Sie machen sich immer noch Sorgen. Aber ich weiß es zu schätzen, dass Sie das sagen.« Dann entfernte er sich gemächlich, um sich einer seiner vielen Aufgaben zu widmen. Dorothy erlebte nur selten, dass der Arzt eine Pause einlegte.

Sie begab sich in Richtung Südflügel. Als sie ein Dienstmädchen traf, bestellte sie ein Tablett mit einer Kanne

kraftigem Gewurztee und einer großen Tasse. Anschließend stieg Dorothy mit dem Tablett in der Hand über die Wendeltreppe in den vierten Stock hinauf. Die Melange würde sie beruhigen – und das Gewächshaus ebenso.

Sie drückte auf den hohlen Stein im blinden Korridor. Die Geheimtür glitt zischend auf. Als sie eintrat, schlug ihr der strenge Geruch toter und verrottender Pflanzen entgegen. Der geheime Ort erwies sich als ganz und gar nicht beruhigend.

Seit Dorothy vor mehreren Wochen die Bewässerung abgeschaltet und das Wasser wichtigeren Zwecken zugeleitet hatte, kämpfte das Gewächshaus ums Überleben. Die gefleckten Pilze waren bereits zu einem Brei zusammengefallen, und die einst grünen Farne hatten nun ein krankes Gelbbraun angenommen. Ehemals leuchtend bunte Blumen waren vertrocknet, und die verkrustete Erde war von ausgebleichten Blütenblättern übersät. Nur wenige Gewächse klammerten sich noch an ihr Leben, obwohl es keine Hoffnung für sie gab.

Wimmelnde Insekten schossen zwischen den toten Pflanzen umher und fraßen die Überreste. Für die kleinen Aasfresser war die Verwesung ein Festmahl, und sie vermehrten sich rasend schnell. Aber auch diese Nische des abgeschotteten Ökosystems würde bald vergehen.

Die Pflanzen waren Opfer einer unhaltbaren Situation, gefangen an einem Ort, an den sie nicht gehörten. *Wie das Haus Lunkam*, dachte sie. *Auf dieser öden Welt gelingt es uns kaum zu überleben – also hoffen wir, dass wir eines Tages unser altes Leben zurückbekommen.*

Dorothy spürte, wie sie immer trübseliger wurde. Sie stellte das Tablett auf einem Plastisch ab und wischte Schmutz und tote Insekten von einem Stuhl, bevor sie sich setzte. Dampf stieg auf, als sie sich eine Tasse kraftigen, duftenden Tee eingoss. *Feuchtigkeitsverlust.* Als sie

die Tasse an die Lippen hob, kitzelte eine Wolke von Zimtgeruch ihre Nase.

Nur sie und Jesse wussten, dass dieser Ort existierte, und nur sie beide wussten, dass schon bald alle Pflanzen hier tot sein würden. Hier konnte Dorothy ganz ungestört mit ihren Gedanken allein sein, obwohl sie bezweifelte, dass ihr eine Lösung für ihre Probleme einfallen würde. Sie trank den letzten Schluck Gewürztee, und als die Melange durch ihren Körper rann, entstanden vor ihrem inneren Auge lebhafte Bilder vom wasserreichen, traumhaften Catalan. Wenn sie nur gemeinsam mit ihrer Familie dorthin zurückkehren könnte.

Doch bloßes Wunschdenken würde sie nicht nach Hause bringen, und es konnte auch nicht die unglückseligen Ereignisse ungeschehen machen, die sie hierher geführt hatten. Wo waren Jesse und Barri in diesem Augenblick? Was, wenn William English insgeheim den Hoskanners verpflichtet war? Hatte er ihre leblosen Körper in der Wüste zurückgelassen, wo sie nun genau wie die Pflanzen, die Dorothy umgaben, verdorrten?

Tränen liefen ihr über die Wangen. Auf diesem Planeten nannte man das »den Toten Wasser schenken«.

13

In der Wüste ist Hoffnung ebenso knapp wie Wasser. Beide sind Trugbilder.

Aus dem *Klagelied der Sandarbeiter*

Selbst als sie kein Wasser mehr hatten, gingen sie weiter. Sie mussten weitergehen. English lief voraus und schaute immer wieder auf seinen Parakompass, während Jesse und Barn ihm mit schweren Schritten folgten. Sie konnten nicht mehr zurück. Es war ein heißer Nachmittag, und die Sonne stand erbarmungslos am westlichen Himmel.

Sie näherten sich einer Dunstwolke, die dicht über dem Boden hing, und Jesse wurde klar, dass sie eine Stelle gefunden hatten, wo Ausgasungen aus dem Boden schossen. Obwohl kaum Hoffnung bestand, dass sie dort auf Wasser stoßen würden, gingen sie in Richtung der zischenden Geysire. Wenigstens würde der Chemikaliendampf die brennende Sonne teilweise verdunkeln.

Als es wieder windiger wurde, schaute English sich besorgt um. Er berührte die wachserne Narbe an seiner Wange und blickte zu Jesse. »Das Wetter schlägt um. Ich kann es spüren.«

»Wie lange dauert es, bis der Sturm hier ist?«, fragte Jesse. Barn suchte den Horizont nach einer Staubwand ab, die sich in ihre Richtung bewegte.

»Das lässt sich nicht sagen«, antwortete English. »Diese Stürme sind launisch. Vielleicht kommt er direkt auf uns zu, ganz gleich, wo wir uns verstecken – vielleicht dreht

die Wettertront auch ab und zieht in eine ganz andere Richtung weiter.«

Sie liefen sich im Halbschatten zwischen den schwefelgesprenkelten Felsen nahe einer gurgelnden Ausgasung nieder, um sich auszuruhen. Jesse öffnete sein Bündel und holte seinen Parakompass hervor. »Ich will wissen, wie weit wir noch gehen müssen.« Als er die Koordinaten betrachtete, stellte er zu seiner Bestürzung fest, dass ihr Ziel weiter denn je entfernt zu sein schien. Die Kompassnadel stand in einem scharfen Winkel zu der Richtung, in die sie unterwegs waren. »William, werfen Sie mal einen Blick auf Ihren Kompass.«

Der Erntevorarbeiter hielt seinen Kompass neben den von Jesse. Beim Vergleich stellten die beiden Männer erstaunt fest, dass die Anzeigen völlig unterschiedlich waren. Als English den Kompass zurücksetzte, drehte sich die Nadel, bis sie schließlich in eine andere Richtung zeigte. Jesse tat das Gleiche, und nun zeigte sein Gerät in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Die beiden Männer schauten sich an.

»Wieder Sabotage?«, fragte Jesse.

»Nein, ich nehme an, es ist das Magneteisen im Sand«, sagte English mit vor Verzweiflung belegter Stimme. »Statische Energie von der Sturmfront oder vielleicht von einem Sandwurm. Sie stört die Kompasse.«

Jesse setzte sein Gerät erneut zurück, und diesmal drehte sich die Nadel wild im Kreis.

English sackte schicksalsergeben in sich zusammen. »Wir sind in die falsche Richtung gegangen! Wir haben keine Möglichkeit herauszufinden, wo der Außenposten ist, und wir können nicht einmal den Rückweg zum Ornithopter finden. Unsere Fußabdrücke sind sicher schon seit Tagen verweht.«

Jesse war nicht bereit, vor den Augen seines Sohnes Angst zu zeigen. Sie waren durch die Wüste geirrt und

möglicherweise im Kreis gelaufen. In der leeren Weite hatte er nicht die geringste Ahnung, was in welcher Richtung lag – sei es der kaiserliche Außenposten, die Stadt Carthag, der verschüttete Ornitjet oder die Forschungsstation. Sie hatten sich hoffnungslos verirrt, und ihnen war das Wasser ausgegangen.

Der völligen Verzweiflung nahe taumelte English auf den verfärbten Sandfleck rund um eine Ausgasung zu. Eine ganze Weile stand er einfach nur da und starrte wie benommen zu Boden. Jesse fragte sich, ob der Mann beabsichtigte, sich mit dem Kopf voran in die austretenden Dämpfe zu stürzen.

»Wie kann hier draußen überhaupt etwas überleben?«, sagte English schließlich. »Jedes Lebewesen braucht Wasser. Vielleicht hätten wir das Blut dieser Kängurumäuse trinken sollen.«

»Ich habe versucht, sie zu fangen«, sagte Barri mit trockener, rauer Stimme.

English beugte sich dichter über den verkrusteten Sand um die Ausgasung, konzentriert wie ein Jäger. Seine Stimme senkte sich zu einem Flüstern. »Aber im Sand leben riesige Kreaturen. Es muss hier Wasser geben.« Der zerlumpte Erntevorarbeiter streckte langsam die Arme aus, nach Dingen, die sich durch den warmen Sand um das Dampfloch wanden und schlängelten.

Er warf sich nach vorn und grub mit den Händen in der staubigen Kruste. Wie ein Hund schaufelte er hektisch den Sand beiseite, wühlte sich mit verkrümmten Fingern weiter, bis er schließlich etwas erwischte. Er kämpfte mit seiner Beute, schrie triumphierend auf und warf sich nach hinten, wobei er einen formlosen Klumpen aus der Erde riss, der wie eine riesige Körperzelle von der Länge seines Unterarms aussah. English warf das Ding auf den festgebackenen Sand, ließ sich auf die Knie nieder, drehte es

um und versuchte, das noch immer zappelnde Etwas festzuhalten.

Barri eilte herbei, trotz aller Anstrengungen immer noch voll jugendlicher Neugier. »Was ist das?«

»Eine Sandforelle. Dr. Haynes hat mir erzählt, dass man sie oft in der Nähe von Ausgasungen findet.« Mit geröteten Augen blickte English zu ihm auf. »Das Einzige, worauf es mir im Moment ankommt, ist, dass sie lebt und dass sich irgendeine Art von Flüssigkeit in ihrem Innern befindet, Blut, Saft oder Protoplasma. Wer weiß?« Er drückte die Finger in die nachgiebige Haut des zappelnden Dings und zog ein Taschenmesser aus seinem Bündel.

»Können wir davon überleben?«, fragte Jesse.

Der Erntevorarbeiter zog seine Gesichtsmaske herunter und zuckte mit den Schultern. »Ich habe nie davon gehört, dass jemand eine Sandforelle gegessen hatte. Soweit ich weiß, war noch nie jemand dazu gezwungen.«

»Und wenn sie giftig ist?« fragte Barri.

»Mir scheint, dass wir ohnehin so gut wie tot sind, wenn wir nicht bald Wasser finden, junger Herr.« Er versuchte zu schlucken, fand jedoch keine Feuchtigkeit in seiner trockenen Kehle. »Ich werd's drauf ankommen lassen. Einer von uns muss es tun.«

Jesse senkte die Stimme. »Danke, dass Sie nicht aufgeben, William.«

English grub die Finger in die ledrige Außenhaut der Sandforelle und stieß dann mit der Messerspitze hindurch. Etwas Zähflüssiges quoll hervor wie klebriger Speichel, und ein intensiver Alkali- und Zimtgeruch stieg auf, so scharf, dass er ihnen in den Augen brannte. »Riecht wie Gewürzbier.« English steckte einen Finger in die Flüssigkeit und berührte ihn dann mit der Zunge. »Und es schmeckt auch wie Gewürz – sehr kräftig. Aber

doch anders « Sein verzweifelter Durst ließ English jede Vorsicht vergessen, und er senkte den Mund zu der noch immer zuckenden Sandforelle Mit geschlossenen Augen nahm er einen tiefen Schluck von der schleimigen Flussigkeit.

Jesse ware es lieber gewesen, wenn English nur einen kleinen Schluck probiert und dann abgewartet hatte, ob es irgendwelche Nebenwirkungen gab aber angesichts der Tatsache, dass sie keinerlei Vorrate mehr hatten, ware seine Warnung bedeutungslos gewesen

Barr, trat naher und blickte durstig auf die Sandforelle und die glitschige Flussigkeit, die daraus hervorquoll

Plotzlich schoss English steif in die Hohe und ließ das Protoplasma-Geschopf auf den festen Sand fallen »Es brennt! Aber es knistert wie tausend winzige Explosionen im Mund!« Er legte die Hand auf die Brust Auch hier es bewegt sich nach unten « Er holte tief und keuchend luft und streckte die Arme aus, so angespannt, als wollte r die Finger aus den Gelenken springen lassen

»Ich spure es bis in die Fingerspitzen! Wie Landminen, die mit ihren Explosionen Energie in all meine Zellen schicken!« Mit einem Satz war er auf den Beinen und er schauerte Dann starrte er in den Himmel, der bereits vom sich nahernden Sturm aufgewuhlt war »Das ist das Gewurz, das Herz der Dunenwelt! Ich kann die Sandwurmer fuhlen.«

Jesse streckte die Hand aus und berührte English am Arm »William, atmen Sie tief durch Reißen Sie sich zusammen Das ist eine Nebenwirkung der «

Mit weit aufgerissenen Augen drehte sich der Erntevorarbeiter langsam im Kreis »Ich spure alles unter uns und um uns herum Das Gewurz, die Wurmer, das Sandplankton und mehr Wunder, die wir nie gesehen oder auch nur erahnt haben. Ah!«

English wehrte Jesse ab und sank wieder auf die Knie Wie ein Wahnsinniger griff er nach der toten Sandforelle, grub das Gesicht in die klebrige Masse, schlurfte mehr von der Flussigkeit und begann zu lachen Als sein Blick Barri traf, hef er auf den Jungen zu und rief »*Ich lebe*! Ich kann die Zukunft und die Vergangenheit sehen! Aber was ist was?«

Jesse stieß English zuruck und stellte sich zwischen den Rasenden und seinen Sohn »Halt dich zuruck, Barri William ...«

»Ich kann durch die Dunen sehen, unter ihnen hin durchtauchen mich tiefer graben Muss das Gewurz beschützen, die Sporen ...«

Er packte Jesse an der Brust und beugte sich dicht an ihn heran Blut rann ihm aus dem Zahnfleisch und befleckte seine Zahne »Zu viel Gewurz aber nie genug Gewurz Mussen das Gewurz beschutzen! Die Sandwurmer Ich *bin* ein Sandwurm!«

Blutergusse erblunten auf den Augapfeln des Vernarbten Nach wenigen Sekunden weinte English Blut Noch immer wie wahnsinnig beruhrte er seine Augen und schaute auf seine scharlachrot gefleckten Fingerspitzen »Das Gewurz! Das Gewurz! Wir sitzen alle in der Falle Wir werden ihm niemals entkommen«

»Vater, was ist los mit ihm?«, schrie Barri »Wir mussen ihm helfen!«

»Wir konnen ihm nicht helfen«, sagte Jesse »Er hat zu viel Gewurz genommen Eine Uberdosis«

English stürmte in das Feld dampfender Ausgasungen »Findet das Gewurz! Werdet eins mit dem Gewurz, werdet eins mit den Sandwurmern!« Schreiend rannte er kopfuber weiter, bis plotzlich der Boden unter ihm nachgab Die wirbelnde Offnung eines Sandstrudels.

»William!« Jesse lief los, doch dann hielt er inne, als ihm klar wurde, wie gefährlich der trügerische Boden war. »William!«

Während der Sand wirbelte und ihn nach unten zog, schrie English lachend und heulte vor Begeisterung. Es sah aus, als *wollte* er unter den Wüstensand gezogen werden – und der Sandstrudel war ihm bereitwillig zu Diensten.

Barri wollte zu dem Erntevorarbeiter laufen, doch Jesse hielt ihn fest. Englishs erhobene, schleimglänzende Hand verschwand und hinterließ nicht mehr als eine winzige Unregelmäßigkeit in der obersten Staubschicht.

»Er ist für immer fort«, sagte Barri.

Jesse sank neben seinem Sohn auf die Knie. »Jetzt sind nur noch wir beide übrig.«

Nach einer ganzen Weile straffte Barri die Schultern und ergriff die Hand seines Vaters. Seine Stimme war sehr leise. »Nur wir beide.«

14

Er ist eins mit dem Sand.

Begräbnisformel von der Dünenwelt

Obwohl sie sich weigerte aufzugeben, hatte Dorothy eigene Berechnungen angestellt, geschätzt, wie viele Vorräte sich wahrscheinlich an Bord des Ornijets befunden hatten, und daraus abgeleitet, wie lange die Passagiere höchstens überleben konnten. Ein Suchtrupp nach dem anderen kehrte mit leeren Händen zurück. In einer Wüste von der Größe eines Planeten war ein menschliches Wesen nicht mehr als ein Sandkorn. Wie ein gieriges Raubtier hatte die endlose Einöde Jesse, Barn und English verschluckt.

In den Strafarbeiterkasernen von Carthage und in den Teilen der Stadt, wo die Freien wohnten, hatte Gurney Halleck sich bemüht, die Menschen zu ermutigen und die Moral aufrechtzuerhalten. Sie bewunderte seine Anstrengungen, seine inspirierenden Lieder, aber in letzter Zeit nahmen die ständig wiederholten Gesänge in ihren Ohren einen tragischen Klang an.

Allmählich begannen die freien Sandarbeiter, die man von ihrer Arbeit fernhielt, damit sie die hoffnungslose Suche fortsetzten, über entgangene Prämien zu murren. Dorothy konnte es ihnen nicht verdenken. Für diese Männer waren Prämien die einzige Hoffnung, sich jemals die Passage zu einer anderen Welt zu verdienen. Auch die Strafarbeiter wollten nicht von den Erntemaschinen abgezogen werden, weil sie befürchteten, auf noch schlim-

mere Gefangniswelten wie Salusa oder Eridanus V zu ruckgeschickt zu werden. Und niemand war uber die Aussicht, dass die Hoskanners zuruckkehren konnten, erfreut.

»Ihr Ornjet ist vielleicht im Sturm abgesturzt«, sagte Genera. Tuek, als er sich im Buro im dritten Stock des Anwesens mit Dorothy traf. Er stutzte die Hande auf die Ruckenlehne eines Stuhls. »Aber es kann ebenso gut Sabotage gewesen sein. Jeder, der weiß, dass der Edelmann in der Forschungsstation war, konnte ihm auf dem Ruckweg eine Falle gestellt haben.«

»Viele Leute wussten von der Expedition, General.« Sie stand am Fenster, die Arme vor der Brust verschrankt. Etwas an dem Mann zerrte jedes Mal an ihren Nerven.

»Sie wussten davon, Mylady. Keinem Beobachter auf dem Landefeld sind die Spannungen zwischen Ihnen und dem Edelmann entgangen, als er aufgebrochen ist. Worum genau ging es bei dieser Meinungsverschiedenheit?«

Ihre Augen versprahten Funken der Wut, die sich durch ihren Kummer und ihre Hoffnungslosigkeit brannten. »Private Diskussionen zwischen mir und Jesse sind genau das – privat. Wie konnen Sie es wagen, auch nur anzudeuten, dass ich etwas mit ihrem Verschwinden zu tun haben konnte!«

»Als Sicherheitschef ist es meine Pflicht, jeden zu verdachtigen, insbesondere diejenigen, die einen Vorteil aus dem Verschwinden des Edelmanns ziehen konnten. Sie sind das stellvertretende Oberhaupt des Hauses Linkam. Meiner Meinung nach hat der Edelmann einer Gemeinen viel zu viel Kontrolle uber seine Finanzen und seine Geschäfte gegeben.«

Dorothy war so verwirrt durch diese Anschuldigung, dass sie einen Moment brauchte, ihrer Logik zumindest ansatzweise zu folgen. »Wenn wir einmal den Umstand

beiseitelassen, dass Barn mein eigener Sohn ist « Sie holte tief Luft und zwang sich, mit eisiger Stimme weiter zusprechen « Wenn das Haus Linkam aufgelost wird, verliere ich alles Es ware ausgesprochen dumm von mir, Jesse in Lebensgefahr zu bringen «

»Sie sind nicht dumm, Mylady Genaugenommen sind Sie schlau genug, um einen großen Teil vom Vermogen des Hauses Linkam auf eigene Geheimkonten umzuleiten « Die rotgefleckten Lippen des Veteranen waren zu einer dunnen, grimmigen Linie zusammengepresst Er zeigte keine Spur Mitgefuhl

Sie legte die Hande an die Huften, um nicht der Versuchung nachzugeben, ihn zu erwurgen »Das ist nun wirklich genug General Insbesondere von jemandem, der angedeutet hat dass wir die Suche aufgeben sollten «

»Etwas Derartiges habe ich nie gesagt « Als er angegriffen wurde, versteifte er sich und streckte die Arme nach unten wie in Habtachtstellung Ich habe dem Haus Linkam weit langer gedient, als Sie Jesse kennen, Mylady Ich habe bereits zwei Edelmanner sterben sehen Wenn wir die Suche aufgeben, stirbt das Haus Linkam, und die Hoskanners haben gewonnen Seine rotgefleckten Lippen zuckten »Doch wenn wir aufhoren, Gewurz zu produzieren, haben sie ebenfalls gewonnen Ich habe lediglich nahegelegt, dass wir in Erwagung ziehen sollten, ein paar der Erntemannschaften wieder an die Arbeit zu schicken Jeden Tag verlieren wir mehr Boden an die Hoskanners «

Dorothy musterte ihn kalt Dann stellte sie sich eine grundsatzliche Frage Was wurde Jesse wollen? Selbst in dieser schrecklichen Lage wurde er erwarten, dass sie die Hoffnung langer aufrechterhielt als alle anderen Doch er vertraute auch darauf dass sie den Adelshaushalt organisierte dass sie als seine Stellvertreterin in Geschaftsange-

legenheiten agierte und sie Barris Zukunft sicherte. Sie wusste genau, wie Jesses Antwort lauten wurde.

Als sie sprach, duldete Dorothys Tonfall keinen Widerspruch. »Setzen Sie die Suche fort, General, aber bestimmen Sie einen vorübergehenden Erntevorarbeiter, der in Abwesenheit von William English die Gewürzernte überwacht. Schicken Sie unsere Mannschaften so schnell wie möglich wieder hinaus in den Sand.«

Als der Sturm sich näherte, legte Jesse seinen Sohn im Schutz der Dünenwand ab, wo der harte Sand von den chemischen Rückständen unterirdischer vulkanischer Ausströmungen verkrustet war.

Erschöpft schleppte Jesse sich auf die Spitze der höchsten Düne und sah einen dichten Staubvorhang, der ihnen unheilverkündend entgegenwogte. Der pfeifende Wind wurde stärker und schleuderte ihm nadelspitze Sandkörner ins Gesicht. Seine verstopfte Gesichtsmaske funktionierte nicht mehr besonders gut, ebenso wenig wie Barris. Auch ihre Ganzkörperanzüge waren eingerissen, was den Konservierungsmechanismus weniger effektiv machte. Und sie hatten kein Wasser mehr, nicht einen Tropfen.

Jesse ließ sich den Dünenhang hinuntergleiten und packte eine Schutzdecke aus. Nachdem er die Windrichtung festgestellt hatte, suchte er eine Stelle, wo ihnen die Dünen am meisten Windschatten boten und sie die beste Chance hatten, den aufziehenden Sturm zu überstehen. Sie wickelten sich dicht aneinandergedrückt in die Decke und lauschten dem schabenden Geräusch von Sand und Staub. Jesse erinnerte sich nur allzu gut an Englishs von schmirgelnden Winden vernarbtes Gesicht und daran, dass andere Menschen bis auf die Knochen abgeschabt worden waren. Ihre Chancen, die Nacht zu überleben, waren verschwindend gering.

Als ware er lebendig, wirbelte der Wind durch die Ausgasungen und peitschte die Schwefeldampfe in alle Richtungen. Eine dicker werdende Sandschicht lag auf ihrer Decke und dampfte die furchterregenden Laute. Ab und zu versuchte Jesse, den Sand abzuschutteln, damit sie nicht erstickten.

Nach der Halfte der langen Nacht legte sich der Wind langsam, und das Heulen des Sturms entfernte sich. Am Morgen muhten sich Jesse und Barri gemeinsam, die sandbeschwerte Decke anzuheben, erstaunt, dass sie noch am Leben waren. Nachdem sie sich den Sand von der Kleidung geschuttelt und den Staub aus den Augen gerieben hatten, schauten sie sich um. Der Sturm hatte das Ausgasungsfeld nur gestreift und war dann abgedreht und hatte sie unversehrt zuruckgelassen.

Jesse umarmte seinen Sohn. »Ein Wunder, mein Junge!« Seine Kehle war so trocken, dass er kaum reden konnte. Nicht mehr als ein raues Krachzen drang aus seinem Mund. »Wir haben einen weiteren Tag uberlebt.«

Barris Lippen waren ausgetrocknet und gesprungen, und seine Stimme klang nicht besser als die seines Vaters. »Vielleicht sollten wir uns einfach fur eine Richtung entscheiden und losgehen.«

Durst brannte wie ein gluhender Scheit in Jesses Mund. »Wir gehen heute und morgen ... so lange es dauert. Unsere Chancen stehen nicht gut, aber wenn wir aufgeben, bleibt uns uberhaupt keine Hoffnung mehr.«

Die Ausgasungen rochelten wie ein Erstickender. Gase stromten weiterhin aus dem Sandstrudel, der den delirierenden William English verschluckt hatte.

Nachdem er dem Jungen eingescharft hatte, nicht wegzugehen, kampfte Jesse sich durch den losen Sand am Grund der Senke und kletterte am anderen Ende auf den hohen Dunenkamm. Vielleicht konnte er im Morgenlicht

irgendeine Landmarke erkennen – oder ein Geschwader Rettungsschiffe, dass sich ihnen über das Sandmeer hinweg näherte.

Oben auf dem Dünenkamm ging Jesse weiter, wobei seine Füße tief in den Sand einsanken. Plötzlich traf sein Stiefel auf etwas, das unter der Oberfläche begraben war. Er stolperte und stürzte nach vorn.

Jesse rollte sich auf die Seite, klopfte sich den Sand ab und wischte sich übers Gesicht. Er grub mit beiden Händen und brachte einen gekrümmten weißen Kunststoffstecken zum Vorschein. Sobald Jesse den dünnen, biegsamen Stab aus dem Sand befreit hatte, richtete er sich elastisch auf. Es handelte sich um einen der zahlreichen Wetterstecken, die die Sandarbeiter in der offenen Wüste aufstellten, um den Weg der Stürme zu verfolgen.

Jesse schaute nach links und rechts und ging ein paar Meter, bis er einen zweiten gebogenen Wetterstecken fand, den er ebenfalls freilegte. Er wackelte an den peitschenartigen Stecken und stellte fest, dass sie unversehrt waren, obwohl der Wind sie zu Boden gedrückt und verschüttet hatte. Er nahm einen tiefen Zug staubige Luft. Die symbolische Bedeutung seines Funds ließ sich als Omen verstehen. *Man bleibt nur am Leben, indem man sich unter Angriffen biegt. Sei flexibel. Beuge dich der unaufhaltsamen Kraft und richte dich wieder auf, wenn sie vorbeigezogen ist.*

Barn kam herbeigelaufen. »Ist alles in Ordnung? Was hast du gefunden?«

Er wandte sich zu seinem Sohn um. »Diese Stecken liefern den Wettersatelliten Daten. Hilf mir, sie auszugraben.«

Mit beiden Händen grub sich Jesse bis zum unteren Ende des Steckens. Als er den Instrumentenblock fand, lächelte er zum ersten Mal seit Tagen. »Und jeder hat

einen Sender, der mit den Wettersatelliten in Verbindung steht! Dr. Haynes hat an dem Satellitennetzwerk herumgebastelt. Wenn er es wieder zum Laufen gebracht hat und wenn wir diese Übertragungen modifizieren können ...«

Barn begriff. Sie fanden sechs Stecken, die in einer Linie angeordnet waren. Sie gruben jeden einzelnen aus und nahmen ihre Beute mit in die Mulde, wo sie vor dem Wind geschützt waren. Jesse benutzte ein kleines Multifunktionswerkzeug aus seinem Bündel, um die Gehäuse zu öffnen und an die kleinen, widerstandsfähigen Schaltkreise heranzukommen.

»Wenn wir es schaffen, alle sechs in Übereinstimmung zu bringen, können wir ein starkes und regelmäßiges Signal senden – keinen komplizierten Code oder eine Audionachricht, aber wenn jemand in der Station aufpasst, müsste er den Radarpunkt sehen ...«

Die meisten Leute hatten die Suche nach ihnen wahrscheinlich längst eingestellt, doch Jesse bezweifelte, dass Dorothy jemals die Hoffnung aufgeben würde.

Zu Mittag summten alle sechs Wetterstecken lautlos vor sich hin und sandten ein modifiziertes elektronisches Signal aus – ein sich wiederholendes Muster, das nicht zu übersehen war. Jesse hielt Barn in den Armen und zog die Decke wieder über sie, um ihnen Schutz vor der Hitze des Tages zu verschaffen und um ein deutlich sichtbares, spiegelndes Ziel zu bieten. »Jetzt ist es nur noch eine Frage der Zeit. Hoffe ich.«

15

In der hoffnungslosesten, schwarzesten Stunde der Nacht kommt die Morgendammerung und wäscht die Finsternis fort.

Redensart aus der Wüste

Dorothy lenkte sich ab, indem sie arbeitete. Es war schon lange nach Mittag, aber sie hatte den Bediensteten gesagt, dass sie ihr nichts zu essen machen sollten. Das Anwesen kam ihr riesig und leer vor, voller Echos. Die catalanischen Arbeiter stellten bereits hartnäckig Fragen. Viele von ihnen glaubten, dass man den Edelmann und seinen Sohn niemals finden würde.

Jesse hatte sie zum stellvertretenden Oberhaupt des Hauses Linkam bestimmt, aber er hatte sie nie geheiratet. Ohne ihn hatte sie keinen bleibenden Status, und ihre Entscheidungen waren nicht mehr bindend. Einmal, als sie allein gewesen waren, hatte Jesse zu ihr gesagt: »Du bist für mich weit mehr als nur eine Konkubine, sogar mehr als eine gewöhnliche Ehegattin. Keine Edelfrau könnte deinen Platz in meinem Herzen einnehmen. Du bist die Mutter meines Sohnes, der der Erbe des Hauses Linkam ist. Du bist die Inspiration meiner Seele.« Keine hohlköpfige Tochter irgendeiner blaublütigen, dekadenten Familie könnte ihr das wegnehmen.

Aber darin lag kein Trost, wenn Jesse und Barri verloren waren. Dorothys Seele sehnte sich schmerzlich nach ihnen, und Verzweiflung stieg in ihr auf. Sie waren schon viel zu lange fort.

In ihrem Kummer hörte sie die Rufe aus der Haupteingangshalle zuerst gar nicht. »Dorothy Mapes! Wo sind Sie?« Es war Gurney Hallecks Stimme, die laut nach ihr rief. »Ich habe wunderbare Neuigkeiten!«

Mit klopfendem Herzen rannte Dorothy, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, zum nächsten Treppenabsatz hinunter. Sie traf so überraschend auf den erschreckten Spielmann, dass dieser beinahe den somischen Dolch aus der Scheide gezogen hätte. Als er die zierliche Frau erkannte, ließ er die Klinge zurückgleiten. »Die Satelliten haben draußen in der Wüste ein Signal aufgefangen! Es enthält zwar keine Nachricht, aber es wiederholt sich, und es ist ein klares Zeichen, das es normalerweise dort nicht geben dürfte.«

»Das muss Jesse sein!«

»Es ist mit Sicherheit ein Mensch«, sagte Gurney. »Aber im abgestürzten Ornithopter waren drei Menschen. Wir wissen nicht, ob noch alle am Leben sind.«

»Worauf warten wir dann noch? Bringen Sie mich hin!«

»Im Moment können Sie nichts tun. General Idek hat bereits ein Rettungsschiff losgeschickt. Wir sollten noch in dieser Stunde mehr erfahren.«

Ein unbezähmbarer Springquell der Hoffnung öffnete sich in Dorothy, und sie umarmte den Spielmann so heftig, dass sein Gesicht rot anlief.

Ein Geschwader staubiger Rettungsschiffe traf bei Sonnenuntergang auf dem Landefeld des Raumhafens ein, der dem Anwesen am nächsten war. Über den Himmel ergoss sich ein grelles Farbgemisch und versickerte wenig später in der Finsternis.

Dorothy konnte kaum an sich halten, während sie mit Gurney und Dr. Yueh wartete. Aufgeregt beobachtete sie, wie sich ein Schiff nach dem anderen herabsenkte, mit

den ausgefahrenen Flügeln schlug und das Landegestell stabilisierte.

Schließlich setzte auch das letzte Schiff mit laut zischenden Düsen auf und wirbelte eine Schmutzwolke auf. Nachdem sich die Luft geklärt hatte, öffnete sich eine Luke, und dahinter erschien ein Mann mit rauem Gesicht und roten Augen. Im ersten Moment erkannte sie ihn nicht, doch dann bemerkte sie seine vertraute, wenn auch unsichere Art, sich zu bewegen. Kleinigkeiten, geliebte Kleinigkeiten! Die grauen Augen waren vertraut, doch der Mann sah müde aus und so viel älter. Endlich erschien auch der Junge hinter ihm.

Sie eilte den beiden entgegen. »Ich dachte, ich würde euch nie wiedersehen!« Dorothy umarmte sie und küsste immer wieder ihre staubigen Gesichter.

Jesse strich ihr mit einer abgeschürften Hand über die Wangen und verschmierte ihre Tränen zu Schlamm. »Mein Liebling, du wirst ganz schmutzig.«

Der alte Dr. Yueh untersuchte die beiden Überlebenden in aller Kürze, begutachtete ihre Augen und nahm ihren Puls. »Gut, gut. Ach, ich untersuche Sie beide später ausführlich, wenn Sie sich gesäubert haben.« Er grinste. »Sie werden eine Menge Wasser verschwenden müssen, um all die Schmutzschichten abzukriegen.«

»Das ist mir egal«, sagte Jesse. »Dieses eine Mal in diesem Höllenloch werde ich in aller Ruhe ein Bad nehmen.«

»Ich auch«, sagte Barri. »Ich möchte für immer zu Hause bleiben.«

Dorothy hörte voll Trauer zu, als man ihr berichtete, was William English widerfahren war. Welche Tragödie! Dennoch durchlief sie beim Anblick ihrer Familie ein Schauer der Erleichterung. Jesse hatte ihren Sohn entgegen ihren Wünschen undenkbaren Gefahren ausgesetzt,

aber er hatte sich und Barn auch vor dem beinahe sicheren Tod gerettet. Dorothy war noch immer wütend auf ihn, aber wenn das, was er durchgemacht hatte, ihm keinen gesunden Respekt für die Gefahren der Dünenwelt vermittelt hatte, würde nichts, was sie sagte, etwas an seiner Einstellung ändern. Die einzige Möglichkeit, wie sie diesen Wettstreit überleben konnten, bestand darin, dass sie alle zusammenhielten.

Arm in Arm gingen sie zum Hauptanwesen, das sich vor der schnell sinkenden Wüstensonne abhob.

Zweiter Teil

Das zweite Jahr auf der Dunenwelt

16

Die einzige Möglichkeit, wirklich auf Nummer sicher zu gehen, ist, jeden Menschen als potenziellen Feind zu betrachten

General Esmar Tuek,
Sicherheitsbesprechungen

Während ihres ersten Jahres auf der Dunenwelt mussten die Linkams sich regelmäßig mit Ausrüstungsschaden, der »versehentlichen« Zerstörung von Vorräten und Werkzeugen, der verspäteten Lieferung neuer Erntemaschinen und Carryalls sowie offener Sabotage herumschlagen. Jessé zweifelte nicht daran, dass es in Carthage von Hoskanner Spionen wimmelte, trotz größter Bemühungen seines Sicherheitschefs, sie aufzuspüren.

Ein weiteres Kontingent hervorragend ausgebildeter Kämpfer der catalanischen Volksgarde war eingetroffen, um sie vor möglichen Angriffen zu schützen. General Tuek hatte die Truppenstärke um das Anwesen herum verdoppelt, Wachtposten aufgestellt und seine Leute bei den Freien und Strafarbeitern eingeschleust.

Obwohl sie mit mörderischer Hingabe schufteten, blieb die Gewürzförderungsrate der Linkams erbärmlich niedrig und entsprach kaum einem Drittel der Hoskanner Zahlen, wie sie aus den von William English gelieferten Geheiminformationen wussten. Die Lage wurde noch durch

die zunehmende Feindseligkeit und Widerspenstigkeit der Sandarbeiter verschlimmert. Geringere Gewürzforderung bedeutete geringeren Lohn, und damit schwand trotz Jessos Versprechen auch die Hoffnung, die Dünenwelt jemals verlassen zu können.

Valdemar, der auf Gediprime das Ende des Wettstreits abwartete, lachte wahrscheinlich leise vor sich hin.

Als ein naher Sturm genug Staub heranwehte, um die Sicht zu behindern und Flüge zu den Gewürzfeldern zu unterbinden, versammelte Jessa seine engsten Berater in einem kleinen, abgeschirmten Konferenzzimmer ohne Fenster und mit nur einer schmalen Tür. Tuek suchte den Raum nach Abhörgeräten und versteckten Kameras ab und erklärte ihn schließlich für sauber.

Es war an der Zeit, dass sie miteinander redeten.

Jessa setzte sich und legte die Hände auf die Tischplatte. Aus grimmigen grauen Augen musterte er die Gesichter von Dorothy und Tuek, die an entgegengesetzten Enden des Tisches saßen, und das von Gurney Halleck, der nach dem tragischen Tod von William English die Rolle des Erntevorarbeiters übernommen hatte. Bevor Jessa etwas sagen konnte, eilte Dr. Haynes zur Tür herein. Er war gerade von der Forschungsstation gekommen, dem Sturm nur einen Schritt voraus. »Ich muss mich für meine Verspätung entschuldigen.«

Seitdem Jessa bei den Strapazen in der Wüste seinen Überlebenswillen unter Beweis gestellt hatte, war der Planetenökologe zu einem überraschenden Verbündeten geworden. Haynes hatte deutlich vermittelt, dass er Edelmann Linkam sehr viel mehr respektierte als die Hoskanners, obwohl der kaiserliche Wissenschaftler offiziell neutral bleiben musste.

Jessa dagegen konnte sich keine gemischten Loyalitäten leisten. Er musste alles aufs Spiel setzen. »Wenn es

unser Schicksal ist zu verlieren, werden wir verlieren. Aber ich werde es ihnen auf keinen Fall einfach machen, indem ich aufgebe.«

»Die Hoskanners ziehen uns immer wieder den Boden unter den Füßen weg«, sagte Tuek. »Du liebe Güte, was für hinterhältige Tricks. Sie wissen genau, wie sie die Förderung stören können. Aber mit den neuen Soldaten von Catalan kann ich zusätzliche Wachen für jede Förderstelle einteilen. Ich kann unsere wichtigste Ausrüstung rund um die Uhr bewachen lassen. Ich beabsichtige Sabotageakte in Zukunft vollständig zu unterbinden.«

»Auch wenn wir unsere Ausrüstung schützen, wird das nicht genug sein«, sagte Jesse. »Wir haben schlicht und einfach nicht die nötige Förderkapazität, um unser Ziel zu erreichen.«

Obwohl sie bei solchen Sitzungen normalerweise schwieg, mischte sich Dorothy mit einem Hinweis ein. »Die Hoskanners haben achtzehn Jahre lang über unbegrenzte Ressourcen und Arbeitskräfte verfügt. Sie konnten es sich leisten, teure Erntemaschinen ebenso schnell zu ersetzen, wie die Würmer und Stürme sie zerstörten.« Sie schüttelte bedauernd den Kopf. »Selbst wenn die Hälfte unserer Ausrüstungsbestellungen sich nicht verspätet hätte oder an unerklärlichen bürokratischen Hürden hängen geblieben wäre, hätte das Haus Linkam nicht ausreichend Kapital, um mitzuhalten.«

»Wir haben kaum halb so viele Erntemaschinen, wie wir brauchen«, sagte Jesse. »Eine der neuartigen Einheiten wird von einem Alternativanbieter auf Richese geliefert, doch die Bestellung musste über indirekte Kanäle aufgegeben werden.«

»Diese Erntemaschine hat schon einen Monat Verspätung«, sagte Dorothy, »aber man hat mir versichert, dass wir sie bekommen werden, genau wie die verspäteten Axia-

nischen Lieferungen. Sie können darauf wetten, dass die Hoskanners ihre Finger im Spiel haben. Sie wollen uns einfach nur hinhalten, indem sie behaupten, wir hätten ›Bonitätsprobleme‹.«

»Verflucht sei der Kaiser mit seiner Weigerung, Regeln festzusetzen!«, sagte Gurney. »Wenn er das Gewürz so dringend braucht, warum greift er dann nicht ein?«

Jessé verzog das Gesicht. »Die Adligen wollen auch Gewürz, doch die meisten unserer ›Freunde‹ haben ihre Versprechungen nicht wahrgemacht.«

Nur drei Familien, die so arm waren, dass sie bereitwillig alles auf eine Karte setzten, hatten ihnen finanzielle Unterstützung angeboten, aber sie konnten nur wenig beisteuern. Jessé wusste die Geste zu schätzen, doch das Geld hatte ihnen nicht viel geholfen. Vier weitere Edelleute hatten die verzweifelte Lage der Linkams ausgenutzt, indem sie ihnen Kredite zu mörderischen Zinsen offeriert hatten. Jessé befürchtete, dass er ihre Bedingungen annehmen musste, wenn er keinen anderen Weg aus dieser Krise fand.

Und er hatte noch ein weiteres Jahr vor sich.

Dr. Haynes kratzte sich am Bart. »Das ausgeschlachtete Lebendgummi hat geholfen.«

Jessé stimmte ihm zu. »Vor fast einem Jahr haben wir es für unsere Erntemaschinen verwendet, und allein dadurch haben sie erheblich länger als erwartet funktioniert. Deshalb war es uns möglich, mehr Mannschaften in die Wüste hinauszuschicken und mehr Melange einzufahren. Ein Schritt in die richtige Richtung, aber nicht genug. Nicht mal ansatzweise genug. Wenn sich nichts ändert, verlieren wir. Ein Jahr lang haben wir mit den gleichen Techniken wie die Hoskanners gearbeitet, aber damit kommen wir nicht weiter. Wir müssen in größeren Maßstäben denken.«

Dorothy stutzte das Kinn auf die Hande Ihre Stirn legte sich in Konzentrationsfalten »Wir haben schon so viel versucht, Jesse.«

»Aber wir haben nicht das *Richtige* versucht Es muss noch etwas geben. Eine weniger offensichtliche Herangehensweise an unser Problem «

Im Laufe der Monate waren die Linkams dem Rat des Planetenokologen und den Vorschlagen von Gurney Halleck und Esmar Tuek gefolgt und hatten bei der Gewurzforderung alles von Sprengstoffen und Energieimpulsen bis zum Vergiften des Sandes versucht Nichts funktionierte Sie hatten statische Schildgeneratoren am Boden aufgestellt, die den dahinterliegenden Bereich schutzten, doch das Energiefeld machte die Wurmer rasend Sie hatten mit Pheromonen, chemischen Markern und verschiedenen starken Geruchen versucht, die Wurmer von den Fordergebieten abzulenken, aber die Kreaturen zeigten keine Reaktion Soweit Dr Haynes feststellen konnte, waren die Ungeheuer asexuell

Jesse legte die Fingerspitzen aneinander »Die Methode zur Gewurzernte die die Hoskanner entwickelt haben, ist nicht notwendigerweise die effizienteste In einem Gewurzfeld werden mindestens sieben Prozent der Zeit damit verbracht, Erntemaschinen abzusetzen und die Forderungsstelle zu evakuieren In einer Art Blitzabbau schlagen wir zu und fliehen beim ersten Anzeichen eines Wurms Wenn wir nur die Zeit am Boden, bevor ein Wurm kommt, ausdehnen konnten, wurde jede Minute, die wir weitergraben, unsere Ernte deutlich verbessern «

»Ja, wir sind wie unfahige Diebe, die eine Schatzkammer ausrauben«, sagte Gurney »Gebt mir funf Stunden und eine reiche Ader, und ich besorge euch eine Monatsladung Melange Meine Sandarbeiter wurden sich zu Tode schuften, wenn sie eine solche Gelegenheit hatten «

»Wir haben keine Moglichkeit gefunden, die Wurmer zu toten«, sagte Jesse. »Wir haben alles versucht.«

Tuek schaute den Edelmann direkt an. »Nicht alles. Wir haben es noch nicht mit Atomwaffen versucht.«

»Das konnte ernsthafte politische Folgen haben«, wandte Dorothy ungehalten ein. »Einige der machtigeren Hauser drangen auf ein Verbot von Atomwaffen.«

»Aber bislang gibt es kein solches Verbot«, wandte Tuek ein. »Und wir haben unser eigenes Arsenal. Wenn sich ein Wurm nahert, konnten wir einen kleinen nuklearen Sprengkopf abschießen.«

›Das wurde ich gerne ausprobieren‹, sagte Gurney. »So konnten wir uns für ein paar der Sandarbeiter rachen, die wir verloren haben.«

Dr. Haynes sprang auf und wandte sich Jesse zu, der den Planetenokologen noch nie so aufgebracht gesehen hatte. »Edelmann Linkam, so etwas durfen Sie nicht einmal in Erwagung ziehen! Selbst wenn Sie den Wurm damit toten, wurden Sie das Gewurzfeld kontaminieren und hatten nichts gewonnen. Melange ist extrem anfallig für Strahlung. Coriolisstürme wurden den radioaktiven Niederschlag über den ganzen Planeten verteilen.«

»Aber es muss einen Weg geben, Dr. Haynes«, sagte Jesse und fing seine Enttauschung wieder. ›Wenn wir die Wurmer nicht toten konnen und Schilde oder Lockstoffe sie nicht abhalten, was konnen wir dann noch tun?‹« Er blickte den planetaren Okologen an. »Ware es moglich, sie zu betauben? Zumindest lange genug, damit unsere Mannschaften eine große Ernte einfahren konnen?«

Haynes schnappte nach Luft, und seine Lippen verzogen sich zu einem dunnen Lacheln. »Wir mussen von einem anderen Paradigma ausgehen. Das eroffnet uns gewiss neue Denkmoglichkeiten.« Der rotgesichtige Mann sammelte sich, als wurde er sich auf einen Vortrag vor

bereiten. »Mit ihrer offenkundigen Größe und Kraft sind die Würmer sehr revierbewusste Tiere. Wir glauben, dass Magneteisenkörner mit einem elektrostatischen Feld in Wechselwirkung stehen, das vom Körper des Wurms erzeugt wird, wenn er sich durch den Sand bewegt – entweder durch Reibung oder durch ein Organ, das sich tief im Innern der Kreatur befindet. Je größer der Wurm, desto stärker das Abstoßungsfeld, das er erzeugt, und desto größer das Territorium, das er für sich beanspruchte.«

»Wir haben Generatoren«, sagte Jesse. »Könnten wir sie auf eine ähnliche Frequenz einstellen? Unser eigenes Territorium abstecken und mit einem Signal eine Grenze erzeugen, sodass der Wurm uns für einen größeren Konkurrenten hält und Angst hat, sich zu nähern?«

»Wir müssten ein großes Gebiet abdecken«, sagte Gurney sofort. »Selbst mit der Lebendgummiabschirmung stören die Magnetfelder im Boden und die Sturmstatik nach wie vor unsere Ausrüstung. Wir wären niemals dazu in der Lage, den nötigen Radius aufrechtzuerhalten.«

Haynes lächelte weiter auf gedankenverlorene, geheimnisvolle Weise. »Wenn die Umweltbedingungen uns daran hindern, diesen Feldern äußerlich entgegenzuwirken, können wir sie vielleicht aus dem *Inneren* des Wurms heraus angreifen und seinen eingebauten Generator kurzschließen.« Fieberhaft begann der Planetenökologe etwas auf seinem tragbaren Datenschirm zu skizzieren. »Stellen Sie sich einen abgeschirmten, trommelgroßen Generator vor, aus dem isolierte Antennen herausschauen, mit Entladungsspitzen, die einen kurzen, starken Schock verursachen können.«

»Wie eine Unterwasserbombe?«, fragte Tuek. »Wir bringen den Wurm dazu, das Ding zu schlucken, und lösen dann das Magnetfeld aus?«

»Genau! Jedes Wurmsegment hat ein unabhängiges Nervensystem, das mit dem Gesamtsystem verbunden ist. Also mussten wir jedes einzelne Segment kurzschließen. Wenn der Wurm die Bombe schluckt, müssen sich die Antennen auf dem langen Weg nach unten immer wieder entladen.«

»Ja, das würde so ein Riesenmonster töten!«, sagte Gurney.

Grinsend erwiderte Jesse: »Selbst wenn der Wurm dadurch nur für eine Weile außer Gefecht gesetzt und nicht getötet wird, hätten unsere Erntemannschaften sehr viel mehr Zeit, um Gewürz zu fördern.«

Er schaute zu Dorothy und sah die freudige Erregung in ihrem Blick, aber auch ein gewisses Widerstreben. Sie gab zu bedenken: »Dr. Haynes, wir wissen, dass Sie offiziell für den Hochkaiser arbeiten. Das Haus Linkam hat nur wenige Mittel für Ihr Projekt abzug.«

Jesse beugte sich zu dem Wissenschaftler vor. »Wie viel wird es kosten, Dr. Haynes?«

Der planetare Ökologe gackste: »Machen Sie sich keine Sorgen, Edelmann. Ich bekomme jede Ausrüstung und technische Unterstützung, die ich benötige. Ein potenzielles neues Werkzeug zur Gewürzernte zu entwickeln fällt eindeutig in meinen Aufgabenbereich, auch wenn der Hochkaiser kein echtes Interesse an meinen Experimenten hat. Doch selbst wenn ich diesem Projekt absolute Priorität einräume, ist es ein langer Weg von der Idee bis zum funktionierenden Prototyp.«

»Dann machen wir uns am besten gleich an die Arbeit.« Jesse blickte zu seinen Beratern, dann zur verschlossenen Tür des Konferenzzimmers und stand auf.

Tuek runzelte noch immer die Stirn. »Ich möchte vorschlagen, dass wir diese Forschungen vertraulich behandeln. Wir haben schon genug Ärger mit den Spionen und

Saboteuren der Hoskanners, und wenn sie erfahren, dass wir einen neuen Ansatz haben, werden sie mit Sicherheit für Probleme sorgen.«

»Selbst beim kaiserlichen Planetenokologen?«, fragte Gurney überrascht nach.

Haynes nickte. »Der Kaiser und die Hoskanners tun, was sie wollen. Ich bin nicht so kühn, mir einzubilden, dass meine angebliche Wichtigkeit sie auch nur einen Moment lang zurückhalten würde. Ich sage es nur ungern, aber ich vertraue den Motiven des Kaisers nicht immer.«

Dorothy sagte: »Ich bin geneigt, General Tiek zuzustimmen. Die Hoskanners dürfen auf keinen Fall erfahren, was wir vorhaben. Wir müssen sie in dem Glauben lassen, dass wir hoffnungslos auf dem Trockenen zappeln.« Sie lächelte verschlagen. »Wenn sie davon überzeugt sind, dass sie bereits gewonnen haben, werden sie sich nicht besonders anstrengen, uns zu besiegen.«

17

Die Zeit mag eine Maske der Freundlichkeit tragen, doch sie ist immer der gesichtslose Feind der Vernichter von Hoffnungen und Träumen

Der Prophet von Carthage

Nach über einem Jahr auf der menschenfeindlichen Dünenwelt hatte Jesse schließlich eine Art »normalen Tagesablauf« entwickelt. Früh morgens zog er seinen versiegelten Ganzkörperanzug und seinen Wüstenumhang über und ging in den Hauptspeisesaal hinunter, wo Dorothy und Barri bereits auf ihn warteten.

Bedienstete erwachten zu einiger Aktivität und brachten ihnen ein Frühstück unter Deckeln aus Klarplaz, die nicht nur das Entweichen von Wärme, sondern auch von kostbarer Feuchtigkeit verhinderten. Von einem örtlichen Unternehmer erfunden und vermarktet, war das hochentwickelte Plazgeschirr darauf abgestimmt, selbst den winzigsten Wasserverlust zu vermeiden. Wenn sich der Essende mit seinem Besteck dem Teller näherte, öffnete sich der Deckel gerade lange genug, damit man einen Bissen nehmen konnte, und schnappte dann wieder zu. Dorothy hatte diese Erfindungen übernommen, um zu zeigen, dass die Linkams den Wert von Feuchtigkeit begriffen, dass sie keine verschwenderischen Adligen wie die Hoskanners waren.

Durch den Plazdeckel über seinem Teller sah Jesse ein dampfendes blaues Omelette aus importierten catalanischen Eiern mit Wüstenpaprika, Schweineschinken und

Ilantro-Wurzeln. Eine seiner Lieblingsspeisen. Jesse nahm einen Schluck Gewürzkaffee, wobei er den Zimtgeschmack der Melange kaum bemerkte. Jetzt, wo sie täglich Gewürz zu sich nahmen, achtete er kaum noch darauf. Seltsam. Auf Catalan hatte er sich die Substanz nur selten gegönnt, und jetzt konnte er sich gar nicht mehr vorstellen, eine Mahlzeit ohne Gewürz zu sich zu nehmen. Melange war ebenso sehr zum Teil des Lebens auf der Dünenwelt geworden wie Luft und Sand.

Draußen hörte er ein großes Triebwerk. Auf den verschiedenen Landefeldern von Carthage kamen und gingen unentwegt Ornithopter und Transportschiffe, aber dieses Triebwerk war sehr viel lauter. Ein gewaltiges Dröhnen erfüllte den Himmel über der Stadt in den Bergen.

Barri lief zum Fenster. »Da ist das Zeichen des Kaisers!«

Mit einem beunruhigten Seufzer ging Jesse zu ihm hinüber und sah ein riesiges, ehrfurchtgebietendes Raumschiff, das sich langsam über dem Geschäftsviertel herabsenkte, eins der größten Schiffe, die überhaupt auf einem Planeten landen konnten. Ein kaiserliches Inspektionsschiff, bewaffnet und bedrohlich.

Nein, begriff er – dies würde ganz und gar kein normaler Tag werden.

Da die Finanzlage des Hauses Linkam mehr als angespannt war, gestattete Dorothy keine luxuriösen Dekorationen und hatte Teile des Anwesens stillgelegt. Falls der Gesandte des Hochkaisers erwartet hatte, in einem opulenten Saal empfangen zu werden, wurde er bitter enttäuscht.

Hofrat Ulla Bauers' Nase zuckte wie die eines Kaninchens, als er sich mit ärgerlicher Miene im Hauptquartier umsah, wie um ihnen anzudeuten, dass er Wichtigeres

zu tun hatte und schnellstens wieder von hier verschwinden wollte. Als akkurater Mann mit Salongewohnheiten, die noch aus einem anderen Jahrhundert stammten, trug er eine Robe mit hohem Kragen, die jedem Edelmann zur Ehre gereicht hatte. Auf der Dunenwelt wirkte er damit **völlig fehl am Platze.**

»Hmmm. Mit kaiserlicher Erlaubnis hat das Haus Linkam nun seit einem Jahr die Gewürzförderung geleitet«, sagte Bauers wohlunterrichtet, »doch Ihre Melange-Exporte lagen, ahem, deutlich unterhalb der Erwartungen.« Seine Augen verengten sich bedrohlich. »Ich fürchte, dass Sie eine Schande für den Kaiser sind, Edelmann Linkam.«

Jesse unterdrückte seine Wut. »Die Hoskanners haben uns minderwertige Ausrüstung hinterlassen. Ein Großteil der von mir bestellten – und bezahlten – neuen Maschinen wurde entweder defekt geliefert oder durch bürokratische Winkelzüge aufgehalten. Wir haben vor dem kaiserlichen Gericht eine Klage gegen unsere ixianischen Lieferanten eingereicht, aber das Urteil wird erst nach dem Ende des Wettstreits fallen.« Er zwang sich zu einem matten Lächeln und bemühte sich, den übertrieben pompös gekleideten Mann nicht böse anzustarren. »Trotzdem habe ich noch ein Jahr vor mir und keine Zeit zu verlieren. Ich weiß das Interesse des Hochkaisers zu schätzen, doch wir haben hier sehr viel zu tun.«

»Hmmm, ahem, sind Ihnen vielleicht gewisse Feinheiten der ursprünglichen Abmachung über diesen Wettstreit entgangen, Edelmann? Solche Feinheiten gehören zu meinen Spezialitäten.« Bauers räusperte sich – es war jedoch kein Husten, sondern eine sorgsam kontrollierte Erschütterung der Stimmbänder. »Wenn der Hochkaiser es wünscht, kann er den Wettstreit jederzeit widerrufen und die Dünenwelt an das Haus Hoskanner zurückgeben.«

Jesse versteifte sich. »Der Hochkaiser hat ausdrücklich gesagt, dass es keine Regeln gibt.«

»Ahem, aber in der Übereinkunft heißt es ebenfalls, ich zitiere: ›Dieser Vertrag untersteht dem kaiserlichen Gesetz.‹« Er bedachte Jesse mit einem geringschätzigen Lächeln. »Das kann alles bedeuten, was der Kaiser beschließt.«

Innerlich vor Wut kochend sagte Jesse: »Warum sollte er so mit uns spielen? Der Adelsrat wird empört sein, wenn Sie den Wettstreit abbrechen, ohne mir eine faire Chance gegeben zu haben.«

»Es ist ganz einfach, Edelmann Linkam. Das Haus verlangt nach Melange, und Sie haben nicht genug geliefert. Wir haben nie damit gerechnet, dass Sie so kläglich scheitern würden. Das ist unvorstellbar!« Er runzelte die Stirn. »Hmmm, oder verstecken Sie Teile Ihres Ertrages vor uns? Horten Sie Melange, um die Schwarzmarkthändler zu versorgen? Das dünne Rinnsal, das Sie nach Rossak exportieren, kann doch unmöglich Ihre gesamte Erntemenge sein. Wo sind Ihre geheimen Gewürzlagerräume?«

Jesse lachte leise. »Wir behalten kaum genug für unseren Hausgebrauch.«

Der wieselige Mann zog die Augenbrauen hoch. »Mir ist zu Ohren gekommen, dass Ihre Freien und Spezialarbeiter ausgesprochen unzufrieden sind. Geringe Hoskanmengen und Exporte bedeuten verringerte Prämien für die Arbeiter. Unter der Leitung der Hoskanners hatten viele von ihnen bereits genug angespart, um nach Hause zurückzukehren. Man hat mir gesagt, dass Carthage ein Pulverfass ist und jeden Augenblick Unruhen aufflammen können. Trifft das zu?«

»Übertreibungen, die von ein paar verbliebenen Hoskanner Loyalisten verbreitet werden«, antwortete Jesse gelassen. »Ein paar Unruhestifter sind verhaftet worden, die

meisten davon Strafarbeiter, die noch Jahre vor sich haben. Wir haben die Lage vollkommen unter Kontrolle.«

»Mmmm ahem. Als die Hoskanners hier waren, haben sie sich ebenfalls Schwierigkeiten gegenübergesehen, aber das Gewürz floss wie ein breiter Strom. Sie haben einen Markt versorgt, der sich über das gesamte Imperium erstreckt, und jetzt, wo sich die Gewürzvorräte auf anderen Welten erschöpfen, wird die Verknappung spürbar. Die Preise haben Rekordhöhen erreicht.«

»Dann müssen die Adligen eben den Gürtel enger schnallen und ohne diesen Luxus auskommen oder mehr dafür bezahlen. Der Kaiser erhält seinen Anteil, also sollte er doch zufrieden sein.« Jessos graue Augen waren wie scharfkantige Splitter. »Hofrat Bajers, ich wurde nie darum gebeten, irgendeine Art von Lagebericht abzuliefern. Bis dahin ist die Förderrate ganz allein meine Sorge. Die einzige Zahl, auf die es ankommt, ist die Gesamtmenge, die ich am Ende des Wettstreits abliefere. Wenn ich versage, dann können Sie meine Niederlage nach Ablauf der zwei Jahre verkünden – und nicht eine Sekunde früher.«

»Mmm ahem. Denken Sie an das Kleingedruckte, Junkam.«

»Eine Vereinbarung ist mehr als das Kleingedruckte, Hofrat, und Gerechtigkeit besteht aus mehr als nur Worten. Wir haben klare Beweise dafür, dass die Hoskanners sich hier im Laufe des letzten Jahres immer wieder eingemischt haben. Wenn der Kaiser so große Angst um sein Gewürz hat, hätte er meinen Feinden nicht gestatten dürfen, mir Stöcke zwischen die Beine zu werfen.«

Jesse hörte sich nähernde Stiefelschritte und sah, wie Esmar Tuek in der Tür erschien. »Entschuldigung, Herr. Kann ich unter vier Augen mit Ihnen sprechen?«

»Hofrat Bajers wollte gerade gehen und seinem Inspektionsschiff befehlen, sich auf eine angemessene Distanz

zurückzuziehen«, sagte Jesse. »Er möchte unseren Gewürzexportschiffen nicht den Weg versperren.«

»Ganz im Gegenteil«, erwiderte Bauers naserümpfend. »Ich und mein Schiff werden erst dann abreisen, wenn ich es entscheide. Im Moment bleibt es dort, wo es ist.«

Tuek nickte unbeeindruckt. »Nun gut, Hofrat, meine Informationen betreffen auch Sie. Meine Männer haben die Identität Ihrer Besatzungsmitglieder überprüft, die sich auf dem Landefeld des Hauptraumhafens aufhielten. Ist Ihnen bewusst, dass sich an Bord Ihres Schiffes bekannte Hoskanner Agenten befinden, die vor einem Jahr von der Dunenwelt verwiesen wurden?«

Bauers wirkte ehrlich überrascht. »Wie bitte?«

»Ihre Spezialität mag das Kleingedruckte sein, doch die von General Tuek ist die Sicherheit«, sagte Jesse mit einem wachsamen Lächeln. »In solchen Angelegenheiten irrt er sich nie.«

»Ahem, ich hatte ganz sicher keine Ahnung, dass irgendein Mitglied meiner Besatzung schon einmal auf diesem Planeten war.«

»Die Hoskanners haben zweifellos auch Sie zum Narren gehalten«, erklärte Jesse. »Obwohl Sie mir nicht wie ein Mann vorkommen, der sich allzu leicht täuschen lässt.«

Tuek, der steif in seiner staubigen Uniform dastand, fuhr fort. »Aufgrund des offensichtlichen Sicherheitsrisikos müssen wir darauf bestehen, dass Ihre Besatzung für die Dauer Ihres hiesigen Aufenthalts nicht den Landebereich verlässt, Hofrat. Meine Truppen werden zu diesem Zweck einen Sicherheitskordon einrichten. Kein Angehöriger Ihrer Besatzung darf Carthage betreten oder sich unter die Freien oder Strafarbeiter mischen.«

Jesse lächelte matt. »Sie dürfen natürlich kommen und gehen, wie es Ihnen beliebt, Hofrat Bauers.«

»Ich weiß nichts von Hoskanner Agenten « Missmutig rumpfte Bauers erneut die Nase Der Hochkaiser hat mich hierher geschickt, damit ich Ihnen mitteile, dass das Gewürz fließen muss Wenn Sie nicht bald dramatische Fortschritte machen hmmm er ist kein geduldiger Mann «

18

Die Geschichte lehrt uns, dass ein Adliger, der weich wird, dem Untergang geweiht ist. Um diesem Unheil zu entgehen, muss er immer eine gewisse emotionale Abstand vor, der Menschen [illegible] herum wahren.

Hochkaiser Cham Eyvok III
(der Kriegskaiser)

Mit dem drastischen Rückgang der Gewürzförderung sanken auch die Hoffnungen und das Einkommen der Sandarbeiter. Trotz der harten Arbeitsbedingungen unter den strengen Hoskanners hatten damals wenigstens ein paar genug verdient, um sich von der Dünenwelt freizukaufen. Jetzt waren die Freien wütend über den wirtschaftlichen Abschwung, und die Strafarbeiter sahen trotz dessen Versprechen keine Chance, nach dem Abbau ihrer Strafe nach Hause zurückzukehren.

Da sie nur einen sehr geringen Teil ihres Einkommens zur freien Verfügung hatten, konnten die Sandarbeiter kein Geld in den Läden und Gastwirtschaften von Carthage ausgeben, und so brachen auch für die Geschäftsleute, Wasserhändler und Freudenmädchen harte Zeiten an. Selbst die Angehörigen des catalanischen Bedienstetenstabs vermissten ihre heimatliche Meereswelt. Sie blickten zum leeren Wüstenhimmel empor und sehnten sich nach Regenfällen statt Staub.

Mit den mageren Gewürzexporten, unterstützt durch hart erkämpfte Beiträge von einer Handvoll Adelsfamilien, erwirtschaftete Haus Linkam gerade genug Kapital,

um weitermachen zu konnen. In der prekaren Finanzlage war Jesse gezwungen, im Anwesen und in Carthage bestimmte Sparmaßnahmen zu verhangen und den Arbeitern das Leben damit noch schwerer zu machen.

Es bereitete ihm schlaflose Nachte, ihr Elend und ihre Unzufriedenheit mitzufahlen, und er wunschte sich, er hatte die Mittel, um ihre Lage zu verbessern. Auf Catalan hatte er in engem Kontakt zu seinem Volk gestanden, und es hatte ihn geliebt. Er war ein guter Antuhrer gewesen, der sich um die Bedurfnisse der Menschen kummerte und sich fur ihre Probleme interessierte. Aber hier ...

Er traf sich mit Dorothy, um verschiedene Moglichkeiten zu besprechen, wie sich das Los der Menschen verbessern ließ, aber ohne finanzielles Polster waren ihm die Hande gebunden. Obwohl er sich dadurch die Regierungsgeschafte erschwerte, fuhrte er Steuererleichterungen ein und zwang seinen catalanischen Stab, bei eingefrorenen Gehaltern zu arbeiten. Auf Dorothys Vorschlag hin verteilte er einige der eingelagerten alten Prachtgewander und Schmuckstucke, die die Hoskanners zuruckgelassen hatten, aber solche Oberflachlichkeiten halfen ihnen wenig und erinnerten im Endeffekt nur umso deutlicher daran, wie trostlos und beschwerlich ihr Leben auf der Dunenwelt war. Die zahen Sandarbeiter tuschelten leise mit den Stadtern uber die Unkam Verwaltung und kamen zu dem Schluss, dass die Unfahigkeit des Edelmanns sie ihrer Zukunft beraubte.

Draußen in der Wuste brachten sie jedes funktionierende, von Lebendgummiabschirmungen geschutzte Stuck Ernteausrustung zum Einsatz. Sondermannschaften arbeiteten ohne Unterbrechung in den Reparaturwerkstatten, um die Gewurzerntemaschinen und Carryalls so schnell wie moglich wieder einsatzbereit zu machen.

Einige Sandarbeiter waren entgegen ihren Wünschen beurlaubt worden, weil es einfach nicht genug funktionierende Ausrüstung gab, um ihnen Arbeit zu verschaffen. Sich selbst überlassen, gelangweilt, ruhelos und wütend murrten diese Männer und schoben die Schuld für all ihre Sorgen dem Haus Linkam zu. Insbesondere Strafarbeiter, die den zunehmend radikalen Lehren der auf den Strafplaneten entstandenen religiösen Zensunni-Sekte anhingen, forderten, dass Jesse die Melange-Forderung wieder an die Hoskanners übergab, »die wussten, was sie getan haben«.

Als vierunddreißig Strafarbeiter sich weigerten, bei den ihnen zugewiesenen Erntemannschaften zu arbeiten, kündigte Jesse wütend ihre Verträge und schickte sie nach Eridanus V zurück. Unterdessen ragte das kaiserliche Inspektionsschiff weiterhin über Carthage auf. Jesse wusste, dass Ulla Bauers alles beobachtete.

Unter einem heißen, trüben Mittagshimmel spazierte Jesse über einen Marktplatz im Stadtzentrum. Um nicht erkannt zu werden, trug er den schmutzigen Wüstenumhang eines Sandarbeiters, so dass ihn kaum jemand eines genaueren Blickes würdigte. Schon vor einer ganzen Weile hatte er sich vorgenommen, als Edelmann der Dünenwelt hinauszugehen und die einfachen Menschen bei ihrem Tagewerk zu beobachten, statt sie nur aus Bodenfahrzeugen oder niedrig fliegenden Schiffen zu sehen. Zwei ähnlich gekleidete Wachleute in Zivil begleiteten ihn, obwohl er wusste, dass Tuek, der stets an Jesses Sicherheit dachte, irgendwo weiter hinten mit einer größeren Truppe folgte.

Durch das Gedränge des Basars schallten die Rufe von Ladenbesitzern und Straßenverkäufern, die Kunden auf ihre Waren aufmerksam machten. Verkäufer von Weihrauch und exotischen Parfums wedelten mit kleinen Pro-

ben von süßen Düften oder kräftigem Rauch herum und weckten mit diesen verlockend andersartigen Aromen, die so gar nicht dem für Carthage typischen Melange-Geruch entsprachen, das Interesse der Passanten.

Hinter einem dünnen Drahtzaun saßen zwei alte Frauen neben Dutzenden kleinen, in Gehegen aufgezogenen grauen Felsfasanen. Die Frauen hatten den Vögeln die Köpfe unter die Flügel gebunden, wodurch sie zum Schlafen gezwungen wurden. Die eigentlich auf anderen Planeten heimischen Wüstenvögel waren ursprünglich von den Hoskanners hergebracht worden – eine ihrer klügeren Entscheidungen. Sie tranken sehr wenig kostbares Wasser, und ihr zartes Fleisch wurde auf der Dünenwelt hoch geschätzt (und war entsprechend teuer). Wenige Gewürzförderer konnten sich eine solche Delikatesse leisten, obwohl man sie der geschmacksarmen Firmenverpflegung vorzog. Wenn ein Kunde bereit war, den geforderten Preis zu zahlen, drehte eine der beiden alten Frauen den gewünschten Vögeln den Hals um und überreichte das frische Fleisch in einem Gewürzfasersäckchen.

Als Jesse gerade wieder gehen wollte, sah er, wie einer seiner Wachleute in sein Kragenmikrofon sprach. Der Mann, der ein spitzes Kinn und kleine dunkle Augen hatte, nahm Jesse beiseite. »Mylord, soeben findet eine spontane Kundgebung am anderen Ende des Zentrums statt, angeführt von einem Freien. Er verlangt, dass das Haus Linkam den Planeten verlässt.«

Am Rande des Marktplatzes traf Jesse sich mit General Tuek. »Ich gehe hinüber«, verkündete der Edelmann. »Ich habe schon seit längerem das Bedürfnis, etwas zu meiner Verteidigung vorzubringen, und das ist die Gelegenheit.«

»Ich rate Ihnen davon ab, Herr.«

»Aus irgendeinem Grund überrascht mich das nicht.« Jesses Augen funkelten amüsiert. Mit fester Stimme er

klarte er, dass er den Demonstranten gegenübertreten und mit ihnen reden wollte, um sie wissen zu lassen, dass er sich der Missstände bewusst war und für sie tun würde, was er konnte.

»Die Menge ist in übler Stimmung«, erwiderte Tuek.

»Dann ist es umso wichtiger, dass ich zu ihr spreche.« Jesse schob stur das Kinn vor.

»Nichts anderes habe ich erwartet«, sagte der alte Sicherheitschef. »Ich habe bereits vierzig unserer besten Wachleute angefordert, die Sie begleiten sollen.«

In Begleitung seiner Wachleute näherte Jesse sich einer Flotte von Bodenfahrzeugen, die direkt unter den Augen des hoch aufragenden kaiserlichen Inspektionsschiffs standen. Das Raumschiff befand sich noch immer genau dort, wo es in der vorigen Woche uneingeladen gelandet war. Es nahm einen Großteil des Hauptraumhafens ein, sodass viele kleinere Schiffe Ersatzlandefelder benutzen mussten. Jesse fragte sich, ob die Geheimagenten der Hoskanners hinter den Absperrungen irgendwie den kleinen Aufstand verursacht hatten. Warteten sie jetzt darauf, sich an seiner Reaktion weiden können?

Ulla Bauers und die anderen, die sich hinter dem Sicherheitskordon befanden, sahen Jesse, doch er beachtete sie nicht. Er übernahm selbst die Steuerung seines Fahrzeugs und ließ Tueks Wachen in seinen und einen zweiten Wagen einsteigen. Dann brauste er in einer Wolke des auf der Dünenwelt allgegenwärtigen Staubes los und fuhr durch die steil abfallenden Straßen dorthin, wo sich das wütende Volk versammelt hatte. Als er ausstieg und sich der Kundgebung näherte, bildeten seine Sicherheitsleute einen schützenden Keil, um ihm einen Weg durch das Gedränge zu bahnen. Männer in Ganzkörper-Wüstenanzügen und Frauen in langen Gewändern traten beiseite und

tuschelten überrascht, als sie den adligen Besucher erkannten, der nun den seinem Stand angemessenen förmlichen Umhang trug.

Während seine Gedanken hektisch um die Alternativen kreisten, die ihm zur Verfügung standen, und er versuchte sich zu entscheiden, was er sagen sollte, ging Jesse auf die Stufen eines großen Versammlungsgebäudes aus Fertigbauteilen zu. Dort stand ein wettergegerbter alter Mann und rief in diesem Moment: »Unter den Hoskanners wäre es besser gegangen!« Jesse erkannte ihn sofort: Pari Hoyuq, der fähige Kapitän einer Gewürzerntemaschine, die vor kurzem beschädigt und seitdem nicht wieder in Betrieb genommen worden war. *Er hat zu viel Zeit*, dachte Jesse. *Gurney hätte das unter vier Augen regeln können, wenn man ihm die Gelegenheit gegeben hätte.*

Als er ihn sah, entbrannte Hoyuqs Miene in tiefster Entrüstung. »Sie, Edelmann! Wollen Sie noch mehr von uns auf Strafplaneten zurückschicken?«

Jesse ging weiter und zwang sich, ruhig und vernünftig zu bleiben. »Möchten Sie Ihren Vertrag brechen, Pari? Wie die anderen Männer, die sich geweigert haben, auf den Gewürzfeldern zu arbeiten?« Er stieg die Stufen empor, um auf Augenhöhe mit dem alten Sandarbeiter zu kommen. Sich der möglichen Gefahr bewusst, beeilten sich Tueks catalanische Sicherheitsleute, ihn abzuschirmen, und nutzten ihre erhöhte Position, um die Menge nach Bedrohungen abzusuchen.

Hoyuq erwiderte: »Ich würde mich niemals weigern zu arbeiten, wenn es Arbeit gäbe. Zu viele von uns haben keine Chance, sich Prämien zu verdienen. Nicht die geringste Chance. Ich bin ein *Freier*. Ich habe meine Strafe abgearbeitet und bin frei.« Er berührte die winkelförmige Tätowierung auf seiner Stirn. »Wir alle möchten fort von hier, aber die Linkams haben es uns unmöglich gemacht!«

Jesse hielt den Blick auf den alten Sandarbeiter gerichtet, als wäre es eine Unterhaltung nur zwischen ihnen beiden. »Ich habe Ihnen und allen Freien bereits versprochen, dass ich Ihre Reise nach Hause bezahle – wenn wir den Wettstreit gewinnen.«

Statt Jubelrufen losten Jesses Worte Stöhnen und Murren aus. Der Alte zog eine finstere Miene und bewegte das ledrige Gesicht dichter an das von Jesse heran. »Ha! Edelmann, da stehen die Chancen besser, dass Regen vom Himmel fällt! Mit Ihren leeren Versprechungen haben Sie uns Hoffnung gegeben, und wir haben hart gearbeitet. Wir haben an Sie geglaubt, und was ist der Dank? Sie können den Wettstreit nicht gewinnen, deshalb ist Ihr Versprechen leer.«

Jesse fühlte sich, als hätte man ihm ein glühendes Messer in die Brust gerammt. Er wusste, wie hoffnungslos diesen Menschen die Lage erscheinen musste. Wenn er und Dorothy im Anwesen die Zahlen begutachteten, war selbst ihnen klar, dass ein Wunder nötig war, um ihre Gegenspieler doch noch zu überholen. Trotzdem straffte er die Schultern. »Ich habe nicht aufgegeben, Part. Und das sollten Sie auch nicht tun.« Zum ersten Mal wandte er sein Gesicht der Menge zu. »Keiner von Ihnen.«

Von unten riefen mehrere Leute. »Unter den Hoskanners haben wir besser gelebt!«

»Kein Gewürz, keine Arbeit, keine Prämien – *kein Grund, hier zu bleiben!*«

»Inzwischen ist nicht mal Eridanus V so schlimm wie die Misere, in die Sie uns gebracht haben.«

»Wir wollen die Hoskanners zurück!«

Angespannt atmete Jesse durch, um einen Wutausbruch zu unterdrücken. »Ah, ja, die Hoskanners. Vielleicht sollten Sie Ihre Sorgen etwas genauer betrachten und Ihre Wut auf das richtige Ziel lenken.« Seine Augen verengten

sich. »Waren es nicht die Hoskanners, die unsere Wetter satelliten zerstört und damit Sandarbeiter in Gefahr gebracht haben? Waren es nicht Hoskanner Spione, die die Ausrüstung sabotiert haben, sodass Sie nicht in die Wüste hinausgehen können, um Gewürzadern abzubauen? Waren es nicht die Hoskanners, die Fabrikanten auf anderen Planeten bestochen haben, um die Lieferung von lebenswichtigen Maschinen zu verzögern oder zu verhindern? Waren es nicht die Hoskanners, die Wasserlieferungen umgeleitet haben, worauf die Preise höher und höher gestiegen sind?« Er zeigte mit dem Finger in die Menge. »Das einzige Ziel der Hoskanners ist es, das Haus Atreides schwach erscheinen zu lassen. Ich bitte Sie um Fairness, um Anstand. Geben Sie mir eine Chance, Ihnen ein besseres Leben zu ermöglichen!«

Der alte Hoyuq heftete sich stur in seiner Wut fest. »Dann geben Sie uns ein besseres Leben, Edelmann. Es ist leicht, anderen die Schuld zu geben, aber wenn Sie wollen, dass wir an eine Verschwörung gegen Sie glauben, beweisen Sie uns, dass Sie besser sind als die Hoskanners. Zeigen Sie es durch Taten.«

Jessica dachte hektisch nach, auf der Suche nach einer unmittelbar verständlichen Geste. Er und Dorothy hatten zahlreiche Möglichkeiten besprochen, die ihnen allesamt zu verschwenderisch oder zu riskant erschienen waren. Doch hier und jetzt hatte er nicht die Zeit, Finanzen und Buchführung des Hauses Atreides zu studieren. Er musste etwas unternehmen, bevor Unruhen ausbrachen.

Jessica verschränkte die Arme vor der Brust. »Na schön. In schweren Zeiten müssen wir alle rationieren, müssen wir alle enger zusammenrücken und uns den gleichen Unannehmlichkeiten aussetzen. Ab morgen früh werde ich die Wasserreserven aus meinem eigenen Familienbesitz verteilen. Jeder, der zu mir nach Hause kommt, erhält

einen Extraanteil, bis unsere Vorräte aufgebraucht sind. Ab sofort wird meine Tagesration der Ihren entsprechen.« Ungläubiges Murmeln erhob sich, und Jesses graue Augen blickten von einem Gesicht zum nächsten. »Ich weiß, dass Sie wenig Geld haben. Deshalb setze ich den Wasserpreis auf der Höhe fest, die er hatte, als das Haus Linkam auf die Dünenwelt kam. Ich werde einen Erlass an die Wasserhändler ausgeben.«

Als er die erstaunten Jubelrufe hörte, wusste er, dass er den schlimmsten Unruhen fürs Erste entgangen war. Es war keine Dauerlösung, und möglicherweise würde sein Versprechen die Wirtschaft von Carthage schädigen, aber er konnte es sich nicht leisten, sich über solche Fragen den Kopf zu zerbrechen. Irgendwie musste er dafür sorgen, dass es weiterging, von einem Tag zum nächsten.

Die Wasserverkäufer und -importeure brachten ihre Empörung über Jesses Preiskontrolle zum Ausdruck, indem sie den Streik erklärten. Lieferungen hatten sich verspätet, ihre eigenen Vorräte seien begrenzt, und sie hätten sich absolut im Recht gefühlt, die Preise so hoch zu schrauben, wie die Stadt es gerade noch verkraften konnte. Die gierigen Geschäftsleute hörten auf zu arbeiten, verschlossen ihre Türen und weigerten sich, ihr Wasser zu den niedrigen Preisen, die das Haus Linkam festgesetzt hatte, zu verkaufen. Mehrere feiste, verärgerte Wasserhändler verlangten draußen vor dem Anwesen Gerechtigkeit, doch das einfache Volk brachte ihnen nur wenig Sympathie entgegen. Die Menschen wussten, dass man sie ausgenommen hatte.

Wie versprochen begann das Haus Linkam damit, kostenlos Wasser an die Einwohner von Carthage zu verteilen, die allesamt unter den schlechten Zeiten litten. Während manche zu stolz waren, um Almosen anzunehmen,

kamen viele alte Freie, Ladenbesitzer, die ihr Geschäft verloren hatten, und Saldarbeiterwitwen. Jeder, der darum bat, erhielt eine kleine Ration Wasser. Tropfen für Tropfen schrumpften die Vorräte der Linkams, doch dafür verbesserte sich die Stimmung in Carthage. So etwas hatte Valdemar Hoskanner nie getan.

Jesse arbeitete im Speisesaal des Anwesens, zeigte sein Gesicht und ließ die Menschen sehen, dass er derjenige war, der ihr Leid minderte. Esmar Tuek stand mit aufmerksamem, durchdringendem Blick an seiner Seite und überprüfte unauffällig jeden Besucher.

Als ein bärtiger Mann das vordere Ende der Schlange erreichte, hob der Veteran sein Abtastgerät und lud Bilder aus der Sicherheitsdatenbank und Aufstungen von Identitätsmerkmalen ab. Auf ein Zeichen von Tuek hin nahmen zwei catalanische Wachen den Mann trotz seines Protests in Gewahrsam. »Was habe ich getan? Sie können keinen Unschuldigen festnehmen.«

General Tuek hielt den Bildschirm seines Abtasters in die Höhe. »Wir haben genaue Unterlagen über alle Hoskanner Sympathisanten und Sabotageverdächtigen.« Er lächelte. »Alle Übrigen dürfen jetzt vortreten.«

Ein paar Männer und Frauen verließen die Schlange und versuchten, unbemerkt aus dem Anwesen zu verschwinden. Tuek schickte ihnen seine Männer hinterher, um auch sie festzunehmen.

Jesse machte keinen Hehl aus seiner Wut und sprach laut genug, damit alle Wartenden ihn hören konnten. »Die Agenten der Hoskanners haben schon genug Schaden an meinem Haus angerichtet - und an Ihnen allen. Nun wagen sie es sogar, das Wasser anzunehmen, das ich meinen loyalen Arbeitern schenke?«

Als die Leute murrten, beugte sich Tuek zu Jesse hinüber. Zufrieden und mit einem grimmigen Lächeln auf

den Lippen sagte er. »Sie können davon ausgehen, dass Bauers wegen dieser Sache von sich hören lässt, Mylord. Er wird sehr erbost sein, dass wir einfach so Hoskanner-Leute festnehmen.«

»Nein, Esmar. So gerne er diesen Agenten vielleicht helfen möchte, er kann nicht zugeben, Verbindungen zu irgendjemandem zu unterhalten, der für die Hoskanners arbeitet. Aber immerhin verschafft mir das ein Druckmittel. Ich werde ihn zuerst kontaktieren.« Jesse erhob sich, um zu gehen. »Unser kaiserlicher Freund wird uns dabei behilflich sein, den Streik der Wasserverkäufer zu brechen, obwohl er noch nichts davon ahnt.«

Am nächsten Tag stellte Jesse den widerspenstigen Händlern bei einer offiziellen Verhandlung auf den Stufen vor seinem Anwesens ein Ultimatum. »Ich habe kein Verständnis dafür, dass Sie das Leid der Menschen ausnutzen. Sie können für eine Weile mit geringeren Gewinnspannen auskommen - genau wie alle anderen auch. Entweder Sie nehmen meine Bedingungen an, oder Sie verlassen die Dünenwelt. Wenn Sie jedoch gehen, verlieren Sie jedes Anrecht auf Ihre Besitztümer. Sie würden mit leeren Händen gehen.«

Wie zu erwarten, stürmten die empörten Wasserverkäufer zum riesigen Inspektionsschiff und flehten Hofrat Bauers an einzugreifen. Doch der Hofrat zeigte ein hilfloses, belustigtes Lächeln und lehnte ab. »Hmmm, Hochkaiser Wada hat klar zum Ausdruck gebracht, dass Edelmann Linkam tun kann, was er will, frei von Regeln und Einschränkungen, um so viel Gewürz wie möglich zu fördern. Ahem, ich fürchte, mir sind aufgrund dieses Erlasses die Hände gebunden.« Seine Nase zuckte.

Noch bevor Jesse seine Bedingungen so kompromisslos dargelegt hatte, war er zu einer geheimen Abmachung

mit Bauers gelangt. Obwohl ihm die Bedingungen ganz und gar nicht gefielen, hatte er keine Alternative dazu gesehen, die ertappten Hoskanner-Saboteure als Verhandlungsmasse zu verwenden und sie im Austausch gegen die Kooperation des Hofrats an das kaiserliche Schiff zu überstellen. Bauer hatte zugestimmt, ohne irgendeine Verbindung zu den Hoskanners einzuräumen. Und zwar ausgesprochen schnell.

Später, als die Wasserverkäufer sich an Jesse wandten und um Milde baten, gewährte er ihnen großmütig Amnestie. »Und jetzt lassen Sie uns alle zusammenarbeiten.«

Es war nur ein weiterer befristeter Sieg, aber Jesse genoss ihn trotzdem. Endlich entwickelten sich die Dinge auch einmal zu seinen Gunsten.

19

Alle beklagen sich.

Gurney Halleck

An einem scheinbar ruhigen Abend betrat Gurney Halleck leise das alte Gemeinschaftshaus, in dem die Leute untergebracht waren, die Jesse von Catalan mitgebracht hatte. Es waren die besten Unterkünfte in Carthage.

Obwohl er der Erntevorarbeiter sowohl für die Freien als auch für die Strafarbeiter und die Catalaner war, verbrachte Gurney seit jeher gerne Zeit mit seinen Leuten. Zu den catalanischen Unterkünften kam er, um zur Abwechslung einmal auszuspannen. Er wollte den leisen Unterhaltungen über das Meer und den Regen lauschen und unter Menschen sein, die daheim seine Freunde gewesen waren. Männer, die jetzt als Sandarbeiter unter seinem Befehl standen.

Doch kaum dass er den großen Saal betreten hatte, bemerkte der Spielmann, dass eine Bitterkeit in der Luft lag, die nicht allein auf den Geruch dicht gedrängter, angewaschener Körper zurückzuführen war. Während die Catalaner ihre Ausrüstung und Vorräte für den kommenden harten Arbeitstag packten, klagten sie über Durst und Einsamkeit, über den allgegenwärtigen Dreck, über Sandbrand, Sonnenbrand und beißenden Wind. Gurney kannte solches Gemurre bereits von Strafarbeitern und desillusionierten Freien, aber nicht von Jesses treuen Männern.

»Aber, aber, was ist euch denn heute über die Leber gelaufen?«

Missmutig dreinschauende Frauen in tristen Wüstengewandern verteilten abgepacktes Essen und Getränke. Einige Päckchen waren offen und gaben den Blick auf graues Fleisch mit Streifen von zu weichem Gemüse frei. Die Männer aßen mit schmutzigen Händen und gaben dem geschmacklosen Essen dadurch eine Note von unverarbeiteter Melange.

»In diesem Höllenloch ist einfach kein Platz zum *Leben*, Gurney!«, sagte einer der Männer. »Nicht über oder unter der Erde und auch nicht in Felshöhlen. Und schau dir dieses Zeug hier an.« Er stieß einen Finger in die unappetitliche Konservenmahlzeit. »Was würde ich für heißen Fisch und Zitronentopf geben!«

Die Arbeiter wandten sich Gurney zu und missbrauchten ihn als Zielscheibe für ihren Unmut. »Wir sind so überarbeitet, dass wir nicht mal Zeit haben, in Ruhe zu essen, und selbst bei langen und gefährlichen Schichten ernten wir nicht genug Melange.«

Ein anderer warf einen Melange-Streuer an die Wand. »Selbst wenn wir diesen verflixten Wettstreit gewinnen, was ist die Belohnung? Werden wir jemals unsere Heimat wiedersehen?«

»Wann wird Edelmann Linkam uns wieder den Lohn auszahlen? Es ist schlimm genug, im Elend zu leben, aber noch dazu ohne Bezahlung?«

Gurney lachte. »Ihr wisst doch, dass der Edelmann sein Wort hält! Ihr habt Nahrung, Wasser und Schlafstätten. Wäre es euch lieber, wenn ich General Juek hole, damit er euch erzählt, unter welchen Bedingungen er während des Lacinan-Feldzugs gelebt hat?«

Mit erzwungen guter Laune, wie jemand, der versucht, einen Sturm zu beschwichtigen, indem er mit den Händen gegen den Wind anwedelt, setzte Gurney sich auf ein Metallfass und stimmte auf seinem Balisset die Melo-

die eines altbekannten Liedes an. »Kommt und hört.« Er mochte inzwischen ihr Erntevorarbeiter sein, aber gleichzeitig war er immer noch ein Spielmann. Mit beruhigender Stimme begann er zu singen:

»Es roch nach Zimt
Im wirbelnden Sand,
Die Männer war'n unten,
Und ein Wurm kam heran.

›Vergesst das Gewürz!‹,
so rief er und sprang
Der kühnste der Edlen
Der kuhnste Mann.«

Aber die Sandarbeiter wollten nicht lauschen. Stattdessen bewarfen sie Gurney mit Essen und Beleidigungen und trieben ihn durch die Tür hinaus. Trotzdem hielt er es für gar nicht so schlecht, dass sie etwas Dampf an ihm abließen. Er hob die Hände. »Na schon, Jungs! Ich rede mit dem Edelmann. Ich werde sehen, was ich tun ...«

Genau in diesem Moment stürmte der Kapitän einer Erntemaschine in den Saal und knallte die schwere, feuchtigkeitsversiegelte Tür hinter sich zu. »Wo ist der Erntevorarbeiter? Es ist schon wieder passiert!« Der Freie nahm seine Gesichtsmaske ab und schüttelte sich den Staub aus dem Umhang.

Die Stimmung lag in Scherben. Gurney legte sein Balliset beiseite und trat vor. »Ich bin hier. Was gibt es?«

»Wir haben zwei weitere Erntemaschinen verloren, Gurney! Und dazu die Hälfte meiner Leute und die gesamte Besatzung der anderen Erntemaschine!« Schmutz und Staub schienen dem Mann mit jedem angestrengten

Atemzug aus den Poren zu rinnen. »Ich habe es gerade noch lebend in den klapprigen Carryall geschafft. Die anderen Überlebenden sind im Krankenhaus von Carthage. General Tiek hat mir befohlen, dich zu suchen!« Anschließend beschrieb er die Katastrophe in ungeordnet hervorsprudelnden Worten.

»Dann bleiben uns nur noch sieben Erntemaschinen!«, stöhnte einer der Männer.

Gurney hörte mit einem Gefühl zu, als hätte man ihm einen Bauchschuss verpasst. Er versuchte zu überschlagen, wie viele Männer soeben in den Schlund eines Wurms hinabgestürzt waren. Freie, Strafarbeiter, catalanische Flüchtlinge. So viele Verluste. Er wusste nicht, wie das Haus Linkam noch mehr verkraften sollte.

»Selbst die Sandwürmer sind mit unseren Feinden verbündet«, brummte er.

Enttarnte Spione sollten dazu benutzt werden, an ihnen ein Exempel zu statuieren, und nicht als Verhandlungsmasse. Esmar Tuek war nicht glücklich mit der Vereinbarung, die sein Edelmann getroffen hatte. Indem er Bauers die Gefangenen überließ, hatte er Tuek und seinen Verhörspezialisten die Möglichkeit genommen, wichtige Informationen zu erlangen.

Seit ihrem Eintreffen auf der Dünenwelt hegte er den Verdacht, dass jemand den Hoskanners Einzelheiten über das, was im Haus der Linkams vor sich ging, zukommen ließ. Seine sorgfältige Befragung der jüngst festgenommenen Hoskanner Sympathisanten und Saboteure hatte beunruhigend genaue Informationen über ihre Finanzen, Gewohnheiten und neuen Sicherheitsmaßnahmen zutage gefördert. Er war sich absolut darüber im Klaren, dass es im Hauptanwesen eine bestimmte Person gab, die Zugriff auf all diese Informationen hatte.

Sein Verdacht richtete sich auf Dorothy Mapes, eine Frau, die nicht zu wissen schien, wo ihr Platz war. Sie hatte schon immer Probleme mit Tuek gehabt, seine Entscheidungen in Frage gestellt und Jesse beeinflusst, um sich selbst Vorteile zu verschaffen. Obgleich nicht von edler Geburt, war sie das Herz der Geschäfte des Hauses Linkam, begutachtete die Produktivitätsraten, kontrollierte die Finanzen, kümmerte sich um Lieferanten, die ihre Verträge nicht einhielten, und nahm geschickt Einfluss auf Jesse.

Tuek hatte bereits zusehen müssen, wie ehrgeizige, hinterlistige Frauen Jesses leichtgläubigen Vater und Bruder manipuliert hatten. Der derzeitige Patriarch war klüger, zäher und praktischer veranlagt als seine beiden Vorgänger. Doch er war trotzdem ein Mann – und deshalb verwundbar. Dorothy kannte die Geschäfte der Linkams in allen Einzelheiten, von den Berichten der Erntemannschaften bis zu Jesses Arbeitswegen und Terminplänen.

Der Sicherheitschef beschloss, sie genauestens im Auge zu behalten. Sie konnte zu einer sehr gefährlichen Frau werden.

20

Für alles, was messbar ist, gibt es etwas Größeres und etwas Kleineres

Ikpat der Große

Von seinem Forschungsaußenposten sendete Dr. Haynes ihnen eine langerwartete Nachricht. Der Prototyp seiner »Schocktonne« war dazu bereit, an einem echten Sandwurm getestet zu werden.

Aufgrund ihrer ernsthaften Gewürzforderungsrückstände beschloss Jessé, alles auf die neue Idee zu setzen. Wenn Haynes' Vorhaben wie erwartet funktionierte, mussten auch die übrigen Erntemaschinen einsatzbereit sein. Sie würden regungslos abseits der Wurmzone warten, während eine weitere Erntemaschine ihrer Arbeit nachging. Falls die Schocktonne den Sandwurm nicht erfolgreich betäubte, würden die wartenden Erntemannschaften einen ganzen Produktionstag auf anderen Feldern verlieren. Doch wenn der Test funktionierte, dann wären sie vielleicht dazu in der Lage, innerhalb weniger Stunden mehr als sonst in einem Monat einzufahren. Das war das Risiko wert, insbesondere zum gegenwärtigen Zeitpunkt.

»Das ist mehr als nur ein Test. Es ist eine große Gelegenheit«, sagte er zu Garnev. »Ich möchte sie nicht nutzlos verstreichen lassen. Sind deine Männer bereit für eine riesige Melange-Ernteaktion?«

»Ich bin immer bereit für eine riesige Melange-Ernteaktion«, erwiderte der Vorarbeiter mit einem Glitzern in den Augen. Für den morgigen Tag hatte er bereits eine besonders reiche Ader ausfindig gemacht. »Auf diesem Feld

liegt mehr, als wir einfahren können, selbst wenn die Sandwürmer eine Woche lang Urlaub machen. Ich habe nie auch nur von einer solchen Gelegenheit geträumt – bis jetzt.«

»Dann gib Befehle an die Carryalls aus. Ich will, dass sie bereit sind, unsere sieben übrigen Gewürzerntemaschinen für eine konzertierte Aktion abzusetzen.«

»Wenn die Lahmbombe funktioniert, Junge.«

»Ja, Gurney. *Wenn* sie funktioniert.«

In der Forschungsstation präsentierte Dr. Haynes stolz eine fassgroße Tonne, in der sich ein leistungsstarker statischer Generator befand. Dutzende biegsamer Antennen sprossen in alle Richtungen aus dem Gerät, das mit einem diamanthärten Schutzgehäuse versehen war, um dem Schlund eines Wurms standzuhalten. Jede Antenne war mit einer Lebendgummiabschirmung versehen und trug eine leistungsfähige Entladungskugel am Ende.

»Nach den Werten der Energiefelder zu urteilen, die von den Würmern erzeugt werden, sollte dieses Gerät genug auf dem Kasten haben.«

»Und der Drache sah, dass er auf die Erde herabgeworfen war.« Gurney kratzte sich am Kinn. »Ja, der Wurm wird eine ziemlich bittere Pille schlucken müssen.«

Jessé nickte. »Wir sollten uns bereitmachen. Wir werden die erste Erntemaschine absetzen, als wäre es ein ganz normaler Arbeitstag, damit die Mannschaften keinen Verdacht schöpfen. Sobald sich ein Wurm zeigt, werfen wir die Schocktonne ab – und beten.«

Dr. Haynes nahm einen Ein-Mann-Ornithopter, um den Prototyp persönlich zum Einsatz zu bringen. Während Gurney am Boden die Erntemannschaften vorbereitete, flog Jessé mit Tuek in einem Kundschafterschiff los, um den Test zu beobachten. Der Edelmann war angespannt und

begierig, das Ergebnis ihrer Bemühungen zu sehen. Sehr viel hing vom Erfolg dieser neuen Technik ab. Er spürte, dass Hofrat Bauers in Carthage bereit war, drastische Maßnahmen zu ergreifen. Vielleicht würde er den Linkams sogar ganzlich den Hahn abdrehen.

Sie flogen in einen brüllend heißen Tag hinein. Die erste Erntemaschine war bereits abgesetzt und wühlte sich durch die Gewürzader, während Späher nach der unvermeidlichen Ankunft eines Wurms Ausschau hielten. »Wir brauchen heute schärfere Augen als je zuvor, Jungs«, funkte Gurney vom Wüstenboden.

Diesmal sollte die Gewürzforderung zugleich als Köder fungieren.

Die neuen Anweisungen waren für die Besatzungen der sechs übrigen vollbemannten Erntemaschinen ein Rätsel, und sie beschwerten sich, dass man sie warten ließ, statt sie an die Arbeit zu schicken. Niemand außer Haynes' kleinem Team wusste von der Schocktonne.

Thek steuerte ihren Flieger über die Staubwolke hinweg, die von der einsamen Erntemaschine erzeugt wurde. Er schaute Jesse mit einem wissenden Lächeln auf den rotgefleckten Lippen an, als er hörte, wie der Erntevorarbeiter über Funk seine Leute anblaffte, um sie zur Ordnung zu rufen. »Gurney ist nur ein Spielmann, aber er behandelt die Erntemannschaften wie Soldaten, die unter seinem Kommando stehen.«

»Ein passender Vergleich. Wir liegen ebenso mit diesem gefährlichen Planeten im Krieg wie mit den Hoskanners.«

»Und den Teufelswürmern.«

Die riesige mobile Erntemaschine ging ihrer Arbeit nach und folgte dabei einer Routine, die seit mehr als einem Jahr ihren Lauf nahm. Der Erntevorgang erinnerte Jesse normalerweise an Mücken, die umherflogen, um ihre Rus-

sel in Haut zu bohren, einen Tropfen Blut zu trinken und wieder wegzufliegen, bevor eine Hand kam, um sie zu erschlagen. Doch jetzt kam ihm das Warten endlos vor.

Tuek umklammerte fest den Steuerknuppel. Offenbar fühlte er sich unwohl, wenn auch nicht wegen des Tests. Etwas anderes lastete dem Veteranen schwer auf der Seele. Schließlich sammelte er all seinen Mut und sagte: »Mylord ... es gibt da etwas, worüber wir reden müssen.«

»Ich habe mich schon gefragt, was an Ihnen nagt. Raus damit.«

Nach kurzem Zögern begann der Sicherheitschef zu sprechen. »Ich fürchte, Ihre eigene Konkubine könnte für die Hoskanner spionieren.« Noch bevor Jesse sein Entsetzen zum Ausdruck bringen konnte, fuhr Tuek leise fort: »Jemand lässt unseren Feinden lebenswichtige Informationen zukommen ... wann wir unsere Ausrüstung bestellen, die Reparaturzeitpläne für unsere Erntemaschinen und Carryalls, selbst die Wachdienstpläne. Zumindest habe ich das beim Verhör der Hoskanner-Sympathisanten herausgefunden. Überlegen Sie selbst. Wie oft hat Hofrat Bauers Informationen erhalten, die er nicht haben dürfte? Wie oft wussten die Hoskanner-Saboteure sehr genau, wo sie angreifbare Maschinen finden?«

»Das bedeutet nicht, dass wir einen Verräter unter uns haben, Esmar. Viele Leute verfügen über diese Informationen. Sie sind ein paranoider alter Narr.«

»Und Sie ein verliebter. Wenn sich Dr. Haynes' neue Technik heute als tauglich erweist, ist es wichtiger denn je, sie geheimzuhalten.«

»Ich habe bereits entschieden, dass die Mannschaften isoliert werden müssen, damit sie nichts weitererzählen können. Niemand in Carthage wird davon erfahren.«

»Sie wird davon erfahren.«

Mit gerunzelter Stirn erwiderte Jesse: »Dorothy hat am ursprünglichen Treffen teilgenommen, bei dem Dr. Haynes seinen Vorschlag unterbreitet hat. Ich vertraue ihr seit zwölf Jahren – beinahe so lange, wie ich Ihnen vertraue, Esmar.«

Der Sicherheitschef konzentrierte sich aufs Fliegen, aber er ließ die Schultern hängen. »Ihr Vater und insbesondere der junge Hugo haben ein Vermögen verloren. Sie haben Schmuck für ihre verhängnisvollen Frauen gekauft und sich zu gefährlichen romantischen Intrigenspielen hinreißen lassen.«

»Dorothy ist anders. Sie ist die Mutter meines Sohnes. Sie sollten lieber unwiderlegbare Beweise vorlegen, wenn Sie beabsichtigen, mir noch mehr von diesen Verdächtigungen aufzutischen.«

Tuek zog eine finstere Miene. »Ich habe keine Beweise, Mylord, nur einen starken Verdacht, zu dem ich durch Ausschluss anderer Möglichkeiten gelangt bin. Das ist meine Aufgabe als Sicherheitschef.«

Jesse brachte ihn eisig zum Schweigen. »Ich habe genug gehört, General Tuek. Ich bin nicht bereit, diese Angelegenheit weiter zu erörtern.«

Der Veteran hüllte sich in seinen Stolz wie in eine Rüstung und sprach kein weiteres Wort, während sie gemeinsam dasaßen und warteten. Er war beinahe erleichtert, als schließlich ein Sandwurm kam.

»Wurmzeichen!« Die Nachricht des Spähers wurde auf allen Kanälen wiederholt. Die Arbeiter in der ersten Gewürzerntemaschine gingen zur Notfallprozedur über, wie sie es sonst auch getan hätten. Garney ging kein Risiko ein. Die meisten seiner Leute wussten nicht, dass die Situation bei der heutigen Unternehmung eine grundlegend andere war.

Tuek zeigte auf die unheilverkündende Wellenlinie, die ihnen verriet, dass die gewaltige Kreatur sich direkt auf

die Gewürzforderstelle zugrub. Auf ihrem Weg veränderte sie die Wüstenlandschaft. Jesse sah eine schnelle Bewegung, als ein kleiner Ornijet hinabschoss, um den Wurm abzufangen. »Das ist Dr. Haynes.«

Der Planetenökologe landete auf halbem Weg zwischen dem Ungeheuer und der Erntemaschine. Jesse befahl Tuek, nahe an die Landestelle heranzufliegen, für den Fall, dass sie Haynes retten mussten. »Ich habe genug Männer und Ausrüstung verloren. Ich habe nicht vor, auch noch unseren Planetenökologen zu verlieren.«

Die Bodenluke von Haynes' Ornijet öffnete sich, und die Schocktonne fiel in den Sand. Der kaiserliche Wissenschaftler kam zum Vorschein und nahm mit eiligen, aber exakten Handgriffen seine Arbeit auf, während der herannahende Wurm schneller wurde. Vielleicht hatte die Kreatur das kleine Gefährt bemerkt und wollte sich einen Appetithappen gönnen, bevor sie die riesige Erntemaschine angriff.

Während Jesse und Tuek am Himmel kreisten und zuschauten, beugte sich der Planetenökologe über den Prototyp, ging eine kurze Checkliste durch und fuhr die Antennen aus.

»Warum verschwindet er nicht?« Jesses Puls beschleunigte sich.

»Dr. Haynes überlässt nichts dem Zufall.«

Schließlich bohrte der Ökologe einen kurzen Stecken neben dem diamantharten Kanister in den Sand. Er griff an seinen Kragen und erklärte über Funk. »Zur Sicherheit aktiviere ich einen statischen Schildgenerator. Das macht diese Geschöpfe rasend.«

»Verschwinden Sie!«

Haynes schaltete den Generator ein. Von oben beobachtete Jesse, wie der Wurm den Kurs änderte und dabei Sand aufschleuderte, als hätte der kleine Sender ihn in

Wut versetzt. Das Ungeheuer schoss auf den Koder zu und wurde dabei deutlich schneller.

Haynes hastete zu seinem Ornjet, kletterte hinein und schlug die Tür hinter sich zu. Der Wurm hinterließ eine Spur dunkelgelben Staubs, wie ein rasender Bulle. Jesse musste an das wutschäumende Tier denken, das seinen Bruder Hugo getötet hatte. »Doktor, Sie sollten sich beeilen!«

»Oh ja, Edelmann. Ich höre den Wurm. Ich spüre die Erschütterungen.«

Der Ornjet hob mit einem Düsenstoß ab. Mit heftig schlagenden Tragflächen stieg er höher, erst auf ein paar Meter, dann auf zwanzig, auf fünfzig.

Der statische Schildgenerator sandte weiter seinen Ruf aus, und der riesige Wurm warf sich ihm entgegen, das Maul so weit aufgerissen, dass er die gesamte Düne verschlang. Der gepanzerte Prototyp verschwand in seinem Schlund. Im Strudel herabströmenden Sandes wirkte das kleine Gerät völlig unbedeutend.

»Der Wurm hat angebissen!«, rief Jesse. »Er schluckt den Sprengsatz!«

In den Turbulenzen aus Sand und Wind sackte Haynes' Ornjet für einen Moment ab und kam ins Trudeln, doch dann erlangte der Planetenökologe wieder die Kontrolle und stieg höher.

Der automatische Zünder der Schocktonne aktivierte sich. Als die Antennen das weichere Fleisch im Innern des Tieres berührten, zeigte das Gerät seinen wirkungsvollen Stachel.

Der Wurm schluckte krampfartig, und spektakuläre Funkenströme brachen in Wellen aus ihm hervor. Das Ungeheuer bäumte sich auf, wand sich und riss das mehrlagige Maul auf, um Staub und Sand auszuspeien. Sprühende Funken und leuchtende Entladungen schossen

knisternd aus seinem gähnenden Schlund, als würde das Wesen einen winzigen Gewittersturm erbrechen.

Der Funkenregen im Maul des Wurms versiegte, als der Sprengsatz weiter hinabwanderte und dabei ein selbstständiges Ringsegment nach dem anderen lähmte. Der Schlangenleib zog sich zusammen und walzte sich durchs Dünenfeld. Schließlich fiel das Tier zu Boden und blieb zuckend liegen.

Jesse reagierte sofort. »Gurney, sag den Carryalls, dass sie die anderen sechs Erntemaschinen herbringen sollen! Der Wurm ist außer Gefecht gesetzt! Ich wiederhole: *Der Wurm ist außer Gefecht gesetzt!*«

Während die Sandarbeiter auf den übrigen Erntemaschinen verwirrt Fragen stellten, bemühte der Vorarbeiter ein weiteres Zitat aus seinem Repertoire, das er sich extra für einen erfolgreichen Test aufgespart hatte. »Deren Bauch du füllst mit deinen Gütern, dass sie satt werden, und die den Kindern ihren Überfluss hinterlassen!«

Der Planetenökologe wendete seinen Ornithopter und landete neben dem bewegungslosen Körper des Ungetums im frisch aufgewühlten Sand.

»Haynes, was machen Sie da?«, rief Jesse über Funk.

»Das ist eine einmalige Gelegenheit, Edelmann. Ich möchte Sie daran erinnern, dass ich nach wie vor im Auftrag des Kaisers hier bin und dass meine Aufgabe darin besteht, die Dünenwelt zu erforschen. Ich hatte noch nie die Gelegenheit, einen Wurm von so nahe zu sehen. In einer Stunde kann ich hier mehr lernen, als ich mir in den letzten zwei Jahren zusammengereimt habe.«

»Wenn er in der Nähe des Tieres bleibt, kann er uns rechtzeitig warnen, wenn es aufwacht«, bemerkte Tuek.

»Seien Sie extrem vorsichtig«, sagte Jesse zu Haynes, obwohl er den Verdacht hatte, dass der ausgesprochen neugierige Doktor ohnehin tun würde, was er wollte.

Nachdem sie nun sicher vor dem Wurm waren, ließen sich die übrigen Erntemaschinen entlang der reichen Ader absetzen. Während ein paar Späher über ihnen kreisten und nach Unwettern und anderen Gefahren Ausschau hielten, stürmten die Sandarbeiter wie übermütige Kinder auf einer Schnitzeljagd aus ihren Fahrzeugen. Als sie den riesigen Wüstendämon bewegungsunfähig daliegen sahen, rannten sie in den rostfarben gesprenkelten Sand hinaus, schaufelten, gruben und freuten sich über den unverhofften Erfolg. Zwar gingen die Sandarbeiter mit höchstem Eifer ans Werk, doch ganz konnten sie ihre Ausgelassenheit nicht unterdrücken. Einige warfen wie im Spiel mit Melange nacheinander. Die Männer lachten und stürzten sich in die Arbeit, und selbst nach über zwei Stunden hektischer Betriebsamkeit wollte niemand auch nur eine Minute lang Pause machen. Eine Ladung reichhaltige Melange nach der anderen füllte die Frachtbehälter. Die Carryalls konnten die Beute gar nicht so schnell wegschaffen, wie sie geerntet wurde.

Unterdessen rief Gurney seinen Männern ununterbrochen Ermutigungen zu, trieb sie zu schnellerer Arbeit an und sang sogar Lieder. Die Sandarbeiter waren trunken vor neuer Hoffnung und sich der außergewöhnlichen Prämien bewusst, die sie erwarteten.

»Wäre William English noch am Leben, hätte die heutige Ernte vielleicht ausgereicht, um ihm den Flug zurück nach Hause zu ermöglichen«, sagte Jesse leise.

Während die Arbeiten fortschritten, befahl Jesse Tuek, ihn ebenfalls zum reglosen Sandwurm zu fliegen. Der alte Veteran runzelte die Stirn. Die roten Flecken um seine Lippen ließen ihn aussehen, als hätte er gerade blutiges Fleisch verschlungen. »Mochten Sie genauso leichtsinnig sein wie unser Planetenökologe?«

Noch immer verletzt, weil der Veteran Dorothy verdächtigt hatte, erwiderte Jesse kühl: »Ich habe nicht oft die Gelegenheit, einem hilflosen Feind von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten. Dieser Wurm ist keine geringere Herausforderung für uns als die Hoskanners. Lassen Sie mir meinen Augenblick des Triumphs.«

Pflichtschuldig landete Tuek neben dem lebiosen Ungetüm. Es war augenscheinlich mindestens einen Kilometer lang. Jesse stieg aus und eilte zum verblüfften Wissenschaftler hinüber, der dicht neben dem gewaltigen Leib stand. »Ist er tot?« Die Luft war vom Zimtduft des Gewürzes erfüllt.

Haynes hatte Proben von der harten Außenhaut der Ringsegmente genommen. Er schüttelte den Kopf. »Es ist weit mehr nötig, um ein solches Geschöpf zu töten, Edelmann Linkam. Ich nehme an, dass dieser Wurm uns einige Stunden lang keinen Ärger machen wird. Ihre Mannschaften dürften mehr als genug Zeit haben, ihre Arbeit zu verrichten.«

»Nach anderthalb Jahren endloser Rückschläge hat sich für uns endlich das Blatt gewendet.« Jesse betrachtete den gewaltigen Sandwurm. Der beißende Zimtgeruch bohrte sich in seine Nase. Unverarbeitetes Gewürz, so ätzend wie der Schleim aus der Sandforelle, der English in den Drogenwahn getrieben hatte.

Das Ungetüm regte sich, und Jesse und Tuek sprangen gleichzeitig zurück.

»Das hat er bereits mehrmals gemacht«, sagte Haynes. »Ich glaube, er hat Wurmträume.«

Bevor der Wurm wieder zur Ruhe kam, atmete er einen starken Hauch aus, der so viel Melangedunst enthielt, dass Jesse schwindelig wurde. Das Gefühl ließ nach, als sich die Luft wieder klärte. »Selbst nach der heutigen großen Ernte werden wir die Lieferung an Bauers nur ein

wenig erhohen Genug, um zu zeigen, dass wir Fortschritte machen, und ihn davon abzuhalten, den Wettstreit zu beenden, aber nicht so viel, dass es seine Aufmerksamkeit erregt Ich mochte den Kaiser und Valdemar Hoskanner in dem Glauben lassen, dass wir weiterhin mit großten Schwierigkeiten zu kampfen haben «

Tuek blickte mit grimmiger Miene auf den massigen Korper, als wurde er uberlegen, wie sich ein solcher Gegner wohl niederringen ließ Mit zusammengekniffenen Augen und gerunzelter Stirn wandte der alte General sich Jesse zu »Ist Ihnen klar, dass wir diese Arbeitsmannschaften unter Quarantane halten mussen, Mylord? Nachdem der Trick funktioniert hat, wird irgendwer die Neuigkeit ausplaudern, wenn wir sie nach Carthage zuruckkehren lassen, und dann werden die Hoskanners mit Sicherheit versuchen, uns zu sabotieren «

Jesse gestattete sich ein angriffslustiges Lacheln »Wir errichten zusatzliche Unterkunfte und Gewurzspeicher an entlegenen Orten Und wir halten die Manner beschaftigt, sodass sie sich Pramien verdienen konnen, damit sie nicht unzufrieden werden Wir haben nur noch ein halbes Jahr also brauchen wir jede Minute, um unsere Reserven aufzustocken.«

21

Der Zweck der Nacht ist, die Gliedmaßen des vergangenen Tages zu stutzen.

Gurney Halleck,
unvollendetes Gedicht

In den Wochen, als die Sandarbeiter von den Annehmlichkeiten Carthages in hastig errichteten Kasernen abgesondert waren, sammelte das Ernteteam einen beachtlichen Melange-Vorrat an. Draußen in den westlichen Bergen richtete Gurney natürliche Lagerräume in Felsenhöhlen und in getarnten Silos ein. Er stellte seine vertrauenswürdigsten Männer ab, um die dort verwahrten Schätze zu bewachen.

Nach jeder erfolgreichen Wurmbekämpfungsaktion überschlugen die isolierten Arbeiter den Gewürzertrag, aus dem sich wiederum die Prämien errechneten. Nach weniger als einem Monat hatten sie genauso viel verdient wie unter den Hoskanners in einem ganzen Jahr. Viele Freie konnten kaum glauben, dass sie tatsächlich eine echte Chance erhielten, sich den Flug zu einem anderen Planeten zu verdienen.

Doch einige unzufriedene Arbeiter verfluchten den Erntevorarbeiter und klagten über die Quarantäne. Nachdem mehrere dieser wütenden Sandarbeiter versucht hatten, aus einem Übergangslager zu entkommen und als Hoskanner-Spione enttarnt wurden, warf Gurney sie in ein improvisiertes Gefängnis, beschlagnahmte ihre Gewürzanteile und verteilte sie unter den restlichen Arbeitern.

In Carthage hielt Jesse derweil Hofrat Bauers mittels wechselnder Ausreden und geringer Erhonungen der Gewürzabgaben auf Armeslange. Obwohl Tueks Sicherheitskordon die Besatzungsmitglieder des Inspektionsschiffs nach wie vor und trotz ihrer Proteste festhielt, konnte der Abgesandte des Hochkaisers kommen und gehen, wie es ihm beliebte. Trotzdem erfuhr Bauers nur wenig und zeigte sich zunehmend unzufrieden.

Niemand wusste, wohin die fehlenden Gewürzerntemannschaften verschwunden waren. Es gab lediglich Gerüchte, dass die Männer heimlich einer ärztlichen Behandlung unterzogen würden, und Jesse weigerte sich, eine Erklärung anzubieten.

Als Hofrat Bauers von seinem Schiff aus auf die Stadt hinabschaute, musste er unwillkürlich lächeln – doch sein Mund war wie ein böser Schnitt in seinem Gesicht. Um zu überleben, hatte Jesse Lankam begonnen, wie die Hoskanners zu denken.

Jesse lag neben Dorothy im Bett. Sie hatte geschworen, die Schocktonnen-Methode geheimzuhalten, und führte inoffiziell darüber Buch, wie viel Melange sie ernteten. Sie schlug vor, dass Jesse den abgeschotteten Erntemannschaften stillschweigend zusätzliche Annehmlichkeiten und Zerstreuungen zukommen lassen sollte, um die Moral zu verbessern, vielleicht sogar weibliche Gesellschaft, sofern sie gewünscht war. Darüber hinaus beschloss Jesse, seinen Leibkoch aus dem Anwesen zur Verfügung zu stellen, obwohl Piero Zonn es in einem staubigen Basislager sogar noch schwerer haben würde als im mehr oder weniger zivilisierten Carthage. Trotzdem wollte Jesse ihm befehlen, sein Möglichstes für die Sandarbeiter zu tun. Ohne sie konnte er die Hoskanners nicht schlagen.

Unterdessen hatten sich die Wasserreserven der Lankams erschöpft. Das Volk hatte die Großzügigkeit der Fa-

milie zu schätzen gewusst, doch als man es nun abwies, wurde erneut unzufriedenes Murren laut. Jesse dachte an die Not der Menschen und fühlte sich schuldig. Endlich fuhren seine Mannschaften riesige Melange-Ernten ein, und trotzdem musste er weiter vorgeben, arm zu sein.

Angesichts der angespannten Marktlage und des hohen Gewürzbedarfs im gesamten Imperium ließ Jesse durch Tuek einige Schwarzmarktverbindungen aufspüren. Dem alten Veteranen bereitete es keine Schwierigkeiten, zusätzliche Wasserlieferungen zu besorgen, indem er einen Teil des unverbuchten Gewürzvorrats benutzte, um für das kostbare Nass zu bezahlen. So konnte Jesse schon bald die Wasserausgabe an die Bedürftigen wiederaufnehmen. Die Zeiten waren noch immer hart für die Bewohner Carthages, aber keiner von ihnen würde Durst leiden, solange Jesse ihr Edelmann war.

Nachdem sie sich in jener Nacht geliebt hatten, sprachen Jesse und Dorothy von den alten Zeiten auf Calalan und träumten davon, nach Hause zurückzukehren. Er spielte mit dem dreieckigen der beiden Edelsteine an ihrem Verlobungsring und dachte daran zurück, wie er ihn ihr auf einer einsamen Meereskuppe, an der nur ihr Boot vertäut gewesen war, überreicht hatte. Jener Tag war voller intimer Augenblicke gewesen, voller Romantik und geteilter Träume. Doch jetzt gab Jesse seine Wachsamkeit auch in Dorothys Gegenwart nie ganz auf. Die Verdächtigungen, die General Tuek über sie geäußert hatte, lasteten auf seinem Gemüt. Er hielt den straffen, warmen Körper seiner Konkubine fest an sich gedrückt und lauschte auf ihren Atem. Obwohl sie sehr ruhig, beinahe regungslos neben ihm lag, wusste er, dass sie nur so tat, als würde sie schlafen, um ihn nicht zu stören. Was täuschte sie sonst noch alles vor?

Er wollte nicht darüber nachdenken.

Als ein orangetarbener Morgen die Konturen der Dächer von Cartagine scharf nachzeichnete, marschierte Ula Bauers auf den vorderen Torbogen des Hauptanwesens zu. In kaiserliches Ornat gekleidet schritt er gewichtig an den schmucklosen leeren Podesten vorbei, von denen man die Hoskanner Statuen entfernt hatte.

Jesse empfing ihn in der Eingangshalle, doch Bauers erwiderte weder sein Lächeln noch seine Begrüßung. Er blickte ihn grimmig an. »Heute werde ich Ihren Sandarbeitern bei der Arbeit zuschauen. Man hat sie seit Tagen nicht in Carthage gesehen, und der größte Teil der Mannschaftsunterkünfte steht leer. Jedes Mal, wenn ich nach frage, kommen Sie mir mit einer neuen unglaubwürdigen Ausrede. Hmmm, jetzt sagen Sie mir gefälligst die Wahrheit!«

»Die Arbeiter sind draußen in der Wüste und ernten Gewürz, Hofrat, genau wie es Hochkaiser Wuda wünscht.« Sein Tonfall und seine weit aufgerissenen Augen kündeten von verwirrter Unschuld.

»Ahem, aber ich *werde* sie sehen! Noch heute.«

Jesse bemühte sich, ein wenig zerknirscht zu wirken. »Ich fürchte, das ist unmöglich. Wir haben große Menschen- und Materialverluste erlitten, und jede Minute zählt. Alle meine Leute sind draußen in der Wüste und suchen entweder Gewürzadern oder bemühen sich, sie so gut wie möglich abzuernten. Ihnen ist doch bewusst, dass unser Gewürzexport seit dem letzten Monat um mehr als zwölf Prozent gestiegen ist. Warum sollten Sie mir gerade jetzt misstrauen?«

Die Hände in die Hüften gestemmt erwiderte Bauers prompt und mit spuckender Aussprache. »Das ist alles schön und gut, aber wo arbeiten Ihre Leute? Wo *genau*?«

Jesse zuckte achtlos mit den Schultern. »Irgendwo draußen in den Dünen. Ich kann ihre genaue Position nicht

ununterbrochen im Auge behalten. Gurney Halleck ist mein Erntevorarbeiter, und ich habe ihn angewiesen, die ergiebigsten Melange-Adern auszuwählen.«

»Hören Sie auf, mir auszuweichen. Ich bin der kaiserliche Inspizient – geben Sie mir etwas, das ich inspizieren kann! Ich habe Berichte über Unruhen auf den Planeten des Imperiums erhalten, von Gewürzaufständen und von Adligen, die ihren Anteil an der Melange verlangen, von Raumschiffbesatzungen, die den Kaiser um eine Vorzugsbehandlung bei der Gewürzzuteilung ersuchen.«

Jessé hob die Augenbrauen. »Das klingt ziemlich übertrieben, Hofrat. Unsere Ausfuhr entspricht vielleicht nicht der zu den Hochzeiten der Hoskanners, aber es ist doch sicher genug Melange im Umlauf, um den Grundbedarf zu decken. Vielleicht sollten wir diese Situation als Anlass nehmen, uns zu fragen, ob wir ein wenig zu sehr von Luxus dieser Droge abhängig sind.«

»Melange ist ein Grundbedürfnis, kein Luxus.«

»Trotzdem klingt das für mich nach Hoskanner Propaganda. Ich behaupte, dass Valdemar Gerüchte verbreite und für Unruhe sorgt.«

»Hmmm, ich versichere Ihnen, dass die Berichte über diese Aufstände nicht übertrieben sind. Tausende sind bereits ums Leben gekommen. Jetzt sagen Sie mir, wo sich Ihre Erntemaschinen befinden!«

Während er sich insgeheim an der Notlage seines Gasts erfreute, breitete Jessé die Hände aus. »Natürlich können Sie in die Wüste hinausgehen und nach ihnen suchen, wenn Sie das als Ihre kaiserliche Pflicht betrachten. Aber die Dünenwelt ist ein großer Planet, und in den Tiefen der Wüste geschehen schlimme Dinge. Glauben Sie mir, mein Sohn und ich waren dort draußen beinahe gestorben. Das Wetter kann sich von einem Moment auf den nächsten gegen einen wenden.« Er schnippte mit den Fin-

gern. »Wenn Sie gegen meinen Rat in die Wüste hinausgehen, kann ich nicht für Ihre Sicherheit garantieren.«

Bauers wurde schweigsam und kühlte sich merklich ab, als er die Drohung erkannte, die in Jesses Worten mit schwang.

»Meinen Sie damit, dass es keine Regeln gibt? Sie wagen es, mich mit den Worten des Kaisers zu bedrohen?«

»Wie Sie so treffend bemerkt haben, sind Sie ein anerkannter Experte in Vertragsfragen, in Sachen Kleingedrucktes. Ich bin nur ein unerfahrener Edelmann, der vor einer gewaltigen Herausforderung steht.« Er machte eine Pause, um die Wirkung seiner Worte zu steigern. »Eine Herausforderung, die ich, wie ich hinzufügen möchte, sehr ernst nehme.«

Er geleitete seinen stotternden Besucher nach draußen. Doch Jesse wusste, dass Bauers nicht aufgeben würde. Er hoffte nur, dass er genug Meilange anhäufen konnte, bevor der kaiserliche Inspizient hinter sein Geheimnis kam.

22

Ein guter Vorarbeiter arbeitet hart, um s[illegible] anzuleiten und seine Aufgaben zu erfüll[illegible] guter Arbeiter befolgt seine Befehle [illegible] so gut er kann. Hier haben wir es [illegible] hungen versagt.

Gurney Halleck,
aus einem Bericht

Im vorübergehenden Basislager tranken die ersch[illegible] Sandarbeiter nach dem Abendessen ihre Ration C[illegible] hier und tauschten Geschichten aus. Im innere[illegible] geschirmten Kantine durchdrang der Zimtgeruch [illegible] wurzes alles.

Obwohl sie fern von Carthage waren und seit W[illegible] weder ihr Zuhause noch ihre Familien gesehen hatten, waren die meisten Sandarbeiter halbwegs zufrieden [illegible] ihrer Lage. Der neue Koch fand Mittel und Wege, [illegible] gepackte Essen sehr viel schmackhafter zu machen, ob[illegible] wohl er dabei aber anzumutbare Schwierigkeiten [illegible] und alle Sandarbeiter erhielten doppelt so viel Wasser [illegible] zuvor zugeteilt. Selbst die Freudenmädchen waren froh, einen kleinen Stamm von Kunden zu haben, die eine Menge Geld auf dem Konto hatten und nur wenig Wert, sie es ausgeben konnten. Obwohl die Haut der Frauen ausgetrocknet und ledrig war und sie ihrachen Massstäben zufolge als unansehnlich gegolten hatten, beklagte sich der Großteil der Sandarbeiter nicht.

Einige wenige beklagten sich allerdings sehr wohl. Die unterschwellige Unzufriedenheit verschwand niemals ganz.

Eines Abends spielte Gurney im Gemeinschaftszelt das Baliset, während die Männer ausspannten, dösten oder im Glücksspiel ihre Anteile einsetzten. Den Arbeitern bot die Musik gute Unterhaltung, und der Spielmann der Linkams freute sich, jeden Abend Zuhörer zu haben.

»Wirf mir mal das Baliset rüber. Es muss gestimmt werden«, rief Nile Rew, einer der Freien, hohnisch. »Ich werde ein bisschen mit dem Fuß drauftreten.«

Mehrere Männer lachten. Andere sagten zu Rew, dass er still sein sollte.

Gurney zwang sich, den Spruch als Witz aufzufassen, obwohl der ätzende Ton des Mannes anderes vermuten ließ. »Auf die gleiche Art könnte ich auch dich stimmen.« Rew schenkte sich aus einem am Tisch befestigten Zapfhahn mehr von dem starken Gewürzbier ein. Gurney hatte kaum wieder zu spielen angefangen, als der verärgerte Freie mit einem Arm über den Tisch wischte, so dass mehrere Gläser herunterfielen. Um ihn herum fluchten die Arbeiter, weil er das kostbare Wasser in ihren Getränken verschüttet hatte.

»Dieser Ort hier ist ein Gefängnis, nichts anderes! Ich bin ein *Freier*, bei allem, was heilig ist! Mit meinen Prämien habe ich schon genug Geld zusammenbekommen, um mir den Flug zu einem anderen Planeten zu leisten, aber ich sitze hier fest! Seit Monaten! Verflucht seien die Linkams mit ihren Geheimnissen. Sie haben kein Recht, uns wie Gefangene zu behandeln.« Finster blickte er sich unter den übrigen Sandarbeitern um und richtete seine lauten Worte jetzt an sie. »Sie haben kein Recht, uns hier festzuhalten, Männer. Alle, die nach Carthage zurückwollen, mir nach!«

Er machte einen Satz in Richtung der feuchtigkeitsversiegelten Tür, die zum Landefeld des Lagers führte, wo die Ornipters und Carryalls standen. Ein paar der Ernte-

arbeiter lachten, während ein halbes Dutzend Rew in die heiße Nacht hinaus folgte. Trotz der hohen Prämien, die sie durch ihre außergewöhnlichen Gewürzernten ansammelten, half ihr Geld ihnen nichts, wenn sie die Dünenwelt nicht verlassen durften – oder es nicht wenigstens in der Stadt ausgeben konnten.

Ein heißer Windstoß trat Gurney ins Gesicht, als er Rew durch die Tür folgte. Der Erntevorarbeiter kämpfte sich zum Unruhestifter durch und stieß dabei mehrere seiner betrunkenen Anhänger beiseite. Gurney bewegte sich so unaufhaltsam wie eine Lawine und erwischte Rew im selben Moment, als dieser aufs Trittbrett eines Ornijets stieg. Mit einem Hieb seines kräftigen Unterarms stieß er den Unzufriedenen in den Sand.

Sandarbeiter kamen heraus, feuerten Gurney an und brüllten abfällige Bemerkungen in Rews Richtung, doch eine Handvoll Arbeiter bewegte sich warnend näher, um für den Unzufriedenen Partei zu ergreifen. Zwei der abgehalfterten Freudenmädchen schauten mit säuerlicher Miene zu. Offenbar imponierte ihnen das rohe Betragen der Männer nicht sonderlich.

Rew kam taumelnd auf die Beine, griff dann überraschend flink in die Tasche und brachte ein sonisches Messer zum Vorschein. Die Klinge glitzerte in der Lagerbeleuchtung.

Gurney trat einen Schritt zurück. »Ach, du willst also spielen?« Er zog seinen eigenen Dolch und aktivierte den Knauf, sodass die vibrierende Klinge schärfer wurde als ein Diamantschneider. »Mit *mir*?«

Der Erntevorarbeiter holte aus und schnitt einen surrenden Bogen in die Luft. Rew versuchte, mit einer übertriebenen Bewegung abzuwehren, doch Gurney drehte seine Waffe in der Hand, schlug dem Freien mit dem Knauf aufs Handgelenk und brach ihm dabei einen klei-

nen Knochen. Rew heulte auf, und sein Messer fiel klappernd auf das Trittbrett des Ornniets.

»Genug von diesem Unsinn.« Gurney steckte seinen Dolch zurück in die Scheide.

Ein harter Schlag traf Gurney am Hinterkopf. Er stürzte auf den gehärteten Sand des Landefeldes. Dann hörte er eine Stimme, jemand rief etwas, schnelle Schritte. Und dann sah er einen Stiefel, der sich hob, um ihn im nächsten Moment an der Stirn zu treffen.

Gurney erwachte mit rasenden Kopfschmerzen. Sein Schädel brummte und hämmerte. Es fiel ihm schwer, das besorgte Gesicht von Dr. Callington Yuen klar zu erkennen.

»Ach, Sie haben uns einen ganz schönen Schrecken eingejagt, mein Freund«, sagte der alte Militärarzt.

»Was machen Sie hier?« Yuen sollte in Carthage sein, nicht im Basislager. Der Arzt wusste nichts von der Geheimaktion in den Tiefen der Wüste. »Sie dürfen nicht hier draußen sein.«

»Dann sollten Sie lieber dafür sorge tragen, dass ich nicht noch einmal herkommen muss. Als wir aus Ihrem Lager die Nachricht erhalten haben, dass Sie seit Stunden bewusstlos sind, hat Edelmann Linkam mich hergeschickt. Ihre Männer haben sich große Sorgen um Sie gemacht!«

»Abgesehen von denen, die mich so zugerichtet haben.« Er stöhnte.

»Ein paar taube Eier. Die meisten Ihrer Arbeiter sind gute Männer, denke ich. Als ich angekommen bin, hatte ich das Gefühl, ich musste einen Haufen aufgeregter Mütter beruhigen.« Der Chirurg druckte Gurney ein Pflaster, das einen durchdringenden Geruch verströmte, auf die schmerzende Stirn. »Gut, dass sie mich gerufen haben. Sie wären vielleicht im Koma geblieben, wenn ich Ihnen nicht die richtigen Medikamente verabreicht hätte.«

Gurney stöhnte erneut, diesmal lauter. »Was sind Sie für ein Arzt? Haben Sie keine Schmerzmittel mitgebracht, Mann?«

Der Doktor schnalzte mit der Zunge. »Ach, Sie haben schon die volle Dosis. Ich bin mir sicher, dass Ihre Kopfschmerzen noch schlimmer werden, wenn Edelmann Lin kam Ihnen die Leviten liest, weil Sie Ihre Leute nicht besser unter Kontrolle haben.«

Noch immer benommen murmelte Gurney: »Was ist passiert?«

»Ein paar Ihrer Männer sind entkommen und mit dem Ornithopter in die Stadt geflogen. Dank der Warnung Ihrer anderen Leute konnten General Tueks Sicherheitsleute sie glücklicherweise bei der Landung abfangen. Genauer gesagt waren sie beinahe abgestürzt. Ein Haufen Sauerkopfe.«

»Haben sie mit irgendjemandem geredet?« Beunruhigt versuchte Gurney sich aufzusetzen, doch der alte Militärarzt drückte ihn zurück aufs Bett.

»Ach, machen Sie sich keine Sorgen. Tuek hat sie in Einzelhaft genommen. Ihr Geheimnis ist sicher.«

23

Wenn die Welt um einen herum staubtrocken ist, muss man sich mit der Erinnerung an Schönheit begnügen.

Dorothy Mapes,
Das Leben einer Konkubine

Die Gerüchteküche von Carthage brodelte, und die Bevölkerung, die wütend über das monatelange Verschwinden der Entenmannschaften war, gab den Linkams die Schuld an allem. Da die Leute nur die mageren Lieferungen sahen, die aus der Wüste kamen, und nichts von Jesses versteckten Vorräten in den Berghöhlen und getarnten Silos wussten, empfanden sie keine Hoffnung, sondern nur ruhelosen Zorn.

Obwohl man Nile Rew und die anderen Geflüchteten bereits bei ihrer Landung festgenommen hatte, war eine abenteuerliche Geschichte über Zwangsarbeitslager in der Wüste an die Öffentlichkeit durchgesickert. Dazu waren Gerüchte über den Luxus im Anwesen der Linkams in Umlauf. Jesse verteilte weiterhin kostenlos Wasser, und dem Volk fiel auf, dass seine Vorräte unerschöpflich schienen. Dankbarkeit wich Argwohn.

Unzufriedene, die zweifellos von Hoskanner Loyalisten angestachelt worden waren, sammelten sich vor dem Hauptanwesen. Irgendein neues, aus der Luft gegriffenes Gerücht hatte sie in Aufruhr versetzt. Die Gruppe schien keinen Anführer zu haben, was sie und ihre Forderung, eingelassen zu werden, umso gefährlicher machte. Sie trugen improvisierte Waffen, und General Tuek organi-

sierte Verteidigungsmaßnahmen, die es nötig machten, den Soldatenkordon um das kaiserliche Schiff herum abzuziehen.

Jesse kochte vor Wut. Wie viele Hoskanner-Agenten mochten sich in diesem Moment aus dem Schiff schleichen, um Carthage aufs Neue zu infiltrieren? Nachdem sie so lange im Inspektionsschiff eingeschlossen gewesen waren, würden die Spione zweifellos die Gelegenheit beim Schopf ergreifen. Und die undankbare Stadtbevölkerung half ihnen zweifellos bei ihren Bemühungen, sei es nun absichtlich oder aus Versehen.

Der Edelmann blickte zu den fernen Gesichtern der Protestierenden und verspürte eine Wut, die der ihren um nichts nachstand. Wussten diese Leute nicht, was hier auf dem Spiel stand? »Ich habe bereits unsere gesamten Wasservorräte verteilt, Esmar, und aus unseren Gewürzgewinnen weitere Lieferungen bezahlt. Ich habe ihre Rationen verdoppelt und ihnen alles gegeben, was sie brauchen. Sie sind nicht durstig, nur unglücklich.« Er gab einen angewiderten Laut von sich. »Sie sind nie zufrieden.«

Grimmig erwiderte Tuek: »Manchmal wird Wohlwollen durch falsche Anschuldigungen ausgestochen, Mylord. Ein durstiger Mann, der etwas zu trinken erhält, wird auch am Folgetag etwas zu trinken verlangen. Das Gedächtnis dieser Menschen ist selektiv, aber kann irgendeiner von ihnen behaupten, dass er jetzt schlechter dran ist als unter den Hoskanners?«

»Sie würden sich auch beschweren, wenn ich ihnen ein ganzes Meer gäbe. Die einzigen wirklich Durstigen sind die, die ihre eigenen Rationen verspielt oder verloren haben. Ich war mehr als großzügig, um mir ihr Wohlwollen zu erkaufen. Ich wollte ihr Edelmann sein, wie ich es für das Volk von Catalan war. Aber sie spucken auf meine Großzügigkeit.«

Aus den ersten Reihen der Menge rief eine Ladenbesitzerin »Wir wollen euer verschwenderisches Gewächshaus sehen! Wir wissen, dass ihr da drin eins habt!«

Die Menge brüllte. Eine schrille Stimme erhob sich über den Lärm. »Wie könnt ihr es wagen, Wasser auf Pflanzen zu schütten, während unsere Kehlen trocken bleiben!«

Verblüfft wandte sich der Sicherheitschef zu Jesse um. »Ein Gewächshaus? Woher kommt dieses lächerliche Gerücht? Hoskanner-Aufwiegler, die Unruhe verbreiten und in Wunden stochern.« Mit einer Handbewegung befahl Tuek seinen bewaffneten Truppen, vorzutreten und die Waffen zu heben.

Zutiefst beunruhigt erbleichte Jesse. »Das Gewächshaus hat Valdemar gehört. Er hat es hier zurückgelassen. Ich dachte, niemand außer Dorothy und mir wusste davon.«

Tueks Augen verengten sich, als er die Information seiner ständig wachsenden geistigen Datenbank hinzufügte. »Also gehörte sie zu den wenigen, die davon wussten, und jetzt hat jemand diesem Mob davon erzählt?«

»Das reicht, Esmar!«, blaffte Jesse.

Irgendetwas im rückwärtigen Teil der Menge veranlasste die Menschen dazu, sich weiter die Stufen hinaufzudrängen. »Wir können uns auch mit Gewalt Zutritt verschaffen!«

»Aufhören, oder meine Männer eröffnen das Feuer!«, brüllte Tuek.

»Ihr könnt uns nicht alle erschießen!« Die Rufe wurden lauter, aufgebrachter und schwerer verständlich.

»Ich möchte nicht, dass jemand von ihnen getötet wird«, warnte Jesse. »Nicht wegen so einer dummen Sache.«

»Es ist vielleicht unvermeidlich, Mylord. Es ist meine Pflicht, Sie am Leben zu erhalten.« Als die Menschen vorwärts drängten, befahl Tuek dreien seiner Männer, Jesse

trotz seiner Widerworte in Sicherheit zu bringen. »Bringen Sie den Edelmann in einen sicheren Raum.« Er blickte Jesse in die Augen. »Wir werden nicht zulassen, dass jemand Ihnen oder Ihrem Sohn im Anwesen ein Leid zufügt.« Jesse fiel auf, dass der alte Veteran Dorothys Namen bewusst ausließ.

Auf Tueks Befehl hin war der laute Knall eines Projektilgewehrs zu hören, das in die Luft feuerte. Das hatte die Massen einschüchtern sollen, doch stattdessen wurde der Schuss zum Auslöser der eigentlichen Unruhen. Mit einem Aufschrei rannten immer mehr staubige Männer und Frauen die Treppe zum Tor hinauf.

Die catalanischen Wachtposten standen Schulter an Schulter. »Auf Sperrfeuer vorbereiten!«, brüllte Tuek so laut, dass seine Stimme in der trockenen Luft brach.

»Aufhören!« Die Frauenstimme kam von unterhalb der Stufen, seitlich des Haupteingangs. Ein zuvor verschlossener Dienstboteneingang hatte sich geöffnet, und Dorothy Mapes war hinausgetreten. »Aufhören!« Für eine vergleichsweise kleine Frau stieß sie ihren Befehl mit einer Lautstärke aus, die beinahe übermenschlich erschien.

Tuek warf Dorothy einen bösen Blick zu und winkte vier seiner Leute zu ihr hinüber. »Du liebe Güte, holt sie da raus!«

Schutzlos, doch mit königlicher Würde hob sie den Kopf und stellte sich dem Mob, als könnte sie den Dienstboteneingang allein mit ihrem Selbstvertrauen halten. »Man hat Sie falsch informiert! Wir haben unsere gesamten Wasservorräte der Stadt Carthage überlassen, um sie an die Menschen zu verteilen. Das wissen Sie.«

»Was ist mit dem Gewächshaus?«

»Wir wissen, dass ihr es versteckt.«

Tueks Sicherheitsleute bahnten sich einen Weg die Treppe hinunter, aber sie kamen nicht schnell genug durch die

Menge. Jesse riss sich von seiner Eskorte los und lief zurück zum Haupteingang, im erfolglosen Versuch, seine Konkubine zu erreichen. Doch die Männer und Frauen standen zu dicht gedrängt. Während sie versuchten, bessere Positionen zu ergattern, stießen sie ihn immer wieder zurück.

»Dann sollen alle, die es sehen wollen, mich begleiten«, rief Dorothy über den Aufruhr hinweg. Sie hob eine Hand. »Immer zwanzig auf einmal. Ich werde Ihnen den Unterschied zwischen dem Haus Linkam und dem Haus Hoskanner zeigen.«

Bevor der vor Wut erbleichte Tuek sie aufhalten konnte, ließ sie eine Gruppe Demonstranten ins Anwesen ein.

Als Jesse und die Wachtposten Dorothy und die zwanzig aufgebrachten Städter im vierten Stock einholten, hatten sie bereits das Ende eines Korridors im Südflügel erreicht. »Das war das Gewächshaus der Hoskanners«, sagte sie. Sich der vollen Aufmerksamkeit ihrer Zeugen sicher, betätigte sie den Geheimschalter, und die feuchtigkeitsversiegelte Tür glitt zischend auf.

»Schauen Sie es sich an und stellen Sie sich die Dekadenz vor, die Wasserverschwendung, den Luxus, den *Valdemar Hoskanner* hier zu seinem eigenen Privatvergnügen verborgen hielt. Stellen Sie sich vor, wie viele Ihrer Mitbürger Durst leiden mussten, weil er sich etwas gönnen wollte.«

Die Regale und Tische im Innern der abgeschirmten Gewächshauskammer waren voller toter Pflanzen. Über all lagen verdorrte Blätter und tote Insekten herum. Die Luft war erfüllt vom Geruch trockenen Verfalls.

»Edelmann Linkam weiß, wie beschwerlich das Leben hier auf der Dunenwelt ist«, fuhr sie fort, »und eine solche Verschwendung ist ihm zuwider. Als mein Herr von Valde-

mars persönlichem Paradies erfuhr, kappte er die Wasserzufuhr zu diesem Raum.« Ihre Stimme war so fest wie eine Felsformation in der tiefen Wüste. »Import über den Überfluss haben wir alle Pflanzen in diesem Gewächshaus sterben lassen – und das Wasser an das Volk von Carthage verteilt, um ihr Los zu verbessern.«

Die zwanzig Zuschauer sahen sich um, manche nervös, manche beschämt. Manche wirkten völlig fehl am Platze, als wüssten sie nicht einmal, wie sie überhaupt in den Mob hineingeraten waren.

Ein großer, breiter Mann suchte noch immer nach einer Möglichkeit, seine aufgestaute Wut abzulassen. Dorothy wich nicht zurück, auch nicht, als sie sich seinen Körpermassen gegenübersah. »Warum lassen Sie die Erntemannschaften nicht nach Hause? Was ist mit all der Melange, die Sie in der Wüste verstecken?«

»Lügen und boshafte Gerüchte.« Dorothy machte eine ausholende Handbewegung, nunmehr sicher, dass man ihr glauben würde. »Genau wie das hier.«

Tueks Männer standen unschlüssig und mit einsatzbereiten Waffen im Korridor, aber der Zorn der ersten Besichtigungsgruppe hatte sich gelegt. Die Wachtposten führten sie nach draußen, während Dorothy zurückblieb und auf die nächste Gruppe wartete.

Jessé trat an ihre Seite. »Das war dumm und gefährlich.«

»Aber wirkungsvoll. Wäre es dir lieber gewesen, wenn unsere Wachtposten sie allesamt niedergemetzelt hätten?« Sie zeigte ihm ein kleines, hartes Lächeln. »Ich weiß, es wird Esmar gar nicht gefallen, dass er noch mehr Leute hier reinführen muss. Aber ich halte mein Wort, genauso wie du es tust.«

Er runzelte die Stirn, doch er behielt seine Gedanken für sich. Selbst Tuek hatte nichts von dem Gewächshaus

gewusst – wie hatte das Gerücht überhaupt entstehen können? Doch dann begriff er. Die Hoskanner wussten davon. Aber sie wussten nichts von den Unternehmungen in der tiefen Wüste – zumindest *konnten* sie eigentlich nichts davon wissen. Niles Rew und die anderen geflohenen Unruhestifter waren in Einzelhaft, und dennoch hatte jemand die entsprechenden Informationen weitergegeben. Zwei Geheimnisse, die ihnen schaden konnten, waren zur gleichen Zeit ans Licht der Öffentlichkeit gekommen.

Tuek konnte unmöglich Recht haben, was Dorothy anging. Aber es fiel Jesse schwer, die Fakten zu bestreiten. Seit sie hier waren, hatten die Saboteure über den Einsatz ihrer Ausrüstung Bescheid gewusst, über die Stationierung ihrer Sicherheitstruppen, über die Bestellungen neuer Erntemaschinen und Carryalls, die unerklärlichen Verzögerungen unterlagen.

»Was ist los, Jesse?« Sie sah ihn stirnrunzelnd an. War da eine Andeutung von Schuldbewusstsein in ihrer Miene zu erkennen? Verbarg sie möglicherweise etwas vor ihm? Ganz plötzlich war er sich nicht mehr sicher.

Dorothy schaute ihn noch immer an und wartete auf eine Antwort. Schließlich wandte er sich ab. »Nichts weiter.«

24

Im bekannten Universum sind gerade einige der unwirtlichsten Welten die wertvollsten.

Bericht der kaiserlichen Ressourcenbehörde

Nachdem sich die Menge – fürs Erste – zerstreut hatte, gingen Jesse und Tuek gemeinsam durch die Korridore des Anwesens. Der vor sich hinbrütende Sicherheitschef wirkte sogar noch mehr in Gedanken versunken als sonst.

Sonnenlicht strömte in einer Intensität, die die Nachmittagshitze erahnen ließ, durch ein verbleites Plazfenster herein. In den Korridoren und Zimmern beseitigten Dienstboten die Abfälle und den Staub, die die zahlreichen ein- und ausströmenden Menschen hinterlassen hatten.

Mit einem Seitenblick zu Tuek sagte Jesse: »Immerhin haben wir ihnen etwas bewiesen. Valdemar Hoskanner hatte ihnen niemals so viel Zugang erlaubt.«

»Er hätte den ganzen Mob töten lassen.« Der Veteran klang nicht, als würde er ein solches Verhalten verurteilen. »Und ich wäre ebenfalls dazu bereit gewesen.«

»Hätte Dor nicht so schnell reagiert, wäre es vielleicht viel schlimmer gekommen.«

Mit finsterer Miene rieb sich Jesse gegenüber die rotfleckigen Lippen. »Hätte sie sich nicht so leichtsinnig verhalten, meinen Sie wohl. Sie hat uns alle in Gefahr gebracht.« Nach einer Weile fügte er hinzu: »Meiner Erfahrung nach nehmen Gerüchte weit unter der Oberfläche ihren Ursprung. Aber trotzdem kommen sie von irgend

woher, von einem Funkchen Wahrheit, das von einem Unruhestifter zu einem Feuer angefacht wird.«

Jesse wusste, dass der alte Veteran Dorothy meinte. Er verstand nicht, warum Tuek sie nie gemocht und ihr nie getraut hatte. Lag es daran, dass sie so viel Einfluss auf den Edelmann hatte, obwohl sie nur eine Gemeine war? »Als wir hierher gekommen sind, Esmar, haben wir einen Großteil der alten Hausdiener entlassen, die für die Hoskanners gearbeitet haben. Einige davon haben vielleicht von dem Gewächshaus gewusst. Mit Sicherheit haben sie geredet.«

»Aber warum jetzt, Mylord? Zur gleichen Zeit wie das Gerücht über die Gewürzvorräte in der Wüste. Ich mag keine Zufälle.« Er bedeutete Jesse, ihm in ein Zimmer zu folgen. Nachdem sie die Tür hinter sich geschlossen hatten, holte der Sicherheitschef einen Briefstab aus einer Innentasche hervor. Das verzierte Röhrchen trug unverkennbar das kaiserliche Wappen.

»Vor einer Stunde habe ich das hier auf meinem Schreibtisch gefunden«, sagte Tuek. »Hofrat Bauers hat die Gerüchte über unseren Geheimvorrat ebenfalls gehört, und er schenkt ihnen Glauben.«

»Er hat auf jeden Fall seine Hausaufgaben gemacht.«

Tuek tippte auf den Zylinder. »Wenn ich mir ansehe, wie er herumpoltert, bin ich mir sicher, dass er noch keine Beweise hat. Aber jemand hat ihn informiert, noch bevor der Mob heute angefangen hat, Gerüchte zu verbreiten. Tatsächlich weiß ich aus zuverlässigen Quellen, dass er bereits Suchtrupps in die Wüste geschickt hat.«

Jesse zuckte zusammen. »Wurde Gurneys letztes Lager verlegt?«

Er nickte. »Ich habe sofort den Befehl dazu gegeben. Bauers wird nur ein paar Spuren im Sand finden. Es dürfte uns gelingen, ihm einen Schritt voraus zu bleiben.«

»Warum lacheln Sie dann nicht, alter Freund?«

»Das ist noch nicht alles.« Die Miene des Veteranen verfinsterte sich. »Der Kaiser hochstpersonlich kommt mit seiner Privatjacht hierher, begleitet von einer kaiserlichen Streitmacht, die offiziell alle Melange-Vorrate beschlagnahmen wird – angeblich, um den Frieden zu wahren. Der Kaiser beabsichtigt, Ihnen den Titel abzuerkennen und Ihr Monopol ... hier.«

Jesse hatte den Zylinder inzwischen geoffnet und studierte die Einzelheiten der enthaltenen Nachricht. Dann blickte er auf. »In einem Wettbewerb ohne Regeln hatte es kein Problem sein sollen, dass wir unsere Ertrage gehei- haiten, aber ich furchte, dass man niemals vorhatte, einen Sieg meinerseits zuzulassen. Der Kaiser und Valdeni hatten ihre Abmachungen bereits getroffen, bevor alles hier begonnen hat.« Er schleuderte den Briefstab an eine Steinwand. Der Zylinder prallte ab, rollte uber den Boden und klapperte, als wurde er spottisch lachen.

»Wir haben nur drei Tage, um uns vorzubereiten«, sagte Tuek. »Dann mussen wir Hochkaiser Wuda gegenubertreten. Ich hoffe, Sie haben nicht vor, einfach Ihre Niederlage einzugestehen, Mylord.«

»Ganz und gar nicht, Esmar. Aber wir mussen uns etwas Zeit erkaufen.«

In dieser Nacht lag Jesse neben Dorothy im Bett. Obwohl sie tief und schlief, blieb er wach und aufmerksam, voller Gedanken und Zweifel, die er weder mit ihr noch mit sonst jemandem teilen wollte. Noch nicht. Erst musste er sich selbst einen Reim auf alles machen.

Mit seiner Verlautbarung hatte Bauers die Hoffnungen der Linkams wirkungsvoll zunichtegemacht. Wenn Jesse verriet, dass sie Gewurzvorrate in der Hinterhand hatten und nur minimale Mengen exportierten, wurde der Kaiser

ihm einfach alles wegnehmen. Keine Regeln. Und offenbar auch keine Gerechtigkeit oder Fairness.

Er und Tuek hatten beschlossen, die unmittelbar bevorstehende Ankunft des Kaisers vorläufig geheimzuhalten, auch vor Dorothy.

In drei Tagen muss ich dem Kaiser gegenübertreten. Werde ich meinen Titel verlieren, ohne auch nur die Gelegenheit zu haben, ihm Rede und Antwort zu stehen? Jesse hatte den Verdacht, dass er angesichts dieser teuflischen Falle ohnehin keine befriedigenden Antworten geben konnte.

Er hatte selbst viele Fragen. Warum brauchte das Oberhaupt des Imperiums so dringend Gewürz? Die Exporte waren sehr viel geringer als unter den Hoskanners, aber es wurde nach wie vor mehr als genug Melange direkt nach Renaissance geliefert, um den persönlichen Bedarf des Kaisers zu decken. Gab es andere Adelsfamilien, die um Anteile an den Reichtümern der Dünenwelt rangen? Den Förder- und Exportberichten der Hoskanners hatte Jesse entnehmen können, dass eine breite Nachfrage nach Melange bestand. Aber war sie nicht trotzdem nach wie vor nur eine Droge – ein Luxusartikel?

Wenn der Kaiser Jesse disqualifizierte, wäre das Haus Linkam ruiniert. Sie hatten alles verpfändet und viel Geld von ausbeuterischen Adelsfamilien geliehen, die mörderische Zinsen erhoben. Konnte Jesse seinem Sohn ein solches Erbe hinterlassen? Barri würde mittellos sein, ebenso schwach und unbedeutend wie William Englishs Familie. Bei der Vorstellung, dass Barri auf einem Strafplaneten wie Eridanus V landen könnte, drehte sich ihm der Magen um.

Verstandesmäßig wusste Jesse, dass er angesichts der hasserfüllten Kräfte, die sich gegen ihn verschworen hatten, nicht gewinnen konnte. Einen Moment lang dachte er

daruber nach, einfach seine Gewurzvorrate zu nehmen und auf einen anderen Planeten zu fliehen. Selbst auf dem Schwarzmarkt wurden fur Melange so hohe Preise gezahlt, dass er sich einen Planeten irgendwo am Rande des Imperiums kaufen konnte. Er wurde Dorothy und Barri nehmen, sie in ein Schiff laden und zum Renegaten werden.

Der Hochkaiser kann das Haus Linkam nicht enteignen, wenn er das Haus Linkam nicht findet. Obwohl er sich uber einige Regeln hinwegsetzte, konnte Kaiser Wuda den Adelsrat nicht vollig missachten. Dem Recht musste Genüge getan werden.

Aber anders als sein Vater und sein Bruder war Jesse Linkam kein Mann, der sich versteckte. Außerdem wurde Ulla Bauers zweifellos irgendein verzwicktes Mittel finden, um Jesse und seine Familie zu jagen und zu stellen.

Zorn und neue Entschlossenheit erfullten Jesse. Dann fiel ihm eine andere Moglichkeit ein.

Er beugte sich ubers Bett und kusste Dorothy auf die Wange. »Ich liebe dich, Schatz. Vergiss das nie.« Sie antwortete murmelnd mit den gleichen Worten und schlief dann, mit einem sanften Lacheln auf den Lippen, wieder ein.

Drei Tage

Jesse schwang sich aus dem Bett, zog sich leise an und schluptte auf den dunklen Korridor hinaus. Er schrieb und versiegelte einen knappen, unzweideutigen Brief, in dem er ausdrucklich alle Betugnisse seiner Konkubine widerrief und erklarte, dass Dorothy nicht langer seine Stellvertreterin sein konnte. Und er benannte mit Absicht keinen anderen Nachfolger. *Soll Bauers sich mit diesem kleinen juristischen Schonheitsfehler herumschlagen.*

Wenn er keine Erklarung hinterließ, wurde sie wutend sein, vielleicht sogar am Boden zerstort, aber Jesse war

zuversichtlich, dass ihr seine Beweggründe früher oder später klar würden. Er dachte darüber nach, Tuek zu wecken und dem Sicherheitschef von seinem Plan zu erzählen, doch dann beschloss er, diesen kühnen Schritt allein zu unternehmen. Wenn sie nicht wussten, was er tat, konnte nicht einmal ein kaiserlicher Verhörspezialist etwas aus ihnen herausholen.

Wenig später saß Jesse an den Kontrollen eines Ornijets und schoss über den dunklen Sand hinweg auf den Forschungsaußenposten zu.

25

Jeder Einzelne von uns ist zu allem fähig

Valdemar Hoskanner

Verwirrt, verärgert und vor allem voll Sorge um die Sicherheit ihres Edelmanns wartete Dorothy drei Tage lang, doch Jesse ließ nichts von sich hören. Er war mitten in der Nacht verschwunden und hatte nur einen abscheulichen Brief hinterlassen, in dem er sie all ihrer Befugnisse enthob. Warum? Was hatte sie getan? Hatte jemand Vorwürfe gegen sie erhoben?

Niemand schien zu wissen, wo der Patriarch des Hauses Linkam war, und da sie nicht mehr seine Stellvertreterin war, gab es keine erreichbare Person, die dem Haus Linkam offiziell vorstand. Es war eine unmögliche Situation. Alle Geschäfte waren eingefroren.

Am schwersten war es, mit Barris Fragen über seinen Vater zurechtzukommen. Obwohl der Junge die Sorge seiner Mutter spüren konnte, hatte er noch keine wirkliche Angst. Jesse war schon oft auf die Gewürzfelder hinausgeflogen, wenn auch nie, ohne es ihr vorher zu sagen.

Falls Esmar Tuek etwas über Jesses rätselhaftes Verschwinden wusste, gab er keine Informationen darüber an sie weiter. Der Sicherheitschef wirkte noch verschlossener als sonst, als fürchtete er die kommenden Ereignisse. Er schaute immer wieder zum Himmel auf. Nach der Lektüre des Briefes, mit dem Jesse sich von Dorothy losgesagt hatte, vertiefte sich das Misstrauen in Tueks Blicken noch. Es quälte sie, die befremdliche Feindseligkeit

in seinen Augen zu sehen und sein reserviertes Verhalten ihr gegenüber zu spüren. Doch hinter seiner harten und durchdringlichen Miene verbarg er selbst ein Geheimnis. Sie konnte die verräterischen Zeichen seiner Körpersprache lesen.

Dennoch behauptete Jesse, dass er dem Mann bedingungslos vertraute. Tuek hatte nun bereits drei Oberhäuptern des Hauses Linkam gedient, und es stand einer einfachen Konkubine nicht an, die Beziehung zwischen einem Edelmann und seinem treuen, wenn auch übereifrigen Sicherheitschef in Frage zu stellen.

Welchen Grund konnte Jesse gehabt haben, einfach aus Carthage zu verschwinden? Warum hatte er ihr nicht genug vertraut, um ihr die Gründe für seine sonderbare Abreise zu erklären? Es war, als wollte er sich völlig unsichtbar machen und sich vor allen verstecken, sogar vor ihr.

Und jetzt traf auch noch ein unangekündigtes Schiff ein.

Von einem Verwaltungsgehilfen alarmiert, hielt Dorothy auf einen der abgeschirmten Plazbalkone des Anwesens hinaus. Von der hohen Warte blickte sie auf die nördliche Wüste, wo sich eine wabernde, in der Mittagssonne glänzende Form näherte. Sie hoffte, dass es sich um den Ormyet handelte, den Jesse genommen hatte, oder um ein größeres Transportschiff vom Vorposten. Das Hitzeflimmern ließ alle Einzelheiten verschwimmen.

Das herannahende Schiff zog einen Kreis und entschied sich dann für das beste verfügbare Landefeld in der unebenen Festadt. Das kaiserliche Inspektionsschiff hatte sich seit Monaten nicht vom Fleck bewegt und thronte noch immer auf dem Hauptlandefeld.

Als sie hinter sich ein Geräusch hörte, drehte sie sich um und sah Tuek, der auf den Balkon hinaustrat. Hatte er

ihre Gedanken gelesen oder ihr auf seine ärgerliche Art nachspioniert? Sie achtete darauf, höflich, aber kühl zu klingen. »Das ist nicht Jesse, der in diesem Schiff zurück kommt, oder, General?«

Der alte Veteran stand steif und aufrecht da, während er zusah, wie das ungewöhnliche Raumschiff auf einem der Landefelder aufsetzte, die normalerweise für die Schiffe der Linkams reserviert waren. Dorothy hatte noch nie zuvor ein so prunkvolles Schiff gesehen. »Nein, das ist nicht Edelmann Linkam.« Er zeigte zum kleineren der beiden Raumhafen. »Es ist Kaiser Wudas Privatjacht.«

Dorothy wurde schwindlig. Der Kaiser höchstpersönlich war gekommen! Selbst unter der glühenden Sonne Arrakis empfand sie eine eigenartige, verstörende Kälte. Die Ankunft des Kaisers konnte nur einen politischen Streich bedeuten, der dem Haus Linkam schaden würde. »Weiß Jesse davon?«

Der General lächelte mit fleckigen Lippen. »Es steht mir nicht zu, Angaben zu machen, was der Edelmann weiß oder nicht weiß.« Er wandte sich ab, um zuzusehen, wie die kaiserliche Jacht landete. »Jetzt geht der Spaß los.«

Ein großspuriger, übertrieben herausgeputzter Abgesandter überbrachte offiziell den Befehl an Edelmann Jesse Linkam, sich an Bord des Inspektionsschiffs mit Hochkaiser Wuda zu treffen. Der hochgewachsene Abgesandte zeigte die ganze Gefühlsbandbreite eines Roboters. Er stand unter dem großen Kuppeldach der Haupthalle, lieferte seine Nachricht bei Dorothy ab und machte anschließend wie ein Uhrwerksautomat kehrt, um das Anwesen zu verlassen.

»Ich fürchte, das ist unmöglich«, sagte Dorothy, was ihn innehalten ließ. »Der Edelmann ist derzeit unabkömmlich.« Obwohl ihr Tonfall sanft war, hatten ihre Worte die

gleiche Wirkung, als hatte man dem Mann einen Keil ins Getriebe gestoßen.

Nervös suchte der Abgesandte nach einem neuen Dokument, aus dem er rezitieren konnte. »Für den Hochkaiser ist niemand unabkömmlich.«

Gegenüber dem großen Mann fühlte sich Dorothy noch kleiner, aber sie hatte schon häufiger mit dieser Sorte Mensch zu tun gehabt und brachte wenig Geduld für eingebildete Wichtigtuer auf. »Edelmann Linkam befindet sich in der tiefen Wüste und überwacht die Gewürzförderung. Ich weiß nicht, wo genau er sich aufhält, und ich habe keine Möglichkeit, Kontakt zu ihm aufzunehmen.«

»Die Ankunft des Hochkaisers wurde Edelmann Linkam rechtzeitig angekündigt. Er hatte für seine Anwesenheit Sorge tragen sollen. Wer kann als sein Stellvertreter einen Erlass entgegennehmen? Die Formalitäten müssen gewahrt werden.«

»Niemand. Man hat mich offiziell von dieser Position enthoben, und der Edelmann hat bislang keinen Nachfolger ernannt.«

Der Mann machte den Eindruck, als würde er gleich explodieren. Plötzlich wurde Dorothy von warmer Zufriedenheit erfüllt, als sich die Teile vor ihrem inneren Auge zu einem Ganzen zusammenfügten und sie erneut die Ereignisse überdachte. Aus eben diesem Grund hatte Jessad dafür gesorgt, dass er nicht erreichbar war! Er hatte ihre Stellung als seine Repräsentanten absichtlich widerrufen und auf diese Weise ein Vakuum hinterlassen, wodurch dem Kaiser praktisch die Hände gebunden waren. Wenn niemand den Edelmann finden konnte, dann konnte auch niemand Forderungen an ihn geltend machen. Und niemand konnte irgendwelche bindenden Entscheidungen für ihn treffen.

Dorothy lächelte weiterhin zuversichtlich. »Die Gewürzernte ist ein schwieriges Geschäft, und unvorhergesehene Katastrophen ereignen sich mit unglückseliger Regelmäßigkeit.« Das war keine Lüge – genaugenommen hatte sie ihm so gut wie gar nichts gesagt. »Obwohl es mir nicht gestattet ist, bindende Entscheidungen für das Haus Linkam zu treffen, werde ich den Kaiser mit Freuden empfangen. Sagen Sie ihm, dass ich zur verabredeten Zeit dort sein werde.«

Der Abgesandte sah nicht gerade zufrieden aus, aber ihm blieb nichts anderes übrig, als sich einverstanden zu erklären.

Dorothy durchquerte den dekorativen Felsengarten, in dem sie die zerbrochenen Hoskannerstatuen entsorgt hatten, und ging über den Panzerbeton des Landefeldes auf das riesige Inspektionsschiff zu. Heißes, gelbes Sonnenlicht knallte mit der Gewalt von Waffenfeuer auf sie herab, doch sie atmete so langsam wie möglich, um sich zur Ruhe zu zwingen.

General Tuek hatte darauf bestanden, sie zu begleiten, doch seine Geheimnisse behielt er noch immer für sich, ebenso verstockt, wie die Dünenwelt das Geheimnis der Melange hütete. Wie sollte sie ohne die nötigen Informationen richtig auf den Kaiser reagieren? Warum hatte Jesse sich ihr nicht erklärt, bevor er dieses Machtvakuum hinterlassen hatte?

Gemeinsam traten sie auf einen königsroten Teppich, den man für die Prozession des Großkaisers von der geschmückten Jacht am anderen Raumhafen zum gewaltigen Inspektionsschiff ausgelegt hatte. Flugsand und Staub dämpften bereits teilweise das leuchtende Rot des Stoffs.

Kaiserliche Wachen standen zu beiden Seiten des Eingangs in Habtachtstellung. Ein offener Aufzug erwartete

die Besucher. Gemeinsam mit Tuek betrat sie eine Nische, in der ihre Identitäten überprüft wurden und Sensoren sie nach Waffen abtasteten. Nachdem man sie für sauber befunden hatte, traten sie in den Aufzug, wo Ulla Bauers wartete und sie über die Nasenspitze hinweg musterte. »Hmmm, seit wann sprechen eine Konkubine und ein alter Soldat für ein adliges Haus? Wir haben ausdrücklich nach Edelmann Linkam verlangt.«

Dorothy hatte am liebsten vor Wut geschnaubt, doch sie bemühte sich, ihren Ärger nicht zu zeigen. Sie warf dem gleichmütigen Veteranen einen Seitenblick zu. Seine rotfleckigen Lippen bildeten eine dünne, eisenharte Linie.

»Dennoch werden wir uns bemühen, dem Kaiser zu Diensten zu sein«, sagte Tuek.

»Hmmm, ahem, wir werden ja sehen. Hier entlang.«

Der Aufzug brachte sie siebenundzwanzig Decks nach oben, tief ins Herz des riesigen Inspektionsschiffs. Dorothy fragte sich, warum der kaiserliche Hofrat ein Schiff von so immensen Ausmaßen benötigte, um die Gewürzforderung zu überwachen. Vielleicht war ein Großteil des Umfangs nur Schau, um Ehrfurcht vor dem Kaiser zu erzeugen. Tuek war davon überzeugt, dass das Schiff eine komplette einsatzbereite Armee enthielt, die irgendwo in schalldichten Abteilungen untergebracht war, doch er hatte keine Beweise dafür.

Vielleicht hatte der Hofrat sich erhofft, mit militärischen Mitteln eine große Ladung Gewürz an sich zu reißen und die Linkams mit leeren Händen zurückzulassen. Wenn er sein Schiff mit einem solchen Schatz belud und ihn anschließend beim Hochkaiser ablieferte, nicht ohne zuvor einen zufriedenstellenden Anteil für sich selbst abzuschöpfen, konnte Bauers mit reicher Belohnung rechnen.

Dorothy und Tuek folgten dem übertrieben prächtig gekleideten, wieselgen Mann durch ein Labyrinth von Kor-

rdoren, Aussichtsgalerien und Räumen ohne erkennbaren Zweck und schließlich in den opulenten großen Salon. Die vergoldeten Wände und die Decke waren mit Freskenmalereien geschmückt, von denen manche zum Besten und Extravagantesten gehörten, was Dorothy je gesehen hatte. Am anderen Ende des Raumes war einer der zahlreichen mobilen Throne des Kaisers aufgestellt. Auch seiner privaten Raumjacht hatte Inton Wuda mit Sicherheit ebenfalls einen.

Der fette, bleiche Herrscher saß hoch oben auf dem aufwendig gestalteten Satz. Für Dorothy sah er wie ein ausgestopfte, übertrieben prachtvoll gekleidete Puppe aus. Bauers trat mit affektierten Trippelschritten vor, die wie ein komplizierter höfischer Tanz aussahen. Er verbeugte sich, trat zur Seite und bedeutete seinen beiden Begleitern mit einer beiläufigen Geste, dass sie vortreten sollten.

Gleichzeitig, wenn auch nicht einstudiert, verbeugten sich Dorothy und Riek und wandten dabei den Blick vom mächtigsten Mann des bekannten Universums ab – seit den Millenniumskriegen der dritte Wuda Kaiser in direkter Folge. Seine Augen, die zwischen den Fettfalten beinahe verschwanden, bewegten sich von einem Gesicht zum anderen. Als er schließlich sprach, wirkte seine Stimme zu leise für einen so wichtigen Mann. »Was soll diese bedeutungslose Delegation? Ich habe Edelmann Linkam persönlich herbeordert.«

»Er ist nicht in Carthage, Herr«, sagte Dorothy und hielt dabei den Blick abgewandt. »Und er hat keinen offiziellen Stellvertreter hinterlassen, der an seiner statt handeln konnte.«

»Dies ist die Konkubine des Edelmanns, eine Gemeine«, sagte Bauers naserümpfend und fügte dann hinzu, als wäre es ein Witz. »Hmmm, und sie dient dem Haus Linkam außerdem als Geschäftsführerin. Der ehemalige Sa-

pho-Süchtige ist Esmar Tuek, sein Sicherheitschef. Beachten Sie seine vom Gegenmittel rot gefärbten Lippen.«

»Ein seltsames Paar.« Wuda starrte sie finster an und zuckte, als wollte er sich empört von seinem Thron erheben, wäre dann aber zu dem Schluss gelangt, dass es der Mühe nicht wert war. »Was für eine Art von Beleidigung soll das sein? Wann wird Ihr Edelmann zurückerwartet?«

»Wir sind uns nicht sicher, Herr«, antwortete Tuek. »Er arbeitet mit seinen Männern auf den Gewürzfeldern, um Ihnen bestmöglich zu Diensten zu sein.«

»Wenn er so hart arbeitet, wo ist dann das Gewürz, das er geliefert hat?«, fragte der Hochkaiser ungehalten. »Seine Erträge sind beschämend, geradezu peinlich! In meinem ganzen Imperium verlangt man wütend nach seinem Kopf!«

Dorothy war überzeugt, dass der Kaiser maßlos übertrieb. »Edelmann Linkam hat erst vor kurzem die Förderzahlen erhöht, Herr. Da ihm noch mehrere Monate für den Wettstreit bleiben, hofft er, Ihnen bald größere Mengen liefern zu können.«

»Er hat also noch Hoffnung, wie? Nun, die habe ich auch! Und was immer *ich* mir erhoffe, hat Vorrang!«

Dorothy war sich nicht sicher, was der Kaiser mit dieser Unterscheidung sagen wollte. Jedenfalls war sein Gesicht erkennbar rot angelaufen. »Wir werden tun, was immer Sie befehlen, Herr.«

»Natürlich tun Sie das! Und sprechen Sie nicht, wenn Sie nichts Intelligentes zu sagen haben.« Er schnaubte und warf einen abfälligen Blick auf den zweisteinigen Verlobungsring, den Jesse ihr geschenkt hatte. »Eine Konkubine als Geschäftsführerin! Und ein abgehalfterter Sapho-Süchtiger!«

Bauers mischte sich von der Seite ein. »Soll ich die beiden hinauseskortieren, Herr?«

»Nicht bevor Sie herausgefunden haben, wo genau sich Edelmann Linkam aufhält, damit wir uns zu ihm begeben und sehen können, was er treibt. Wir haben das halbe bekannte Universum durchquert, um hierher zu gelangen. Wir müssen diese Angelegenheit unverzüglich regeln und die Gewürzforderung wieder auf ein normales Maß erhöhen. Ich hätte niemals auf Edelmann Hoskanner hören sollen. Dieser ganze Wettstreit ist lächerlich.«

»Wir wissen nicht, wo genau sich unser Herr aufhält«, wiederholte Tuek. Obwohl er, ebenso wie Dorothy, die Wahrheit sprach, war ihnen beiden klar, dass Jesse nicht gefunden werden wollte.

Dorothy fügte hinzu: »Aufgrund der ständigen Bedrohung durch Würmer werden die Gewürzforderstellen täglich verlegt.«

Der Hochkaiser brachte sein Missfallen zum Ausdruck, indem er sein Gesicht eine Reihe unschöner Ausdrücke durchlaufen ließ. »Unfähigkeit, absolute Unfähigkeit! Sie wissen nicht einmal, wo ihr eigener Edelmann ist, und er hat niemandem das Kommando übertragen. Kein Wunder, dass der Gewürzexport zusammengebrochen ist.«

Bauers stieß ein böses Kichern aus. »Hmmm, das sind die Nachteile, wenn man eine Gemeine als Geschäftsführerin einsetzt.«

Da der Kaiser über den Witz lachte, waren auch Dorothy und Tuek gezwungen mitzulachen.

Als Bauers sie aus dem großen Salon geleitete, bemerkte Dorothy ein Mal an seinem Halsansatz, das großenteils durch seinen voluminösen schwarzen Kragen verdeckt war. Es sah aus wie eine graue Tätowierung, aber sie konnte nur das gerundete obere Ende erkennen.

Als er ihr Interesse bemerkte, trat Bauers eilig hinter sie und schob sie zur Tür.

Verbirgt er etwas?, fragte sie sich.

26

Manchmal ist es klüger, nicht jedem Rätsel auf den Grund zu gehen

Mahnung der Sandarbeiter

Zwei Männer standen vor der braunen Kasernenkuppel und sahen zu, wie sich der Nachmittagshimmel verdunkelte. Sehr bald wollte Jesse seinen rechnerischen Sieg erklären. Das einzige Ergebnis, das Kaiser Wuda beeindrucken würde, wäre eine überwältigende Menge Melange und das Geheimnis einer ungeheuer effektiven neuen Fördertechnik. Er müsste mit so viel Gewürz in den Händen zurückkehren, dass Valdemars Versprechungen und Bestechungsgelder im Vergleich dazu mager aussahen.

Jesse würde die alte ökonomische und politische Ordnung auf den Kopf stellen.

Obwohl Dr. Haynes offiziell für den Kaiser arbeitete, hatte er sich einverstanden erklärt, alles, was die Schocktonnen-Technologie betraf, vertraulich zu behandeln. Für den Fall, dass Kaiser Wuda versuchte, das Gewürz an sich zu reißen und dem Haus Linkam seine Gewinne und seinen Ruhm vorzuenthalten, hatte General Tuek bereits den Befehl erhalten, die entsprechenden Pläne und alle Arbeit, die damit in Verbindung stand, zu vernichten. Jetzt, wo die Idee im Umlauf war, konnte man das Gerät erneut entwickeln, doch es würde einen beträchtlichen Aufwand an Zeit und Arbeit erfordern, und das Imperium verlangte derzeit verzweifelt nach Gewürz. Also behielt Jesse auch so die Oberhand.

Trotz mehrerer Arbeitstage, die ihm schwerer als die schlimmsten Schlachten erschienen, die er je geschlagen hatte, trug Gurney Halleck ein unangemessen jungenhaftes Grinsen in seinem klobigen Gesicht umher. Der Bluterguss mitten auf seiner Stirn war inzwischen ein verblassender gelb-lila gefärbter Fleck. »Die Spione des Kaisers haben vielleicht von unseren Geheimvorräten erfahren, Junge, aber sie haben keine Ahnung, *wie viel* Gewürz wir angesammelt haben oder *wie* wir das angestellt haben. Die Zahlen und unsere Methode würden sogar Bauers höchstpersönlich verblüffen.« Das Grinsen des Spielmanns wurde breiter.

»Wie viel haben wir genau, Gurney?« Bei der letzten Schätzung, die ich gesehen habe, haben wir uns achtzig Prozent unseres Zielwerts genähert.«

»Inzwischen sollten wir gut über neunzig Prozent liegen. Jetzt, wo wir diesen Mistkerl Rew und ein paar andere, die die Moral vergiftet haben, los sind, arbeiten unsere Sandarbeiter wie die Wahnsinnigen. Um ein altes Sprichwort zu zitieren: ›Harte Arbeit und keine Muße sorgen für bessere Prämien!‹ Ich bin verdammt stolz auf die Männer.« Die Augen des Erntevorarbeiters verengten sich. »Sie alle verdienen eine große Belohnung.«

»Wenn wir gewonnen haben, werde ich so großzügig sein, dass es wehtut, Gurney. Der Kaiser will mich dazu zwingen, die Dünenwelt zu verlassen, sobald er herausgefunden hat, wo ich bin. Glaub mir, hinter verschlossenen Türen hat er längst eine Abmachung mit Valdemar Hoskanner getroffen. Die Uhr tickt, und es kann immer noch vieles schiefgehen.« Er blickte zum Horizont. Die neuen Wettersatelliten hatten einen Sturm geortet, der sich dort draußen zusammenbraute.

»Heute früh haben die Kundschafter hier in der Nähe eine reichhaltige Ader entdeckt«, berichtete Gurney. »Viel-

leicht die bislang größte. Sie ist irgendwann im Laufe der Nacht aufgetaucht. Wenn wir eine weitere Schocktonne einsetzen und alle sieben Erntemaschinen dort zusammenziehen, übertreffen wir vielleicht sogar unser Forderungsl. Innerhalb weniger Stunden.«

»Nur wenn das Wetter so bleibt. Wir halten Funkstille, aber der Hochkaiser dürfte inzwischen in Carthage eingetroffen sein. Wahrscheinlich verlangt er lautstark nach mir, aber wir haben unsere Position so oft gewechselt, dass nicht einmal Esmar in Erfahrung bringen kann, wo wir uns befinden.«

In der Tat. All diese Stürme, die statischen Entladungen und die fehlerhafte Hoskanner Ausrüstung. Sein Lächeln nahm einen verschlagenen Ausdruck an. »Unmöglich, uns ausfindig zu machen. Sehr schwer, brauchbare Kommunikationswege offen zu halten … insbesondere, wenn wir es nicht wollen.«

»Esmar glaubt noch immer, dass im Innern dieses Inspektionsschiffs eine einsatzbereite Armee versteckt ist. Wenn er Recht hat, hoffe ich, dass sie Carthage nicht mit militärischen Mitteln einnehmen.« Er knirschte mit den Zähnen. Keine Regeln! Dieser elende Wuda schafft es nicht einmal, sich an seine eigenen Bedingungen zu halten, sobald es danach aussieht, dass sich der Wettstreit nicht gemäß seinen Wünschen entwickelt.«

»Er ist vielleicht der Kaiser, Herr, aber er ist kein Edelmann. Er hat keine Ehre.«

Jesse schüttelte betrübt den Kopf. »Da hast du Recht.«

»Die Männer sind müde, und es ist spät, aber wir können immer noch eine letzte Schockladung abwerfen und bis in die Nacht mit der Gewürzförderung fortfahren. Bis der Sturm uns zwingt aufzuhören.« Gurneys raue Haut sah in dem seltsam gefärbten Licht rötlich aus. »Oder wir können einpacken und bis morgen warten.«

»Jeder Morgen hält zu viele Ungewissheiten bereit. Schick die Mannschaften raus und lass uns hoffen, dass sich das Wetter nicht gegen uns wendet. Diesmal werfe ich die Tonne selbst ab. Lass uns dieses Spiel gewinnen, Gurney.«

27

Echtes Vertrauen ist sogar noch kostbarer als die Gewürz Melange.

General Esmar Tuek,
Sicherheitsbesprechungen

Dorothy war wegen der Drohungen des Kaisers ruhelos und konnte nicht schlafen. Deshalb verbrachte sie einen Teil der Nacht allein im leeren, verdorrten Gewächshaus. Es war ein stiller und zurückgezogener Ort, wenn auch nicht mehr geheim. Jetzt, wo alle Pflanzen tot und vertrocknet waren, hatte niemand mehr einen Grund, dort hinzugehen.

Während sie allein in der Dunkelheit saß und den staubigen Verfall um sich herum roch, schloss sie die Augen und stellte sich den Raum vor, wie er gewesen war, als sie ihn zum ersten Mal gesehen hatte: so grün und feucht, eine Oase in der leblosen Wüste – eine empörende Zurschaustellung des Reichtums und der Macht der Hoskanners.

Aber hatten sie und Jesse das Richtige getan, als sie dieses kleine Stück Paradies getötet hatten? Die Pflanzen gehörten nicht hierher auf die Dünenwelt, aber ebenso wenig gehörte Dorothy hierher. Kein Mensch gehörte hierher. Die Pilze, Blumen und Obstbüsche waren eine Erinnerung an andere Orte, an angenehmere Umweltbedingungen. Handelte es sich dabei wirklich um eine unverantwortliche Wasserverschwendung, wie es ihre und Jesses Überzeugung gewesen war, oder hatten sie es als ein Zeichen der Hoffnung betrachten sollen? Der Gedanke an

das Grun an die Feuchtigkeit und an wimmelndes Leben erfullte sie mit solchem Wohlgefuhl, dass sie den Kopf auf den Tisch legte und einschlief

Ein plotzlicher Schatten legte sich uber Dorothys Traume Sie setzte sich erschrocken auf, obwohl sie nicht wusste, was sie so beunruhigte Sie sah sich um, konnte aber nichts Ungewohnliches entdecken, und doch stimmte irgendetwas nicht Als sie das versiegelte Gewachshaus verließ, fiel ihr sofort auf, dass es zu still im Anwesen war

Die Konkubine eilte die breite Haupttreppe in den zweiten Stock hinunter, wo zwei von Tueks Wachleuten lagen, die Arme und Beine von sich gestreckt wie vergiftete Insekten Sie erstarrte und lauschte auf Bewegungen, dann schlich sie sich in den Raum, um den Puls der beiden zu uberprufen Beide waren am Leben, aber bewusstlos Gas? Sie kam zu dem Schluss, dass es sich um irgendetwas handeln musste, das unglaublich schnell wirkte. Sie schnupperte und roch einen schwachen, ungewohnten Duft, der an Pinien und verbrannten Zucker erinnerte.

Als sie den Korridor entlanglief, fand sie weitere Bewusstlose Die Dienstboten der Nachtschicht waren an Ort und Stelle zu Boden gefallen Offenbar hatte sich jemand Zugang zum abgeschirmten Belufungssystem des Anwesens verschafft Ein starkes Schlafmittel konnte ein solches Werk schnell verrichten Das isolierte Gewachshaus, von Vademar Hoskanner geheimgehalten, hatte ein unabhängiges System.

Mit klopfendem Herzen eilte sie zu Barris Schatzimmer Die Tur zum Zimmer des Jungen stand offen, und beinahe stolperte sie uber Tueks bewegungslosen Korper, der auf dem Boden lag und mit einer Hand eine Betaubungspistole umfasste Offenbar hatte der Sicherheitschef

den Verdacht gehabt, dass etwas nicht stimmte, wenn auch zu spat, um etwas zu unternehmen.

»Barri!« Sie sturzte in sein Zimmer, sah, dass die Laken ihres Sohns zerwuhlt waren und erwartete, ihn ebenso bewusstlos wie den Rest vorzufinden. Aber er war nicht da.

Mein Sohn ist fort!

Dorothy sturmte zum Fenster und sah drei dunkle Gestalten, die durch den Felsengarten vor dem Anwesen rannten, wo die Hoskanner-Statuen entsorgt worden waren. Soweit sie erkennen konnte, handelte es sich um große Manner, und sie trugen ein Bunde., das etwa die Große eines kleinen Jungen hatte. Hektisch schaltete sie die Verriegelung ab, zerriss die Schutzhulle uins Fenster und warf es aut. Trockene Nachtluft schlug ihr entgegen. »Halt!«

Die Manner schauten zu ihr hinauf, rannten jedoch weiter. Sie waren bereits viel zu weit weg, als dass Dorothy sie noch hatte einholen konnen. Der gequalte Schrei einer Mutter stieg mit dem warmen Nachtwind auf. Eine klirrende Hakette des Entsetzens zog sich um ihre Kehle zusammen, und der hassliche Rhythmus ihres eigenen Herzschlags pochte in ihren Ohren.

Als die dunklen Gestalten weiterrannten, loste sich Dorothy aus ihrer Starre und eilte zuruck zu Tucks bewusstlosem Korper. Sie nahm ihm die Betaubungspistole aus den schlaffen Fingern. Sobald sie wieder am offenen Fenster war, druckte sie den Ausloseboltzen, obwohl sie keine Ahnung hatte, wie groß die Reichweite der Waffe war. Sie beschrieb einen weiten Bogen mit dem Betaubungsstrahl, doch er verlor sich in der Nacht. Die Entfuhrer verschwanden mit dem Jungen. Sie warf die nutzlose Waffe aufs Bett.

Zugleich rasend vor Wut und voller Entsetzen versuchte Dorothy, den außer Gefecht gesetzten Veteranen zu wecken. Sie schuttelte ihn, so fest sie konnte. »Wachen Sie

auf, verdammt nochmal! General Tuek, machen Sie Ihre Arbeit!« Er rührte sich nicht. Sie schlug ihm ins Gesicht, aber er war zu tief in Bewusstlosigkeit versunken. Glühende Wut durchströmte sie. Dieser Mann hatte ihren Sohn beschützen sollen!

»Verdammt, verdammt, verdammt!« Sie schlug ihn fester ins Gesicht, und der dreieckige Stein von Jesses Verlobungsring schnitt ihm in die raue Wangenhaut. Blut lief ihm über das wettergegerbte Gesicht, doch es war ihr egal.

Jemand, der sich genau im Anwesen auskannte, musste Barri entführt haben. Es war alles zu perfekt koordiniert, zu präzise durchgeführt. In Gedanken hörte Dorothy die Laute der Angst, wie Fingernägel die über Haut kratzten, gefolgt von plötzlich anschwellenden Geräuschen in den dunklen Schatten um sie herum, die die Stille im Anwesen zerrissen.

Sie wirbelte herum und sah Dr. Cullington Yueh, der gemächlich auf sie zukam. Er war dem Gas ebenfalls entronnen! Der Arzt trug eine Gasmaske vor dem gutigen Gesicht und hielt das vergoldete Zierskalpell in der Hand. Die rasiermesserscharfe Klinge glänzte im schwachen Licht.

Dorothys Augen weiteten sich, als sie begriff. Sie musste kein Wort sagen. Stattdessen schaute sie sich nach etwas um, womit sie sich verteidigen konnte. Sie sah eine kleine Statue, die außer Reichweite war.

»Ich weiß nicht, wie Sie dem Gas entgangen sind, Dorothy.« Er nahm die Maske ab und ließ sie um seinen Hals baumeln. »Ach, meine Arbeit wäre leichter gewesen, wenn Sie eingeschlafen wären wie die anderen auch. Dann hätte ich ... ich hätte ...«

Ihre Haut brannte vor Hitze, und sie musste ihre Wut niederringen, um sich nicht mit erhobenen Fäusten auf

ihn zu stürzen. »*Warum*, Callington? Was versprichst du dir davon?« Ihre Worte schmeckten wie Säure in ihrem Mund. »Ist Barri tot? Was haben sie mit ihm vor? Sagen Sie es mir. *Sofort!*«

Der alte Chirurg senkte beschämt den Kopf und hielt ihr sein kostbares Zierskalpell mit dem Griff nach vorn hin. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß. »Töten Sie mich, ich flehe Sie an, denn ich muss den Preis für meinen Verrat zahlen.«

Sie riss ihm die Waffe aus der Hand, zögerte jedoch, sie einzusetzen. »Was für eine Art von Trick ist das?«

»Ich hatte keine andere Wahl, als sie hereinzulassen, und jetzt kann ich nicht weiterleben. Töten Sie mich. Das wird allem ein Ende machen. Ach, ich bin mir sicher, dass meine Wanna ohnehin tot ist.«

»Was ist mit Barri? Wie bekomme ich ihn zurück? *Warum tun Sie uns das an?*«

Er verströmte seine Schande aus allen Poren. Offenbar konnte er kaum noch aufrecht stehen. »Die Hoskanners. Sie halten meine Frau Wanna auf Gedipriine gefangen. Sie foltern sie, halten sie aber am Leben. Jedes Mal, wenn ich mich weigere, Valdemars Befehle auszuführen, schicken sie mir neue Bilder ihrer Qual.«

»Sie sagten, sie wäre tot!«

»Wenn sie es nur wäre.« Yueh schüttelte den Kopf. »Sie haben mich gezwungen, ihr Spion und Saboteur zu sein. Aber mein Leben – selbst ihres – ist all das hier nicht wert.« Er deutete mit einer Handbewegung zu den betäubten Gestalten um sie herum und sank dann auf die Knie. Sein Gesicht war eine Maske des Elends. Plötzlich griff er nach dem Skalpell und stach auf seinen Unterarm ein, doch er konnte sich nicht mehr als einen langen, oberflächlichen Schnitt beibringen, bevor Dorothy seine Waffenhand packte.

»Cullington! Hören Sie mit diesem Unsinn auf!« Sie rang mit ihm um das Skalpell und entwand es ihm schließlich aus der verschwitzten Hand, während sie beide zu Boden gingen.

Als er geschlagen neben ihr lag, schaute der alte Mann auf das blutige Operationsmesser in ihrer Hand und dann auf Dorothys Gesicht. »Benutzen Sie das Messer, bitte! Wenn ich sterbe, bin ich nicht mehr Ihre Marionette. Wanna würde mich selbst töten, wenn sie wüsste, wozu man mich getrieben hat.«

Dorothy schäumte vor Wut. Tuck hatte sie verdächtigt, doch die ganze Zeit über war Yueh der eigentliche Verräter gewesen, die geheime Informationsquelle für die Feinde des Hauses Linkam. Ihr wurde klar, dass der Chirurg bei der Versorgung von Gurney Hallecks Verletzungen das Geheimnis der neuen Gewürzerntetechnik erfahren hatte.

Eine Information, die er zweifellos an Jessos Todfeinde weitergegeben hatte.

»Sie werden nicht von meiner Hand sterben, Cullington. Nicht heute. Ich muss meinen Sohn retten, und Sie werden mir dabei helfen.« Sie warf das Skalpell durch den Gang, und es schlitterte über den Boden davon. Der alte Arzt gab stotternd Ausreden von sich, doch sie packte ihn am Kragen und zog sein schwitzendes Gesicht dicht an ihres heran. Blut tropfelte aus dem Schnitt in seinem Arm auf den Boden, wo dürstige Steine das rote Nass aufsaugten. »Sie werden alles tun, was ich Ihnen sage. *Alles*, selbst wenn es Ihr Tod ist.«

Gebrochen schluchzte Yueh. Tränen strömten ihm über das in sich zusammengefallene Gesicht. »Ich verschreibe mich Ihnen von ganzem Herzen. Von heute an beginnt mein Leben neu.«

28

Es gibt viele Arten von Stürmen
Gib acht, keinen davon zu unterschätzen

Edelmann Jesse Linkam

Die sieben Gewürzerntefabriken wurden gleichzeitig abgesetzt, und jeder arbeitsfähige Mann stand bereit, die Maschinen zu bedienen. Nach Monaten im Exil witterten alle den intensiven Geruch des Erfolgs, und er roch nach Melange.

Jessi öffnete einen Kommunikationskanal und sprach zu seinen Männern. Alle waren voll angespannter Erwartung, und er kanalisierte ihre Hoffnungen und stärkte ihren kollektiven Willen. »Wenn ihr heute nur halb so viel Melange einfahrt, wie ich hoffe, könnt ihr nach Carthage zurückkehren. Zu eurem Zuhause, zu euren Familien und zu eurer wohlverdienten Ruhepause.« Er lächelte, als er Jubelrufe aus den Lautsprechern hörte. »Und endlich werden viele von euch Freien die Dünenwelt verlassen können. Auf jeden, der will, wartet ein Ticket zu einem anderen Planeten – oder eine gut bezahlte Arbeit für diejenigen, die sich entscheiden, bei mir zu bleiben.«

Er beobachtete, wie die Mannschaften in einen wahren Freudentaumel verfielen, während Carryalls an Erntemaschinen andockten und sie emporhoben. Er hatte seine Arbeiter noch nie so begierig darauf gesehen, in den Sand hinauszufliegen. »Aber zuerst füllen wir diese Erntemaschinen. Das hier ist die Dünenwelt, und das Gewürz wartet nur darauf, dass wir es uns holen!«

Mit militärischer Präzision setzten die Carryalls die ersten Förderfahrzeuge auf dem rostfarbenen Sand ab. Wenige Augenblicke später ratterten die Erntemaschinen auf ihre Positionen und gruben sich in den festgebackenen Wüstensand. Staubwolken stiegen zum sich verdunkelnden Himmel auf. Darüber zogen kleine Flieger ihre Kreise und behielten eine sich nähernde Wetterfront im Auge. Satelliten verfolgten den Kurs des Sturms, konnten jedoch nicht vorhersagen, ob er vom bisherigen Weg abweichen würde.

Die erfahrenen Mannschaften ließen sich nicht vom Wetter aufhalten. Inzwischen kannten die Männer ihre Arbeitsabläufe so gut, dass sie sie bequem auf einem Hochseil über einem Abgrund hätten verrichten können. Jeder Tag brachte Entbehrungen und Gefahren mit sich, während zugleich ein kleines Vermögen an Melange auf ihre persönlichen Konten floss. Die meisten Freien hatten bereits genug verdient, um sich den Flug zu einem anderen Planeten leisten zu können, und die Strafarbeiter hinterlegten das Geld für ihre Passage bei Treuhandfonds, um die Dünenwelt dann, wenn ihre Strafe abgearbeitet war, auch tatsächlich verlassen zu können.

Als alle Maschinen inmitten der rötlichen Ader gelandet waren, begannen die Sandarbeiter damit, einen Container nach dem anderen mit duftendem Gewürz zu beladen, das verarbeitet, komprimiert und anschließend in eins der weit verstreuten Vorratslager geflogen wurde.

Als schließlich der unvermeidliche Sandwurm auftauchte, raste er von der Sturmfront im Norden heran und wühlte sich direkt auf sie zu. Wie ein Pelzwal in den Meeren Catalans schoss die Kreatur über die Dünen, ein segmentierter, schlangenförmiger Leib, der von knisternder statischer Elektrizität umspielt wurde.

In der Zeit, die Jesse auf diesem Planeten verbracht hatte, war er zu einem fähigen Ornjet-Piloten geworden, der bestens über die Unwägbarkeiten des Wüstenwetters, über Kaltluftlöcher, thermische Aufwinde, heiße Querwinde und den korrodierenden Sand Bescheid wusste. Jetzt – als er die Meldung des Spähers erhielt, der den Wurm als Erster gesehen hatte, wendete er den Ornjet und passte den Kurs an – um das Tier abzufangen.

»Auf Kurs«, meldete er Dr. Haynes über seine persönliche Funkfrequenz. »Ich werde die Tonne unseren Sicherheitsparametern gemäß abwerfen.« Jesses Stimme klang überraschend ruhig in seinen eigenen Ohren, trotz der Angst, die er empfand. Seine besten Männer und Maschinen waren draußen im Gewürzsand und spielten mit der Gefahr einer Katastrophe.

In den Monaten, seit sie begonnen hatten, Haynes' Bomben einzusetzen, hatte nur eine der zahlreichen Schocktonnen nicht gezündet, und selbst in jener Situation hatten die gut ausgebildeten Mannschaften die Katastrophe noch einmal abgewendet, indem sie die Förderstelle mitsamt ihrer Ausrüstung rechtzeitig geräumt hatten. Dies sollte nun die letzte Schockladung sein, bevor das Haus Linkam überraschend seinen Sieg im großen Wettstreit verkündete. Wenn Jesse die Hoskanners bezwang, konnte er wieder daran denken, ein normales Leben zu führen. Wenn er heute Erfolg hatte, würde das ein starkes Fundament für das Haus Linkam und für seinen Sohn garantieren.

Ganz nach Plan landete Jesse seinen Ornjet auf einer weiten Dünenfläche und löste den Schockkanister, damit er in den weichen Sand fiel. Er ließ den Motor laufen und die Flügel vibrieren, während er heraussprang, um das Gerät einzustellen.

Genau über ihm hatte sich der Himmel zu einer düsteren, graubraunen Suppe verfärbt. Es handelte sich um die

Front eines herannahenden Coriolissturms. Um seine Stiefel tanzten bereits knisternde statische Funken wie winzige Insekten, und kleine Steine kullerten über den Dünenkamm, in Bewegung versetzt von den Entladungen, die den Corioliswinden vorauseilten.

Jesses Hände kribbelten, als er den statischen Schildgenerator neben der Tonne aufstellte. *Der Köder.* Als er das surrende Kraftfeld aktivierte, schossen besorgniserregende blauweiße Funken durch die Luft. Er beeilte sich. Seine Sinne waren in geradezu beängstigendem Maße geschärft, und er hörte den Wurm auf sich zukommen wie eine Maglev-Bahn, angelockt vom verführerischen Lied des Generators.

Die Flügel seines Ornijets versprühten deutlich sichtbare Funken, die durch die Luft schwirrten. Unglaublich. Nachdem er einen weiteren kurzen Blick auf die Tonne geworfen hatte, stieg Jesse eilig zurück in den Ornijet und hob mit einem kräftigen Düsenstoß ab.

Er war bereits in sicherer Entfernung, als das Stradelmaul des Sandwurms die Schocktonne verschluckte. Eine betäubende Entladung schoss durch den Schlund des Wurms, und das Geschöpf bäumte sich hoch auf, es wand sich und warf sich umher. Ein beeindruckender Blitz schoss ihm aus dem Maul, und ein Geflecht winziger Entladungen kräuselte sich über seine Außenringe. Bälle weißen Lichts sammelten sich zu Plasmawellen, die anschließend aufflogen und wie Seifenblasen platzten. Elmsfeuer.

Funken flogen in alle Richtungen. Bälle phosphoreszierenden Lichts explodierten wie Feuerwerkskörper. Das augenlose Ungeheuer warf sich vorwärts, machte einen Satz in die Höhe und sandte mit dem anschließenden Sturz auf die unebenen Dünen Schockwellen in alle Richtungen.

»Na, Junge, *das* war eindrucksvoll!«, klang Gurneys Stimme überschwänglich aus dem Lautsprecher.

»So etwas habe ich noch nie gesehen«, antwortete Jesse über Funk. Er fühlte sich ein wenig zittrig, als er eine Runde über dem gefallenen Wurm drehte, um sich zu vergewissern, dass er keine Bedrohung mehr darstellte. »Wir dürften mindestens sechs Stunden Zeit haben. Schick deine Mannschaften wieder an die Arbeit.«

Inzwischen wussten die Sandarbeiter relativ genau, wie lange ein Wurm durch eine Schocktonne außer Gefecht gesetzt wurde. Selbst wenn sie bewusstlos waren, regten sich die Tiere häufig und zuckten, was nervöse Beobachter zu Überreaktionen veranlassen konnte. Gurneys Fördermannschaften, die sich daran gewöhnt hatten, wollten deshalb möglichst keinen falschen Alarm auslösen. Jede Minute, die sie durch eine frühere Evakuierung verloren, verringerte die Gewinne.

Der dichte, bräunliche Kern des Coriolissturms war immer noch ein gutes Stück entfernt, aber der Wind auf dem Gewürzfeld nahm zu und würde sie wahrscheinlich zwingen, die Förderung einzustellen, noch bevor der Sandwurm sich genug erholt hatte, um zu einer Bedrohung zu werden.

Nachdem die Kreatur ihnen nichts mehr tun konnte, wandten sich die Sandarbeiter mit doppelter Energie wieder ihren Aufgaben zu und schaufelten eine Ladung Gewürz nach der anderen. Aufregung und Tatkraft durchströmten die Männer. Sie wussten, dass es sich vielleicht um ihre letzte Ernte vor einer langen, wohlverdienten Ruhepause handelte.

Voller Freude, die durch seinen Adrenalinschub noch gesteigert wurde, landete Jesse bei den Gewürzerntemaschinen. Er trat in den zunehmenden Wind hinaus, um mitzuhelfen. Genau wie auf Catalan hatte er auch hier

keine Bedenken, sich die Hände schmutzig zu machen. Wenn sie die Hoskanners mit dieser letzten Forderaktion überholten, wollte er unbedingt dabei sein.

Die Hauptmasse der wütenden Sturmfront näherte sich langsam. Gurney behielt das gefährliche Wettersystem im Auge, und die Männer arbeiteten mit rasender Hingabe. Ihr Haar und ihre Kleidung flatterten im warmen Wind. Die neuen Wettersatelliten schickten ihnen alle fünfzehn Minuten Lageberichte. Unglücklicherweise konzentrierte sich die Aufmerksamkeit der Sandarbeiter mehr auf den Coriolissturm als auf den bewegungslosen Sandwurm.

Während Hitzeentladungen den Himmel mit weißglühenden Stacheln spickten, erholte sich das Ungeheuer erstaunlich schnell. Ein Kräuseln durchlief seinen Schlangenleib, und dann bäumte es sich auf und setzte sich in Richtung Vorderstelle in Bewegung, angezogen vom pulsierenden Lärm sieben dröhnender Erntemaschinen.

Alarmrufe ertönten. Die überraschten Wurmspäher veranlassten den sofortigen Rückzug. Gurney befahl den Carryalls barsch, runterzugehen und die riesigen Erntemaschinen mitsamt Ladung hochzuheben. Pfeilschnelle Ornithopter landeten im Sand, um Arbeiter aufzunehmen, die zu weit weg von ihren Fahrzeugen waren.

Arbeiter rannten in alle Richtungen, während der Sand Statikfunken versprühte. Jesse setzte sich sofort in Bewegung. Hatten die unerwarteten Sturmentladungen die Schocktonne irgendwie geschwächt? Vielleicht hatte das spektakuläre Leuchtfeuer die Entladungen abgeleitet, die normalerweise die einzelnen Ringsegmente des Wurms betäuben sollten. Doch das war eine Frage, die Dr. Haynes zu einem anderen Zeitpunkt untersuchen konnte. Hier und jetzt mussten Jesse und seine Männer ums Überleben kämpfen.

»Lauft!«, rief er in das Mikrofon an seinem Kragen. »Steigt in alles, was fliegt. Lasst die Ausrüstung zurück, *verschwindet einfach nur von hier!*« Im Versuch, weiter nach oben zu kommen, wo die Evakuierungsmannschaften ihn sehen konnten, stieß er einen leicht ansteigenden Hang empor. Sand umklammerte seine Knöchel.

Die rasende Wurm brach durch die Dünen und prallte gegen die erste Erntemaschine, noch bevor der Großteil der Besatzung entkommen konnte. Der Carryall, der erst teilweise an das riesige Fahrzeug angedockt hatte, schaffte es nicht, die mobile Fabrik dem Sand zu entreißen. Als der Wurm die Erntemaschine verschlang, konnte sich der fliegende Carryall nicht rechtzeitig befreien. Über das Funksystem hörte man die Schreie der Besatzungsmitglieder, als sie zusammen mit den todgeweihten Sandarbeitern in die Tiefe gezogen wurden.

Die Trümmer der Erntemaschine und des Carryalls waren überall im Sand verstreut, doch die rasende Kreatur war noch nicht fertig. Sie wandte sich den anderen Maschinen zu.

Zwei weitere Carryalls ergriffen zwei Erntemaschinen, schafften es, sie emporzuheben, und flogen mit brüllenden Motoren davon. Durch den Lärm hörte Jesse das Pfeifen des herannahenden Sturms. Als er zurückblickte, sah er, wie der Wurm unvermittelt die Richtung wechselte und sich auf die vier verbleibenden Erntemaschinen stürzte.

Nur noch zwei Carryalls waren übrig. Einer senkte sich herab, die Andockklammern rasteten ein und packten die schwere Erntemaschine. Aus dem Dünenfeld kamen noch immer gestrandete Sandarbeiter angerannt und kletterten hektisch an Bord, doch der Pilot wartete nicht. Der Carryall stieg auf, zog die Erntemaschine mit sich und ließ ein Dutzend Männer am Boden zurück. Die todgeweihten Ar-

beiter wandten sich mit vor Entsetzen aufgerissenen Mündern um, als der tobende Wurm auf sie zukam. Er verschlang das gesamte Feld mit einem einzigen Bissen.

Jesse rannte weiter. Er erreichte einen Dünenkamm und rutschte auf der anderen Seite hinunter, um größeren Abstand zum Wurm zu gewinnen. Er roch Schwefel in der Luft und hörte Rufe durch den Wind und das Getose des Wurms.

Er brüllte erneut in sein Kragenmikrofon: »Holt die Manner! Jedes Schiff, das einen zweiten Rettungsversuch unternehmen kann, soll zurückkehren!« Er wusste nicht, ob ihn durch das Gewirr von Befehlen und Schreien überhaupt jemand hörte.

Und dann, während Jesse noch durch den Sand eilte, hatte er plötzlich keinen Boden mehr unter den Füßen. Er schnappte nach Luft, ruderte mit den Armen und spürte, wie ein Staubwirbel ihn hinabzog.

Ein Sandstrudel!

Der Wirbel hatte seine Beine erwischt und riss ihn tiefer in den Sand hinein, bis zur Hüfte, zur Brust, zu den Schultern. Er schrie ein letztes Mal und schloss dann die Augen, als der unglaublich trockene Mahlstrom ihn verschluckte. Er konnte nicht dagegen ankämpfen, konnte nicht entkommen. Es passierte alles viel zu schnell. Er fühlte sich, als wäre er von einer Felskante in die Finsternis gestürzt.

Niemand an der Oberfläche hatte ihn auch nur verschwinden sehen.

29

Ich habe nicht über seinen Stand nachgedacht, als ich ihm gegenübergetreten bin. Ich dachte nur an meine eigenen Pflichten gegenüber dem Haus und der Familie.

Dorothy Mapes,
Das Leben einer Konkubine

Als die Wirkung des Gases nachließ und Esmar Tuek qualend langsam wieder zu Bewusstsein kam, stellte er fest, dass der Alptraum gerade erst begonnen hatte.

Er lag vor dem Schlafzimmer des jungen Herrn Barri auf dem Boden. Seine Erinnerungen verloren sich in einer Kakophonie von Fragen. Er wusste noch, dass er die Sicherheitszentrale des Anwesens verlassen hatte, weil er Schatten und leise flüsternde Bewegungen um sich herum erahnt hatte – etwas war so falsch gewesen, dass sich ihm die grauen Nackenhaare aufgestellt hatten. Im Vertrauen auf sein instinktives Gespür für Gefahr war er losgegangen, um nach dem Sohn des Edelmanns zu sehen.

Während er jetzt dalag und seine Kräfte zurückkehrten, erinnerte Tuek sich daran, wie ihm die Beine schwer geworden waren, wie sich jeder Atemzug wie das Schnaufen eines verstopften Blasebalgs angefühlt hatte, wie seine Sicht und sein Gleichgewichtssinn außer Kontrolle geraten waren. Um ihn herum waren Rufe laut geworden, seltsam gedämpft durch die unsichtbare Watte, die seinen Schädel füllte. Die Wände und der Boden verschwammen und kippten, und er sah Wachen, die wie im Koma am Boden lagen. Jeder Schritt fühlte sich an, als müsste er

einen Felsbrocken einen steilen Hügel hinaufrollen. Als er taumelnd Barris Schlafzimmer erreichte, nahm Tuek eine verschwommenen Bewegung wahr.

Und dann war er auf den kühlen Fliesen erwacht, die Wange auf den Stein gepresst.

Mit starken Armen drückte der alte Veteran sich hoch und setzte sich auf, um Atem zu holen und gegen Übelkeit und pochende Kopfschmerzen anzukämpfen. Sein Gesicht schmerzte, und als er seine zerkratzte Wange berührte, stieß er auf eine harte Kruste und einen Klumpen verdickten Blutes aus einer kleinen Schnittwunde unter dem linken Auge. Jemand hatte ihn geschlagen.

Wut entzündete sich in seinem Blut wie das Feuer an einer Lunte. Er kämpfte sich auf die Füße und fand sein Gleichgewicht so weit wieder, dass er sich an die gemauerte Wand lehnen konnte. Tuek versuchte nach Hilfe zu rufen, aber seine Stimme verebbte wie das trockene Kratzen von Flugsand an einer Fensterscheibe. Draußen hatte sich das Licht verändert, und er brauchte einen Moment, um die Zeit zu bestimmen – waren das die ersten Ausläufer des Morgengrauens? Wie viele Stunden war er bewusstlos gewesen?

Er taumelte ins Schlafzimmer des Jungen und sah ein Plastfenster mit aufgerissener Versiegelung, das unerhörterweise zur trockenen Luft offen stand. Die selbstkühlenden Bettlaken waren zerknittert, aber leer. Meister Barri war fort.

Tuek ging zu einem Spiegel über dem Nachttisch des Jungen und betrachtete die kleine Wunde in seinem Gesicht. Es handelte sich um einen deutlich erkennbaren Schnitt. Er dachte darüber nach, einen Abdruck zu nehmen und mit Hilfe seiner Ermittlungswerkzeuge herauszufinden, was für eine Waffe ihn getroffen hatte. Doch dann erkannte er die ungewöhnliche Form der Wunde.

Dorothy Mapes trug einen dreieckigen Doppelstein an ihrem Ring.

Er holte erneut Luft und rief, brachte jedoch nicht mehr als ein heiseres Flustern heraus. »Wachen! Ich brauche Hilfe!«

Als er das Schlafzimmer verließ, hörte er aus dem Anwesen Laute des Erwachens. Stöhnen, Flüche und die klagenden, verängstigten Rufe der Bediensteten und der catalanischen Bewaffneten, die versuchten, sich von ihrer Benommenheit zu befreien, trieben durch die Korridore.

»Wachen!«, rief er erneut und stellte erleichtert fest, dass seine Stimme diesmal laut genug war. Nun wieder fast der Alte, ging er den Korridor entlang, während er in Gedanken die nächsten Schritte durchging, die es einzuleiten galt. Er würde alle Ressourcen des Hauses Linkam zum Einsatz bringen. Der Sohn des Edelmanns war verschwunden, und Dorothy Mapes hatte etwas damit zu schaffen!

Er hielt inne. Als er zu Boden schaute, sah er dort ein vergoldetes Zierskalpell liegen. An der Klinge klebte Blut. Er bückte sich, berührte es jedoch nicht. Sofort erkannte er, dass es dem alten Hausarzt Cullington Yueh gehörte. Was machte seine Klinge hier? Wessen Blut war das? Tuek markierte die Watte als sicher zu verwahrendes und zu untersuchendes Beweisstück. Seine Leute würden durch das Skalpell eine Menge in Erfahrung bringen.

Nachdem die catalanischen Wachen einige Zeit später das Anwesen vollständig abgesucht hatten und die Schäden einschätzen konnten, war eins offensichtlich. Jemand, der bestens mit dem Grundriss des Gebäudes vertraut war, hatte durch das Belüftungssystem ein starkes Betäubungsgas in Umlauf gebracht.

Außer Barri fehlten auch Dorothy Mapes und Dr. Yueh. Waren sie Verbündete? Die Betäubungspistole, die man

im Schlafzimmer des Jungen gefunden hatte, war so oft abgefeuert worden, dass sie fast völlig entladen war. Eine schnelle Überprüfung bestätigte, dass Dorothys Fingerabdrücke auf dem scharfen Skalpell waren, und dass das Blut von Dr. Yueh stammte. Tuek berührte die auffällige Wunde an seiner Wange, die offensichtlich von dem Doppelsteinring stammte, den Jessos Konkubine stets am Finger trug.

»Wenn Sie sorgfältiger suchen, dürften Sie die Leiche von Dr. Yueh finden«, erklärte er seinen Männern grimmig. Er ließ sich auf den harten Stuhl an seiner Sicherheitskonsole sinken, doch er wusste, dass es Tage dauern würde, bis er es sich das nächste Mal gestatten konnte, eine Nacht durchzuschlafen. »Man hat uns verraten.«

Dr. Yueh führte eine gefesselte Dorothy Mapes an den Sicherheitsleuten vorbei ins edel eingerichtete Empfangszimmer. Ihr scharfer Blick bemerkte sofort kleine Unterschiede zwischen diesem reichverzierten Thron und dem, den sie an Bord des großeren Schiffs gesehen hatte. Offenbar hatte Hochkaiser Wuda viele solcher Throne. Vielleicht war hier ein anderer Künstler am Werk gewesen.

Der Form halber zerrte sie an den Fesseln, mit denen Yueh ihr gemäß ihren Anweisungen die Arme gebunden hatte. Die Knoten waren geschickt geknüpft, doch sie konnte sich leicht daraus befreien, wenn sie wollte. Dies war in ihren Augen die einzige Möglichkeit gewesen, schnell genug an Bord des kaiserlichen Schiffes zu kommen, um zu Baron zu gelangen.

»Man hat Ihnen nicht befohlen, die Konkubine hierher zu bringen!« Der fette Hochkaiser kam hinter dem Thron hervor, als hätte er sich dort versteckt. Er trug eine einfache schwarze Robe mit hohem Goldkragen, der seine

Haut sogar noch teigiger als sonst erscheinen ließ. Zwei Wachleute traten hinter Saulen hervor, einer zu jeder Seite der Besucher. »Ich will nur den Sohn von Edelmann Lin kam als Geisel.«

Dr. Yueh schien am Rande des Zusammenbruchs zu stehen. Er stammelte: »Unterschatzen Sie ihren Wert nicht, Herr. Sie bedeutet dem Edelmann ausgesprochen viel. Sie ist die Mutter seines einzigen Sohns. Ich weiß, dass Edel mann Linkam eine starke emotionale Verbindung zu ihr hat.«

»Sie meinen, er liebt diese Frau? Eine Gemeine? Kein Wunder, dass er schwach ist.« Er kicherte, und die Wach leute taten es ihm nach. »Nun denn, Sie haben mir den Junge versprochen, und ich habe ihn erhalten. Und etzt werde ich gemäß unserer Übereinkunft meinen Einfluss geltend machen und sehen, was ich fur Ihre arme Frau in den Fangen der Hoskanners tun kann.«

Die milchweißen Wangen des alten Chirurgen roteten sich vor Dankbarkeit. »Danke, Herr.«

»Allerdings habe ich keine Verwendung für eine ein-fache Konkubine – insbesondere, wenn sie gar nicht von edler Geburt ist. Sie ist mir kein Gewinn.« Der Kaiser be-trachtete Dorothy mit geschurzten Lippen, wie ein In sektensammler, der ein bestimmtes Exemplar aussortiert. »Sie ist nicht einmal besonders hubsch.«

Yueh schluckte schwer und sprach die Worte, die zu wiederholen man ihm aufgetragen hatte. »Ach, unterschat zen Sie ihren Wert nicht, Herr. Sie konnte sich als nutzli che zusatzliche Verhandlungsmasse erweisen. Der Edel mann hat sie sehr gern. Das ist eine seiner Schwachen.«

Sie hob das Kinn, ohne den verraterischen Arzt zu be achten. »Zu politischen Zwecken Geiseln zu nehmen, wird durch ihr eigenes kaiserliches Gesetz ausdrucklich unter sagt, Herr.«

Der Kaiser musterte sie mit gerunzelter Stirn. »Wie Sie gerade sagten, es ist mein Gesetz. Ich kann neue Gesetze erlassen, wenn mir die alten nicht länger dienlich sind. Es wird nicht schwer sein, die Geschichte zu verbreiten, dass die Hoskanners Ihren Sohn entführt haben. Wer würde daran zweifeln?«

Dorothy antwortete nicht. Sie wollte daran glauben, dass General Tlek in der Lage war, die Wahrheit herauszufinden, aber er hatte kaum Spuren – und sehr viele Vorurteile gegen sie.

Sie wartete, während Kaiser Wuda auf das Podest trat und seine Körpermasse auf dem Thron niederließ. Er brauchte eine ganze Weile, bis er eine bequeme Position auf dem dicken, goldschwarzen Kissen gefunden hatte.

»Ich will meinen Sohn sehen«, verlangte sie in einem fordernden Ton, der den Kaiser zusammenzucken ließ.

Er blickte sie finster an. »Und? Ich möchte auch vieles, und *meine* Wünsche haben Vorrang vor Ihren. Wir haben von den großen Gewürzvorräten erfahren, die Edelmann Linkam vor mir verborgen hält. Tatsächlich bin ich überrascht – mit seinem Gejammer und seinen Ausreden hatte er uns bereits von seiner Inkompetenz überzeugt. Und jetzt das! Wenn die mir zugetragenen Schätzungen zutreffen, können wir genug Melange verschiffen, um die Gewürzunruhen auf Renaissance, Ival, Alle und den übrigen Planeten zu beenden.« Seine dicken Lippen verzogen sich zu einem freudlosen Lächeln. »Sobald wir herausfinden, wo er es versteckt hat.«

Dorothy runzelte die Stirn. Gewürzunruhen? Ging dort draußen im Imperium etwas vor, das man den Bewohnern der Dunenwelt vorenthielt? »Und Sie beabsichtigen, meinen Sohn als Geisel zu halten, bis Jesse kooperiert?«

»Und Sie, wie es aussieht. Ziemlich einfach, meinen Sie nicht auch?«

Obwohl sie bezweifelte, dass ihr Appell helfen würde, sagte Dorothy: »Hochkaiser, Sie und Ihre Getreuen nennen sich Edelmänner. Was ist edel daran, einen neunjährigen Jungen zu entehren?«

»Eine Konkubine von niederer Geburt kann die Spielregeln der zivilisierten Gesellschaft nicht verstehen«, antwortete er mit einem herablassenden, spöttischen Lächeln.

Überall um sie herum setzte sich das Puzzle zusammen, wenn auch nicht so, wie sie es erwartet hatte. Warum verlangten so viele nach dem Gewürz? Sie beschloss, in eine andere Richtung weiterzufragen: »Warum geben Sie jahrhundertealte Traditionen auf, brechen bestehende Gesetze und tun alles, was in Ihrer Macht steht, um das Haus Linkam zu Fall zu bringen, wenn wir kurz davor stehen, einen Wettstreit zu gewinnen, den Sie selbst vorgeschlagen haben?«

»Für die Melange natürlich. Das Gewürz ist alles.«

Für sie ergab es noch immer keinen Sinn. »Warum sind Sie so verzweifelt? Einem Kaiser steht jede Droge, die er wünscht, zur Verfügung.«

Der aufgedunsene Fahrer umfasste die Armlehnen seines Throns und beugte sich vor. »Es gibt nichts, was Hochkaiser Into Wada *verzweifelt* will.«

Dorothy verstummte, als ihr klar wurde, dass sie eine Schwäche aufgedeckt hatte, die der Hochkaiser ihr niemals hatte zeigen wollen. Er war besessen von dem Gewürz. Welche Art von Macht hatte es über ihn? Sie bemühte sich um einen schnellen Rückzug. »Herr, bitte vergeben Sie meine Wortwahl. Ich bin verwirrt wegen der Gefahr für Barri Linkam, *meinen Sohn*, der selbst ein junger *Edelmann* ist. Er verdient jeden Schutz, den Sie ihm in Ihrer Güte gewähren.«

Der Kaiser machte eine verärgerte, wegwerfende Handbewegung. Unbehaglich rutschte er auf seinem Kissen hin

und her. »Natürlich wird er beschützt. Tot nützt er mir nichts.«

Sie sagte nichts, doch sie wusste, dass Jesse ein sturer Mann war, der nicht zu Kompromissen neigte, selbst wenn die Chancen gegen ihn standen. Er würde sich unter keinen Umständen erpressen lassen. Sie fürchtete sich vor dem, was er tun würde, wenn er von der Entführung erfuhr.

»Werfen Sie die Mutter in eine Zelle, zusammen mit dem Rotzbengel«, sagte eine tiefe, feste Stimme, die Dorothy auf unangenehme Weise vertraut war. »Wenn ihn das beruhigt, hat es sich bereits gelohnt, sie vorläufig am Leben zu lassen.«

Als zu ihrer Linken ein Geräusch ertönte, schaute Dorothy an Dr. Yueh vorbei in diese Richtung.

Durch eine Tür kam Valdemar Hoskanner herein und lächelte ihr selbstgefällig zu. Ohne ein Wort zu sagen, ließ er sich auf einem Stuhl neben dem Thron nieder, als würde er ihm gehören.

30

Es gibt immer einen Weg, einer Falle zu entkommen, wenn man nur Augen hat, ihn zu sehen

General Esmar Tuek,
Sicherheitsbesprechungen

Jesse stürzte, rutschte und taumelte in eine leere, erstickende Hölle. Der Strudel saugte ihn nach unten, scheinbar bis ins Herz der Dünenwelt. Seine Ellbogen und Schultern prallten gegen seltsam glatten Fels, als würde er einen steinernen Hals hinabgleiten.

Staub verstopfte ihm Mund, Nase und Augen. Er versuchte zu husten, doch er konnte kaum atmen. Während er hilflos um sich schlug, untaug, seinen schnellen, holprigen Abstieg aufzuhalten, wurde er von dem endlosen Wasserfall aus Sand immer tiefer hinabgezerrt. Er hatte gesehen, wie William English verschluckt wurde und gestorben war. Noch nie hatte es jemand geschafft, einem Sandstrudel zu entkommen.

Trotzdem kämpfte Jesse um sein Leben.

Obwohl er die Augen fest zugekniffen hatte und sie vom Sand brannten, sah er kleine Lichtblitze hinter seinen Lidern, gefolgt von einer Schwärze, die finsterer war als das stygische Reich des Schlafes. Er brauchte Luft, doch er konnte nicht atmen. Sand rauschte tosend und scheuernd an ihm vorbei und drohte ihn zu ersticken.

Plötzlich zerbarst um ihn herum eine Blase aus Ausscheidungsgasen und Dämpfen, drückte den mörderischen Staub zurück und gestattete ihm einen einzigen, würgenden, schwefelgasgeschwängerten Atemzug, der gerade genug

Sauerstoff enthielt, um ein paar Sekunden länger am Leben zu bleiben.

Mit schwindendem Bewusstsein dachte Jesse an Barris entschlossenes, optimistisches Gesicht. Der Junge konzentrierte sich immer darauf, Probleme zu lösen, damit sein Vater stolz auf ihn war. Jesse überschlug sich und dachte an Dorothy, seine geliebte Konkubine. Was für eine willensstarke Frau. Sein Herz sehnte sich nach ihr, und er wusste, dass sie das Haus Atreides unmöglich betrogen haben konnte. Trotz seiner unbestreitbaren Fähigkeiten musste Esmar Tuek sich in ihr täuschen.

Zu oft hatte er seine eigenen Gefühle hinter Schloss und Riegel gehalten, statt ihr zu sagen, wie sehr er sie liebte. Als Oberhaupt des Hauses Atreides hatte er versucht, unabhängig und streng zu sein und Dummheiten wie jene, die sein Vater und Brüder immer wieder begangen hatten, zu vermeiden. Jetzt umströmte ihn das Bedauern wie der Sand, während er weiter in die Dünenwelt hinabstürzte. Er wünschte, er könnte einen letzten Augenblick mit Dorothy und Barri verbringen.

Niemand würde nach ihm graben. Wie so viele andere würde er einfach verschwinden. Man würde davon ausgehen, dass der Sandwurm ihn verschlungen hatte. Auf dem Höhepunkt des Gewürzwettstreits, als er kurz vor dem Sieg stand, hatte der launische Planet ihm alles entrissen.

Trotzig entließ Jesse in einem wütenden, erschöpften Schrei die letzte Luft aus seinen Lungen. Sand und Staub kamen aus seinem Mund.

Völlig unerwartet stürzte er durch freien Raum und landete auf einem weichen Sandhügel, der von oben heruntergerieselt war. Der Aufprall raubte ihm das letzte bisschen Luft. Halb betäubt und desorientiert sog er mit gierigen Atemzügen die feuchte Luft ein. Sie roch nach bitterem Zimt, wie die Abgase einer Erntemaschine. Doch

in seinen Lungen schmeckte sie unglaublich süß. Atembare Luft! Bei jedem keuchenden Atemzug schien die Melange Essenz seine Nerven und Muskeln mit neuem Leben zu erfüllen.

Jesse rollte sich auf den Bauch, erhob sich auf Hände und Knien, hustete Staub aus und schüttelte den sandverkrusteten Kopf. Eine ganze Weile zitterte er nur und schnappte nach Luft, um sein Blut wieder mit Sauerstoff zu sättigen. Sandkörner fielen wie ein leichter Regen auf ihn herab, der schließlich versiegte.

In seinem Kopf verlangten zahlreiche Fragen lautstark nach Aufmerksamkeit. Wo war er? Wie weit war er gefallen?

So tief unter der Erde hatte er nicht damit gerechnet, etwas anderes als tintenschwarze Finsternis zu sehen, doch von den Wänden um ihn herum ging ein schwaches blaues Phosphoreszieren aus, in dem er mehrere Tunnel ausmachen konnte, die in verschiedene Richtungen führten. Ein Honigwabenlabyrinth unter den Dünen. Seine Augen passten sich überraschend gut an.

Es gelang Jesse aufzustehen, obwohl sein ganzer Körper schmerzte und seine Arme und Beine teilweise wundgescheuert waren. Die Gewürzdämpfe schienen seine Sinneswahrnehmung zu verstärken und seine Sicht zu schärfen. Hektisch und mit mehr Energie, als er meinte, zur Verfügung haben zu dürfen, suchte er einen Durchgang nach dem anderen ab, bis er schließlich außer Atem war. Als ihm klar wurde, dass er aus den Augen verlieren konnte, wo er ursprünglich hinabgestürzt war, versuchte Jesse seine Schritte zurückzuverfolgen und benutzte einen scharfen Stein, um an jeder Kreuzung eine Markierung in die Wand zu kratzen. Er schien sich in einem verzweigten Netzwerk zu befinden, einer Art blauem Adergeflecht unter dem Sand.

Dr. Haynes hatte die Hypothese aufgestellt, dass Sandgezeiten und -verschiebungen Dämpfe und Ausgasungen auf Geheimnisse weit unter der Oberfläche der Dünenmeere dieser Welt hinwiesen. Jesse fragte sich, ob er je die Gelegenheit erhalten würde, dem Planetenökologen oder irgendeinem anderen Menschen von dem zu berichten, was er hier sah.

Mit vorsichtig tastenden Schritten erforschte er die unterirdischen Wege weiter. Er musste einen Weg nach *draußen* finden, wurde ihm klar, und nicht zurück zum Sandhügel. Er hatte nicht die geringste Ahnung, in welche Richtung er gehen sollte oder ob er jemals wieder an die Oberfläche gelangen würde. Jesse war so tief gefallen, dass er bezweifelte, den steinernen Hals wieder hinauf klettern zu können. Er musste einen anderen Weg finden – oder für immer hier unten bleiben.

Ein Gang öffnete sich zu einer großen Höhle, in der das blaulichte Licht heller war. Jetzt konnte er um sich herum Dinge erkennen – absonderliche, fremdartige Formen, Lebewesen, die er in der trockenen Weite nie vermutet hatte, ein bizarres Wunderland von Leben und Energie.

Er hörte unheimliche raschelnde Geräusche, die Bewegungen schwammartiger Gestalten, die sich auf großen blauen Stängeln mit breiten, weichen Blättern aus dem Höhlenboden erhoben. Sie erinnerten ihn an aufgeblähte Pilze, Gewächse mit geringelten Stämmen und Stielen, die sich wiegten und schmatzende Münder öffneten. Ihre Form erinnerte ihn auf seltsame Weise an im Boden verankerte Sandwürmer.

Ein unbegreiflicher Garten exotischer, pilzartiger Pflanzen wogte in der Höhle, eine fleischige Schicht über der anderen. Wenn die segmentierten Stämme sich beugten, spien runde Öffnungen einen Staubnebel blauer Sporen aus, die nach Gewürz rochen, aber seltsamerweise die fal-

sche Farbe hatten. Sie waren kein bisschen rötlich oder rostfarben.

Mit leuchtenden Augen streifte Jesse durch das seltsame unterirdische Pflanzenlabyrinth. Die pilzartigen Gewächse wiegten sich wie Riementang in einer Meeresströmung. Alles hier war von so ungezügelter Fruchtbarkeit erfüllt, dass Jesse den Stämmen mit bloßem Auge zusehen konnte, wie sie immer höher wuchsen. Blätter entfalteten sich wie gerundete Hände aus den segmentierten Stängeln, fielen ab und schlugen ihrerseits Wurzeln, um eine weitere Wachstumswelle hervorzubringen.

Jesse setzte seinen Weg fort und erforschte die außergewöhnliche Umgebung. Er fragte sich, ob all die Melange, die in der Luft lag, seine Sinne überforderte. Er hatte von der schlimmen Wirkung extremer Gewürz-Überdosen gehört. War all dies nur eine Halluzination?

Dann stieß er auf ein Skelett. Eine ausgetrocknete, mumifizierte Leiche in Sandarbeiteruniform, die auf dem Boden ausgestreckt lag. Jesse starrte sie einen Moment lang an und befürchtete, William English gefunden zu haben, doch die Kleidung stimmte nicht. Viele andere Männer waren in der Wüste verschwunden, von Sandstrudeln in die Tiefe gezogen. Dieses Opfer hatte es nicht geschafft, einen Weg nach draußen zu finden.

Jesse ging weiter und lief bald immer schneller. Doch diesmal geriet er nicht außer Atem. Erstaunt stellte er fest, dass er über immer mehr Energie zu verfügen schien. Er legte weite Strecken durch Tunnel und Höhlen zurück, ohne eine Ruhepause einzulegen.

In einer kleineren Felskammer, deren Decke in der Finsternis verschwand, bereicherte vulkanisches Licht die fahle Phosphoreszenz um ein orangefarbenes Glühen. Schwefeldämpfe kräuselten sich in dichten Säulen empor. Ihm wurde klar, dass er am unteren Ende einer Ausgasung stand.

Die gummiartigen Gewürzpflanzen wuchsen hier sogar noch dichter und sammelten sich um die nährenden Gasausströmungen. Sie reckten sich wie überdüngte magische Bohnenstangen empor, verstopften den Abzug und suchten einen Weg hinaus zu den Dünen.

Zeit hatte keine Bedeutung mehr für Jesse. Unermüdlich setzte er seinen Weg fort und legte, angetrieben von der melangegeschwängerten Luft, viele Kilometer zurück. Obwohl er keine Möglichkeit hatte, die verstrichene Zeit zu messen, vermutete er, dass inzwischen mehrere Stunden, wenn nicht sogar Tage vergangen waren. Wie lange konnte er hier unten überleben? Er hatte nie das Gefühl, sich ausruhen zu müssen, aber er befürchtete, dass die ruhelose Hyperaktivität seinen Körper früher oder später ausbrennen würde. Reisende, die lange Strecken zurücklegten, nahmen auf ihrem Weg durchs bekannte Universum nur Gewürz zu sich. Angeblich gab die Substanz ihnen alle Nährstoffe, die sie brauchten.

Hatte Dorothy in Carthage bereits die Nachricht seines Todes erhalten? Bedeutete sein Ableben, dass die Atreides den Wettstreit mit den Moskanners aufgeben mussten? Oder konnte Barn als sein Erbe die Früchte des Sieges ernten? Er hatte mit Absicht keinen Stellvertreter hinterlassen, niemanden, der bindende Entscheidungen im Namen des Hauses treffen konnte. Würde der Kaiser einfach alles an sich reißen und das Haus Atreides auslöschen, ähnlich wie William Englishs Familie vor Generationen vernichtet worden war?

Es gibt keine Regeln.

Jesse hielt auf seiner unterirdischen Reise inne, doch dann eilte er mit neuer Willenskraft und Entschlossenheit weiter. Er war noch nicht tot. Er würde nicht aufgeben. Es musste einen Weg nach draußen geben.

Ein gutes Stück voraus hörte er ein rieselndes Geräusch, als Staub durch eine neue Öffnung in der Decke herabfiel. Weit oben hatte sich ein Sandstrudel geöffnet und ließ nun eine Flut von Körnchen herabströmen wie durch den Hals eines Stundenglases. Vulkanische Dämpfe wirbelten aus einer Öffnung hervor und nach oben, wie Rauch, der durch einen Schornstein abzieht, und die blauen Gewürzpflanzen reckten sich in Richtung Decke, auf der Suche nach einem Weg an die Oberfläche.

Jesse starrte das Schauspiel an, bis ihm eine Möglichkeit in den Sinn kam. Er entschied, dass sie eine durchaus annehmbare Chance bot, zumal er keinen besseren Weg nach draußen erkannte.

Als die fleischigen Gewächse sich aneinanderdrängten und emporstreckten wie die Hände klagender Bettler, sprang er mitten hinein. Die aufsteigenden Vegetationsmassen drückten sich nach oben. Jesse kletterte am schwammigen Pilzfleisch hinauf, hielt sich fest und hoffte, dass der Abzug zwischen den Felsen breit genug war, um ihn hindurchzulassen.

Um sich herum spürte er, wie die pflanzliche Aufwallung an Kraft gewann, als mehr und mehr Gewächse sich der Oberfläche der Dünenwelt entgegendrängten. Einer der fleischigen Münder öffnete sich wie eine Blüte und blies ihm eine erstickende Zimtwolke in Gesicht und Augen, doch Jesse ließ nicht los. Er spürte, wie er mit langsam zunehmender Geschwindigkeit nach oben getragen wurde. Während er aufwärts gedrückt wurde, schrammte er an den vorbeisausenden Felswänden entlang und zog sich zahlreiche Schnitte zu.

Und dann brach die Pflanzenmasse wie ein Ertrinkender, der die Wasseroberfläche erreicht, unter freiem Himmel hervor und spie dabei krampfartig zimtigen, rostfarbenen Staub aus.

Jesse wurde wie eine Puppe durch die Luft geschleudert. Wenige Augenblicke spater landete er auf einem festgebackenen Dunenhang. Hustend und zitternd kam er auf die Beine. Durchs helle Sonnenlicht taumelnd sah er, wie sich die Gewurzpflanzen, die weiter aus dem Loch hervorbrodelten, an der Luft von blau zu braun verfarbten. Melange versprühten und einen dicken, rotlichen Teppich in alle Richtungen verteilten.

Noch wahrend er zusah, verdorrten die Pilze, trockneten aus und fielen zu einer faserigen Schicht auf dem Sandboden zusammen. Innerhalb weniger Sekunden, in denen sie der trockenen Luft ausgesetzt waren, zersetzten sich die Gewurzpflanzen und wurden zu Flocken, die eine Schicht reichhaltiger Melange bildeten.

Sonnenlicht – echtes Sonnenlicht – brannte ihm in den Augen. Wahrend Jesse die Augen mit einer Hand abschirmte, gewohnte er sich langsam an die Luft im Freien. Der Tag brach gerade an, und zitronengelbe und braunliche Farbtone krochen uber den Himmel.

Irgendwo mitten in einer riesigen Wuste verloren drehte Jesse sich in alle Richtungen und suchte nach einem Anhaltspunkt. Alles um ihn herum sah aus wie blankgescheuert. Der Coriolissturm musste hier vorbeigezogen sein. Er konnte nicht einmal raten, wie lange er fort gewesen war.

Und dann, wie durch ein Wunder, sah er eine Bergkette am ostlichen Horizont in derselben Richtung und winzige karoformige Lichter, geometrische Formen. Er konnte sie nur erkennen, weil sein zeitweilig verstarktes Sehvermogen offenbar Teleskopeigenschaften entwickelt hatte. Jesse erkannte die Oase und die karoformigen Pflanzungen, die pillendosenformigen Wassersilos und das keilformige Hauptgebaude von Dr. Haynes' Forschungsstation. Grun bepflanzte Dunen fugten dem Bild einen dunnen farbigen

Rand hinzu, bevor es ins endlose Braun der Wüste überging.

Jesse machte sich an die Wanderung durch den Sand. In der Wüste waren Entfernungen oft trügerisch, aber er zweifelte nicht daran, dass er den Weg schaffen würde, ganz gleich, wie lange es dauerte. Selbst in der gnadenlosen Mittagshitze glaubte er nicht, dass er langsamer werden würde.

Die Fußstapfen hinter ihm begannen inmitten eines frischen Gewürzfelds und folgten dann einer geraden Linie, die direkt zur Sicherheit der Forschungsstation führte. Das Gewürz hatte ihm neues Leben verliehen.

31

Überall um uns herum gibt es faszinierende Rätsel. Warum sollte man seine Zeit damit verschwenden, die falschen zu lösen?

Dr. Bryce Haynes,
Ökologische Notizen

Mit Hilfe der stoffwechselfördernden Eigenschaften der konzentrierten Melange, der er ausgesetzt gewesen war, hatte Jesse sich bereits erholt, als er Dr. Haynes' Station erreichte. Trotz der langen, nördlichen Wanderung fühlte er sich stark, und die meisten seiner oberflächlichen Verletzungen waren verschwunden. Übermütig scherzte er mit Gurney darüber, dass er mit jedem seiner Atemzüge im unterirdischen Reich eine ganze kaiserliche Gewürzforderung inhaliert hatte.

Der Spielmann polterte, lachte und schlug ihm mit der Wucht eines abstürzenden Frachtschiffs auf den Rücken. »Wenn es dich am Leben gehalten hat, Junge, war es sogar noch mehr als das wert!«

In der Forschungsstation liefen verwirrte Sandarbeiter umher, die noch immer unter dem Eindruck der Katastrophe standen. Sie hatten siebenunddreißig Männer, zwei Erntemaschinen und einen Carryall verloren. *Vor drei Tagen* ... Jesse war drei Tage unter der Erde gewesen, und man hatte ihn für tot gehalten. Seine sichere Rückkehr war eine dringend benötigte gute Neuigkeit.

Obwohl der Sturm sich gelegt hatte, störte die elektrostatische Aufladung der Luft weiter die Funkübertragung. Der Außenposten versuchte, eine Nachricht über Jesses

Rückkehr nach Carthage zu schicken, aber die Antwort war nur weißes Rauschen.

Jesse brütete vor sich hin. »Ich kann mir vorstellen, wie verzweifelt Dorothy und Esmar sind. Gurney, schick einen schnellen Flieger, um eine Nachricht zu überbringen. Es ist mir egal, ob sich das Wetter wieder beruhigt hat oder nicht.«

Der Erntevorarbeiter hob die ungleichmäßigen Augenbrauen. »Ein Bote würde uns verraten. Der Kaiser wird nicht zulassen, dass du dich versteckst. Bist du bereit, das Spiel aufzugeben?«

»Darum geht es jetzt nicht mehr, Gurney. Insbesondere, wenn wir so viel Gewürz gefordert haben, wie du sagst. Ich will diese Sache zu Ende bringen.«

In den nächsten Stunden war Jesse damit beschäftigt, sich zu säubern und eine richtige Mahlzeit zu genießen – die er mit klarem Wasser hinunterspülte, da er kein Gewürzgetränk zu sich nehmen wollte. Anschließend gesellte er sich zu seinen verletzten und zerrütteten Sandarbeitern, brachte sein Mitgefühl über ihre Verluste zum Ausdruck und gratulierte ihnen allen dazu, dass sie einen Wettstreit gewonnen hatten, der von Anfang an hoffnungslos erschienen war. Laut Gurney hatten die Erntemaschinen trotz der Katastrophe genug Gewürz gesammelt, um die Endabrechnung zu ihren Gunsten ausfallen zu lassen. »Der Sieg ist zum Greifen nah, Männer.«

»Und ich werde zu meinem Wort stehen«, erklärte Jesse allen. »Sobald der Kaiser meinen Anspruch auf die Dünenwelt anerkennt, kann jeder Freie, der abreisen will, auf meine Kosten zu einem anderen Planeten fliegen. Und das Haus Linkam wird dafür sorgen, dass auch diejenigen, die bleiben wollen, ihre Entscheidung nicht bereuen.«

Gurney fand im Speisesaal Grund zum Feiern. »Und er ergriff all das Gold und Silber und all die Schätze, die er im

Haus Gottes fand. Auch ergriff er die Schätze im Haus des Königs. Genau das haben wir getan, Mylord!' Laut der Endsumme haben wir die verfluchten Hoskanners geschlagen, bei der Gnade aller Götter und Dämonen. Ich habe bereits begonnen, ein Lied darüber zu komponieren.«

»Deine Lieder sind stets entweder Lügen oder Übertreibungen, Gurney«, bemerkte Jesse.

»Ho, aber in diesem Fall besteht dazu kein Anlass. Die Ereignisse selbst sind schon phantastisch genug.«

Die überlebenden Sandarbeiter begriffen die großartigen Neuigkeiten, doch viele von ihnen schienen noch immer gelähmt und gebrochen zu sein, weil sie im Moment ihres größten Triumphs ein solches Desaster erlitten hatten. Jeder Einzelne hatte Freunde an Bord der zerstörten Erntemaschinen oder des Carryalls verloren. Jesse schaute sie an und spürte ihren Schmerz im eigenen Herzen. Er war ihr Edelmann und für ihre Sicherheit und ihre Zukunftsaussichten verantwortlich. Trotz seiner Siegesbegeisterung versprach er sich, dass er den schrecklichen Preis, den sie gezahlt hatten, niemals vergessen würde.

Gurney führte Jesse nach draußen ins sprode Tageslicht und zu einem der als Felsbrocken getarnten Vorratsspeicher. Dr. Haynes' Pflanzungen streckten sich zu breiten, grünen Winkeln - Windbrecher, an denen das Buschwerk gegen den Ansturm des Sandes kämpfte. Gurney sagte: »Es ist vielleicht nicht so einfach, dir deinen Preis zu holen, Mylord, falls General Tuek Recht hat und sich eine kaiserliche Armee im Inspektionsschiff versteckt.«

»Der Hochkaiser ist nicht auf die Dünenwelt gekommen, um mir auf die Schulter zu klopfen. Wir sollten lieber genug Melange haben, um einen bleibenden Eindruck bei ihm zu hinterlassen.«

Im halbdunklen Innern einer ihrer Lagerstatten stemmte der Erntevorarbeiter die Hande in die Huften und hob das kantige Kinn. Sein Gesicht leuchtete vor Stolz. Als Jesse sich umschaute, sah er zahllose Kisten mit komprimiertem Rohgewurz. Die Behalter bedeckten den gesamten Boden und waren bis zur Decke gestapelt.

»Das ist nur ein kleiner Bruchteil der Gesamtmenge. Wir haben alle Vorrate in Honlen und Wustenverstecken zusammengerechnet. Damit schlagen wir die Hoskanners am Langen, und unsere Zeit ist noch nicht einmal um.«

Jesse konnte nicht glauben, welchen Reichtum er hier vor sich sah. »Vergiss nicht die Melange, die wir im Laufe der letzten beiden Jahre bereits in Umlauf gebracht haben.«

Gurney lachte. »Ein Tropfen im Meer verglichen mit den Reichtumern, die wir seitdem angesammelt haben! Ich sage dir, das Imperium hungert nach diesem Zeug. Wir werden fur jedes Krumelchen einen guten Preis kriegen. Naturlich bekommen der Hochkaiser und seine Spießgesellen ihren Anteil, aber es bleibt mehr als genug für uns übrig.«

Jesse hielt den Kopf hangen. »Kein Gewinn ist das Elend wert, das wir durchlebt haben, die vielen Menschen, die wir verloren haben.«

»Man hat dir diese Situation aufgezwungen, Junge. Und du hast eine Falle in einen Sieg verwandelt.«

»Wir sind noch nicht raus aus der Falle. Bewache unsere Vorrate mit deinem Leben, Gurney. Sobald wir fur den Abtransport und angemessene Sicherheitsvorkehrungen sorgen konnen, kontaktiere ich das Inspektionsschiff des Kaisers und verlange, dass er mich zum Gewinner dieses gottverdammten Wettstreits erklart.«

»Und dann gehort die Dunenwelt dir.«

Jesse spurte ein schweres Gewicht auf seinen Schultern. »Auch wenn mir der Regen und die Meere von Caladan besser gefallen würden, Gurney.«

Als Jesse schließlich ins Laborbüro des Planetenökologen trat, waren Haynes' Augen glasig vor Staunen und Faszination. »Ich muss alles erfahren, was Sie erlebt haben, Edelmann.« Er saß an einem Konferenztisch, die Hände vor dem Gesicht ineinander gefaltet, die Ellbogen auf die Tischplatte gestützt, und beugte sich vor, bereit, jedes einzelne Wort aufzusaugen. »Sie haben Dinge gesehen, von denen ich nur träume. Kein Mensch ist je zuvor aus einem Sandstrudel zurückgekehrt. Kein Mensch hat je zuvor gesehen, wie das Gewürz entsteht.«

Also beschrieb Jesse, so gut er konnte, alles, was er gesehen und durchgestanden hatte. Er ging auf und ab und hielt gelegentlich inne, um sich eine Tasse Gewürzkaffee aus einer abgedichteten Kanne einzuschenken. Das Brennen der Melange in seinem Mund war wunderbar anregend.

Haynes machte sich Notizen und fragte immer wieder nach, doch die meiste Zeit über saß er da und hörte zu. Als Jesse fertig war, starrte der Planetenökologe versonnen an die Wand, als würden seine Gedanken durch die Dünen streifen, zu reichen Gewürzfeldern und Wurmgebieten, zu zischenden Ausgasungen und verborgenen Tunneln unter der Wüste, die wie blaue Adern einen lebenden Planeten durchzogen. »Edelmann Lin kam, Sie haben mir dabei geholfen, die Arbeitshypothese zu vollenden, die ich über so viele Jahre entwickelt habe.«

In diesem Zimmer wuchsen unter hellem künstlichem Licht Testkulturen widerstandsfähiger Pflanzen, deren Wasserrationen sorgfältig kontrolliert wurden. Einige der Arten

wirkten schwach und verdorrt, während andere prächtig gediehen. Jesse betrachtete einige der seltsamen Anpassungsleistungen an eine trockene Umgebung. »Und was ist Ihre Hypothese?«

Haynes schüttelte den Kopf, als wäre er plötzlich eingeschüchtert. »Was die Einzelheiten betrifft, kann ich mir noch nicht sicher sein. Es gibt viele kleine lose Enden, die ich noch verknüpfen möchte.«

»Ich verlange keine lieb- und stichfeste wissenschaftliche Erklärung, Dr. Haynes. Im Moment hätte ich nur gerne ein Laienverständnis von diesem Planeten, der mich in den vergangenen zwei Jahren so viel Schweiß und Blut gekostet hat.«

Haynes gab nach. »Ich hatte schon lange den Verdacht, dass es unter dem Sand ein Netzwerk von Tunneln und Abzugskanälen gibt. Bis jetzt bin ich allerdings nie auf die Idee gekommen, dass es Teil eines komplexen Ökosystems sein könnte, ein Labyrinth voller pilzartiger ›Gewürzpflanzen‹, wie Sie sie nennen. Das verleiht der Ökologie der Dünenwelt eine neue Grundlage. Bislang wirkte sie immer karg und rätselhaft, mit zu wenigen Einzelkomponenten, um ein biologisches Netzwerk am Leben erhalten zu können.«

»Als würde man nur die Spitze eines Eisbergs sehen, unter dem sich sehr viel mehr befindet.«

»Ganz genau.«

»Aber was ist die Verbindung zwischen diesen Gewürzpflanzen, den Sandwürmern und dem Rest?« Auf einem flachen Regal lagen kleine Tabletts mit Melangeproben in unterschiedlicher Farbe und Dichte. Jesse wusste, dass Gewürz nach Qualität eingestuft wurde, wobei selbst die schwächste Form immer noch stark berauschend wirkte. Der Geruch der offenen Proben kitzelte in seiner Nase. Er beugte sich vor, um daran zu schnuppern.

Haynes betrachtete die Notizen auf seinem Datenpad. »Meine Theorie – und denken Sie daran, dass es nur eine Theorie ist – lautet, dass das Gewürz, die pilzartigen Pflanzen, die Sandforellen und sogar die Würmer miteinander in Zusammenhang stehen.«

Jesse stippte eine Fingerspitze in die dunkelste Gewürzprobe und kostete mit der Zungenspitze davon. »Sie meinen, dass alles voneinander abhängig ist? Wie Parasiten? Symbionten?«

Haynes schüttelte den Kopf. »Es ist vielleicht schwer zu glauben, Edelmann, aber ich komme langsam zu dem Schluss, dass sie alle Aspekte *ein und derselben Lebensform* sind. Phasen in einem komplexen Wachstums- und Entwicklungszyklus.«

»Wie ist das möglich? Sandforellen, Würmer und Pflanzen sind völlig unterschiedlich.«

»Ähnelt eine Raupe einem Schmetterling? Eine Larve einem Käfer? Eine Nymphe einer Libelle? Die Sandwürmer und die Gewürzpflanzen könnten – mangels eines passenderen Vergleichs – männliche und weibliche Formen eines zweigeschlechtlichen Organismus sein. Die pilzartigen Organismen wachsen, und zu einem entscheidenden Zeitpunkt streben sie zur Oberfläche, wo sie Milliarden mikroskopischer Sporen versprühen. An der Luft sterben die Pflanzen sofort, wie Sie beobachtet haben. Das Gewürz, das wir zu uns nehmen, besteht aus den Mikrosporen, vermischt mit pulverisierten Pflanzenresten, die vom Wind verteilt werden. Die Sporen wiederum keimen, wachsen und werden zu winzigen Lebewesen, die das Sandplankton fressen und zu den Geschöpfen heranwachsen, die wir als Sandforellen kennen.«

Haynes hob einen Finger, als wollte er eine bestimmte Stelle in seinem Gedankenfluss unterstreichen. »Das ist faszinierend, falls meine Vermutung zutrifft. Die Sand-

forellen selbst stellen möglicherweise das Larvenstadium der gewaltigen Würmer dar, wobei einige der kleinen Lebewesen sich nach unten graben und als Gewürzpflanzen Wurzeln schlagen. Vielleicht wächst jede männliche Sandforelle zu einer riesigen Kreatur heran oder verbindet sich irgendwie mit anderen seiner Art, um einen Kolonieorganismus zu bilden, da ja jeder Sandwurmring autonom zu sein scheint.«

»Das alles ist schwer zu verstehen«, sagte Jesse. »Ein äußerst fremdartiger, unverständlicher Lebenskreislauf.«

»Wir befinden uns auf einem fremden und erstaunlichen Planeten, Edelmann.«

Jesse hielt vor einer Reihe Käfige inne, die Kängururatten enthielten, winzige Nager etc., die selbst in Gefangenschaft geschäftig ihrem Tagewerk nachgingen. Er fragte sich, ob sie lieber draußen in der Wüste und frei wären, wie diejenigen, die ihm und Barn begegnet waren, sofern sie überhaupt einen solchen Gedanken fassen konnten.

»Die Würmer scheinen den Gewürzsand zu bewachen«, sagte Jesse. »Halten sie andere Würmer davon ab, ihre Jungen anzugreifen? Oder unsere Sandarbeiter, ihre Sporen zu stehlen?«

Haynes zuckte mit den Schultern. »Eine Erklärung ist so gut wie jede andere. Ich wäre nie darauf gekommen, dass Sandstrudel und Ausgasungen entscheidende Verbindungsglieder bei der Gewürzverbreitung sein könnten. Wenn ein bestimmter katalytischer Punkt erreicht wird, ein ausgewogenes Verhältnis von Temperatur und Chemikalien, vermehren sich die Pilzorganismen explosiv. Sie nehmen große Mengen Sand – Silikate – als Nahrstoff oder Strukturmaterial auf. Das führt in Verbindung mit den Mineralien und Chemikalien in den vulkanischen Gasen zu noch mehr Wachstum und Vermehrung. Schließlich

finden sie einen Weg an die Oberfläche, wo sie ihre Sporen verströmen und anschließend sterben.«

Mit einem erschöpften Lachen stützte der Planetenökologe die Ellbogen auf den Tisch. »Oder es gibt noch eine ganz andere Erklärung, die jenseits des menschlichen Vorstellungsvermögens liegt. Ich weiß es einfach nicht.«

Während er sich eine weitere Tasse mit kräftigem Gewürzkaffee einschenkte, dachte Jesse an all die riesigen Würmer, die sie mit Schocktonnen gelähmt, all die Melange, die sie aus reichen Adern gefördert hatten. Er nahm einen tiefen Schluck. »Wenn wir so viel Gewürz ernten, könnte es sein, dass wir einen fragilen Lebenskreislauf zerstören, der hier auf der Dünenwelt seit Jahrtausenden besteht. Die Menschen sind erst seit ein paar Jahren auf diesem Planeten.«

»Auch diese Möglichkeit besteht. Ich habe einfach noch nicht genug Informationen.«

Mit dem lebhaften Bild der unterirdischen Höhlen vor seinem inneren Auge schob Jesse den Unterkieferknochen vor. »Wenn man mir die permanente Kontrolle über diesen Planeten zuerkennt, wird es vielleicht nötig sein, die Förderung zu begrenzen. Wir müssen das Land gut bestellen und einige der Melangefelder brachliegen lassen, damit die Wurm- und Gewürzpflanzenpopulation sich erholen kann.«

Die Miene des Wissenschaftlers wurde traurig. »Das wird niemals geschehen, Edelmann Linkam. Nicht solange der Hochkaiser und die Adelsfamilien an der Macht sind. Adlige, Raumschiffbesatzungen und reiche Händler sind zunehmend abhängig vom Gewürz, und sie werden verlangen, dass wir immer mehr fördern. Es wird nur noch schlimmer werden, nicht besser.«

»Das Gewürz mag beliebt sein, aber ich denke, Sie übertreiben, was seine Bedeutung angeht.«

Haynes schuttelte den Kopf. »Was glauben Sie, warum das kaiserliche Inspektionsschiff nach nur einem Jahr hergekommen ist, um Sie einzuschuchtern? Vielleicht haben Sie ja die Gerüchte über Gewürzunruhen auf Renaissance und anderen wohlhabenden Planeten gehört. Sie sind alle wahr.«

»Ich dachte, das wäre nur Hoskanner Propaganda, mit der man Wut auf das Haus Linkam entfachen will.« Der ruhelose Jesse entdeckte die Monitore, die Bilder von den Wettersatelliten in Realzeit zeigten. Die Oberfläche der Dünenwelt war kahl und eintönig und hatte nur wenige Merkmale, die ihm halfen, den Standort der Forschungsstation auszumachen. Die meisten großen Stürme sammelten sich weit oben in der nördlichen Hemisphäre.

»Wenn überhaupt, halten diese Berichte die Emporung in Grenzen, Edelmann. Nachdem die Dünenwelt ihre Exporte drastisch zurückgefahren hat, verlangt das gesamte Imperium nach Gewürz. Nichts ist begehrter als die Melange.«

Jesse runzelte die Stirn. »Ich bitte Sie, Dr. Haynes! So wertvoll die Melange auch sein mag, sie ist nur ein Luxusartikel. Für einige dieser verhätschelten Adligen wäre es besser, ihre hedonistischen Freuden für eine Weile zu vergessen. Wenn das Gewürz zu knapp oder zu teuer wird, muss sich das Volk anderen Lastern zuwenden. Das Imperium hat genug davon zu bieten.«

Haynes' Stimme nahm einen grimmigen Ton an. »Die meisten Adelsfamilien sind von der Melange abhängig, und zwar *lebensbedrohlich*, fürchte ich. Und das wird ihnen erst jetzt langsam klar. Das ist die dunkle Seite des Gewürzes.«

»Dann werden sie es durchstehen müssen. Das macht sie nur härter.« Jesses Stimme wurde eiskalt. »Jemand wird eine Therapie entwickeln. Esmar Tuek hat seine Hei-

lung von der Sapho Droge durchgestanden, und dabei handelt es sich angeblich um das schlimmste bekannte Suchtmittel überhaupt.«

Der Planetenokologe schüttelte den Kopf. »Glauben Sie mir, Edelman, Sapho ist ein Kinderspiel im Vergleich zum Melange Entzug. Sie selbst nehmen nicht übermäßig viel Gewürz zu sich, aber nachdem Sie der Substanz längst in einem solchem Übermaß ausgesetzt waren, fürchte ich, dass auch Sie nun unentrinnbar an diese Droge gebunden sind. Der Kaiser ist geradezu verzweifelt von der Melange abhängig, genauso wie viele hochrangige Familien und die Piloten und Besatzungen von Raumschiffen. Wenn der Gewürzstrom versiegt, wird das gesamte Imperium in ein dunkles Zeitalter stürzen, wie es die Menschheit noch nie gesehen hat. Eine ganze Generation wird an den drastischen Folgen des Entzugs sterben.«

Jesse versuchte diese erschreckende Offenbarung zu verarbeiten. Er spürte das angenehme Brennen des Gewürzes im Mund und in den Lungen, das von der Sättigung unter der Erde, von dem Gewürzkaffee, den er gerade getrunken hatte und von der hochwertigen Probe, von der er gekostet hatte, herrührte. Tief im Innern verspürte er bereits einen unbestreitbaren Stich des Verlangens, noch keine Begierde, aber ein hartnäckiges Flüstern, das ihn daran erinnerte, wie süß jetzt ein wenig Melange schmecken würde. Ja, er konnte sich vorstellen, wie das Verlangen nach Gewürz alles andere in den Hintergrund drängte.

Er dachte an die Adelsfamilien und den Kaiser, die in Panik verfielen, weil ihr Nachschub abgeschnitten war. Als Jesse gehört hatte, wie man seinen Namen für sein scheinbares Versagen schmähte, war ihm diese Gehässigkeit unverständlich geblieben, selbst angesichts der Demagogie der Hoskanners. Er hatte geglaubt, dass bedeutende

Kräfte gegen ihn standen, einflussreiche Personen und Bündnisse, die auf seinen Untergang hinarbeiteten. Jetzt ballte seine Hand sich zur Faust. Der Wettstreit auf der Dünenwelt war mehr als nur eine Falle gewesen. Die Konsequenzen reichten viel weiter und wogen viel schwerer, als er es sich hatte vorstellen können.

Vor dem Labor erklang Stimmengewirr, und jemand hämmerte an die Tür. »Mylord!«, rief Gurney. »Der Ornithopter-Bote ist soeben zurückgekehrt. Er bringt Nachrichten von General Tuek. Das solltest du dir unbedingt anhören.«

Jessi, der Schreckliches ahnte, eilte dem Mann entgegen, der das Kommuniqué des alten Sicherheitschefs bei sich trug. Sobald der Bote ihm den Zylinder überreicht hatte, umfasste Jessi beide Enden und zog sie auseinander, um den Schirm und die dazugehörige holografische Aufzeichnung freizulegen.

Das verschwommene Ebenbild von Esmar Tuek wirkte besorgt, sein Gesicht war von Kummer und Ungewissheit gezeichnet. »Herr, man hat uns angegriffen! Das Hauptanwesen wurde von innen verraten. Alle meine Männer wurden mit Gas betäubt – ich eingeschlossen. Dr. Yueh ist verschwunden, und wir befürchten, dass er ermordet wurde. Und – Ihr Sohn wurde entführt.«

Jessi packte den Boten. »Sie fliegen mich auf der Stelle nach Carthage zurück.« Er wandte sich zu Gurney um und blaffte: »Du bleibst hier und verteidigst unsere Melange-Vorräte. Das klingt nach einem Trick, um uns unseren Hort zu stehlen, und ich schwöre bei der geheiligten Ehre meiner Familie: Wenn der Kaiser meinem Sohn etwas angetan hat, wird er nicht lange genug leben, um die Folgen eines Gewürzentzugs zu spüren!«

32

In jeder Beziehung hat eine Partei die andere mehr oder weniger in der Hand. Die Frage ist lediglich in welchem Ausmaß.

Hochkaiser Inton Wuda,
Erlasse und Überlegungen

Schlingernd flog der Ornjet über die Berge von Carthage hinweg und passierte den Hauptraumhafen, auf dem das riesige kaiserliche Inspektionsschiff wie eine Festung stand. Auf dem zweiten Raumhafen der Stadt sah Jesse die opulente Privatjacht des Kaisers.

Er befahl dem nervösen Piloten, direkt zum kleinen Landefeld auf dem Dach des Hauptanwesens zu fliegen. Als Flügel und Motoren des Schiffs zur Ruhe gekommen waren, öffnete Jesse die abgeschrägte Tür und sah sich einem ernst dreinschauenden Esmar Tuek gegenüber, der von einer kleinen Ehrengarde flankiert wurde.

Der alte General schien um Jahrzehnte gealtert, seit Jesse ihn das letzte Mal gesehen hatte. Auf seiner Wange war ein seltsamer dreieckiger Schorf zu sehen. Die rötlichen Flecken auf seinen Lippen sahen anders aus – unregelmäßiger. Jesse befürchtete, dass Tuek sich in seiner Scham und Verzweiflung von der Versuchung hatte übermannen lassen. War er wieder von der Sapho Droge abhängig?

Tuek neigte den Kopf. Sein Blick war glasig und trostlos. In seiner Hand lag eine kleine, flache Dose, deren Ecken abgestoßen waren, als wäre sie viele Jahrzehnte lang von Ort zu Ort getragen worden. Er hielt Jesse die

Dose hin und öffnete den Deckel. Im Innern sah Jesse mehrere Medaillen, catalanische Rangabzeichen und Bänder, die seine langjährigen Dienste für das Haus Linkam bezeugten. »Ich habe versagt, Mylord. Ich verdiene diese Ehrenzeichen nicht. Ich habe Schande über Sie und mich gebracht.«

»Was soll dieser Unsinn, Esmar?«

»Hiermit trete ich von meinem Posten als Sicherheitschef zurück. Ich hoffe aufrichtig, dass mein Nachfolger Sie in dieser Krise nicht im Stich lassen wird, wie ich es getan habe.«

Der zornige Jesse machte keinerlei Anstalten, die Medaillendose entgegenzunehmen. Seine grauen Augen blitzten, als er auf den älteren Mann zutrat und ihn mit einer schnellen, harten Ohrfeige überraschte. »Seien Sie kein Dummkopf, Esmar – und behandeln Sie *mich* nicht wie einen! Glauben Sie, dass irgendein anderer es besser gemacht hätte als Sie? Ich kann nicht auf Ihre Fähigkeiten und Ihren Rat verzichten, besonders jetzt.«

»Ich bin ehrlos, Mylord.«

»Niemand ist jemals zu Ehre gekommen, indem er weggelaufen ist. Um Ihre Ehre zurückzugewinnen, müssen Sie mir helfen, meinen Sohn zu retten.« Er starrte den Sicherheitschef finster an, bis Tuexs schließlich den Blick hob. Als er dem Edelmann in die Augen sah, zeigte sich eine Mischung aus Wut und Hoffnung im Gesicht des Alten.

Jesse senkte die Stimme. »Ich brauche Sie, Esmar. Lassen Sie sich nicht noch einmal von mir bitten. Und jetzt sagen Sie mir, was genau passiert ist, zeigen Sie mir Ihr Beweismaterial gegen Dorothy, und ich werde selbst darüber urteilen, ob sie schuldig ist.«

Tuexs Wange hatte sich von Jesses Schlag scharlachrot verfärbt. Er stand einen Moment lang unschlüssig da und

trat schließlich einen Schritt zurück. »Wie Sie befehlen, Mylord.«

Nachdem er Tueks Bericht gelesen hatte, saß Jesse allein in einem kleinen Privatbüro neben seinen Gemächern und brütete, die Finger auf dem Papier vor sich hin. Er konnte die offensichtliche Schlussfolgerung weder glauben noch abstreiten. In seinem Haus hatte es einen Spion gegeben. Der Kaiser und die Hoskanners hatten von zu vielen Geheimnissen gewusst, sogar von ihren Gewürzvorräten. Jesse hatte Schwierigkeiten zu glauben, dass seine Konkubine, seine Geschäftsführerin und *die Mutter seines Sohnes* ihn verraten haben konnte. Sein Herz sagte ihm, dass das unmöglich war.

Aber das Beweismaterial schien keine andere Möglichkeit zuzulassen.

Tuek hatte den Verdacht, dass die Entführung und der Verrat auf einen Plan der Hoskanners zurückgingen. Valdemar fürchtete wahrscheinlich, dass der Gewürzvorrat der Linkams inzwischen so groß war, dass er den Wettstreit verlieren würde. Es war eine Verzweiflungstat. War es möglich, dass auch der Kaiser darin verwickelt war? Das schien unvorstellbar – doch andererseits gab es eine Menge Dinge, die unvorstellbar erschienen.

Einer der Dienstboten trat in die offenstehende Bürotür, machte nervöse Bewegungen und räusperte sich. Jesse blickte mit schweren, müden Augen auf. »Ich habe darum gebeten, nicht gestört zu werden. Ich muss nachdenken.«

»Ein Bote ist hier, Mylord. Er soll eine Lösegeldforderung überbringen.«

Jesse straffte sich. »Schicken Sie ihn herein. Und rufen Sie sofort General Tuek.«

Tuek traf innerhalb weniger Augenblicke ein, gekleidet in seine eindrucksvollste Militäruniform. Mit bedrohlich

aussehenden Waffen am Gurtel und all seinen Abzeichen und Medaillen an der Brust stand er neben Jesse, als der Abgesandte der Entführer hereingebracht wurde

Jesse war im ersten Moment uberrascht und dann angewidert, als er Ula Bauers erkannte Es war also doch eine Intrige des Hochkaisers! Gegen die Hoskanners hatte er kampfen konnen Haus gegen Haus , aber der Kaiser konnte eine unbezwingbare Machtballe in Anschlag bringen

Jesse wahrte eine kalte, undurchschaubare Miene, schob das Kinn vor und zwang die Worte uber seine Lippen »Warum hat ein Mann des Kaisers an dieser krimmellen, barbarischen Tat Anteil?«

»Kaiser Wuda schickt Ihnen seine aufrichtige Entschuldigung Es ist ihm zutiefst peinlich, dass man ihn gezwungen hat, auf ein solch, hmmm mittelalterliches Vorgehen zuruckzugreifen Doch Sie haben uns in dieser Angelegenheit keine Wahl gelassen Hmmm ahem, wir sind davon ausgegangen dass die Sorge um Ihren Sohn Sie aus Ihrem Wustenversteck herausstreiben wurde «

»Zu welchem Zweck?«, fragte Jesse ungehalten »Ich habe mir nichts zuschulden kommen lassen «

Bauers rumpfte die Nase »Ihr Verhalten ist entwurdigend, Edelmann Linkam Sie haben den galaktischen Handel zusammenbrechen lassen, doch nicht durch Unfahigkeit, wie wir vermuteten Vielmehr wissen wir nun, dass Sie einen illegalen Melange Vorrat verstecken Das kaiserliche Recht besagt eindeutig, dass alle Vorrate dem Kaiser gehoren und dass er sie verteilen kann, wie er es für angemessen hält.«

»Ist es das gleiche kaiserliche Recht, das Geiselnahmen untersagt?«, knurrte Tuek, doch Jesse bedeutete ihm mit einer Handbewegung zu schweigen

Mit Muhe wahrte Jesse die Fassung »Meine Anweisungen fur den Wettstreit waren klar und eindeutig Inner

halb von zwei Jahren sollte ich den Ausstoß der Hoskanners übertreffen. Es wurde nie gesagt, dass ich die Melange abliefern muss, sobald ich sie ernte. Obwohl Ihr Inspektionsschiff uns seit Monaten schikaniert, muss ich meinen Gesamtertrag erst *am Ende* vorzeigen. Wir haben unsere Förderzahlen aus gutem Grund verheimlicht. Wenn die Hoskanners gewusst hätten, wie nah wir unserem Ziel sind, hätten sie ihre Sabotageversuche verstärkt. Sie behaupten von sich, ein Rechtsexperte zu sein, Hofrat Bauers. Was genau habe ich mir zuschulden kommen lassen?«

»Sie haben den Gewürzstrom abgewürgt. Unser Imperium ist davon abhängig. Sie sind gemeingefährlich und stiften zu Ihrem eigenen Vorteil Unruhe. Sie sind nicht länger vertrauenswürdig.«

»Das ist der Hochkaiser anscheinend auch nicht.« Tuek trat an Jesses Seite.

Bauers rümpfte die Nase. »Die Bedingungen lauten folgendermaßen. Sie liefern unverzüglich all Ihre Gewürzvorräte ab und übergeben Ihre Förderaktivitäten auf der Dünenwelt an Vladimir Hoskanner, der uns viele Jahre lang gute Dienste erwiesen hat. Wir können keine weiteren Instabilitäten wie jene, die Sie verursacht haben, riskieren.«

Jesse schaute dem Abgesandten in die Augen. »Und wenn ich mich weigere?«

»Hmmm, es lässt sich nicht genau sagen, wie der Großkaiser sein Missfallen zum Ausdruck bringen wird. Allerdings steht Ihr Sohn als unmittelbare Zielscheibe seines Zorns zur Verfügung.«

»Und meine Konkubine?«

»Hmmm, hat sie einen Wert für Sie? Interessant. Wenn Sie sich fügen, ist der Hochkaiser vielleicht, ähem, großmütig. Wir könnten sie als Teil der Abmachung betrach-

ten. Beide befinden sich an Bord seiner Privatjacht, und beide sind unverletzt. Noch.«

Jesses Stimme war so kalt wie gefrorenes Metall. »Sie werden feststellen, dass ich nicht besonders gut auf Erpressung zu sprechen bin, Hofrat Bauers.«

»Hmmm, und der Hochkaiser ist nicht besonders gut auf Gewürzverlust zu sprechen.«

Jesse wandte sich Tuek zu. »General, während ich meine Antwort überdenke, geleiten Sie bitte den Abgesandten des Hochkaisers zu unseren zeitweiligen Gästezimmern.«

Mit einem leisen Lächeln nickte der alte Veteran. »Die kleinen und ungemütlichen, Herr?«

»Ja, die dürften ausreichen.« Er sah Bauers an.

Der prunkvoll gekleidete Mann tat so, als wäre er nicht weiter beunruhigt. »Hmmm, vielleicht habe ich mich nicht klar genug ausgedrückt, Edelmann. Diese Bedingungen sind nicht verhandelbar. Der Hochkaiser will das Gewürz. Keine andere Antwort wird ihn zufriedenstellen. Wenn Sie mich als Geisel nehmen, werden Sie damit nichts erreichen.«

»Geisel? Sie sind lediglich ein Gast. Ein Gast, der gedroht hat, meinen Sohn zu ermorden, und mir – ohne jede rechtliche Grundlage – befohlen hat, mein gesamtes Familienvermögen aufzugeben. Ich brauche etwas Zeit, um über die verräterischen Umtriebe von Kaisern nachzudenken.«

Er machte eine Handbewegung, und Esmar Tuek führte den Mann schroff ab.

Obwohl ihn viele besorgte Berater unterstützten, wusste Jesse, dass er seine schreckliche Entscheidung nur allein treffen konnte.

Er bestellte den Sicherheitschef und die Männer, die für die Überwachung des Raumhafens und den Gewürzhan-

del zuständig waren, in sein Büro. »Die einzige Antwort auf ein so entsetzliches Ultimatum besteht darin, eine noch größere Drohung zu finden, mit der wir unsere Feinde in der Hand haben«, begann Jessé. »Genau das habe ich vor.«

Tuek legte die Stirn in Falten. »Dadurch könnte die Lage außer Kontrolle geraten.«

Jessé schlug mit der Faust auf den Tisch und erhob sich. »Man hat damit gedroht, meinen Sohn zu töten!« Er ließ den Blick über die beunruhigte Gruppe schweifen. Als er zu dem Schluss kam, dass keiner von ihnen aufmucken würde, setzte er sich und wiederholte mit leiserer, aber bedrohlicher Stimme: »*Man hat damit gedroht, meinen Sohn zu töten.*«

»Was werden Sie also tun, Mylord?«, fragte Tuek. »Wir stehen bereit, Ihre Befehle zu befolgen.«

Jessé holte tief Luft und schaute zum Fenster, von dem aus man über die Stadt blicken konnte. Hinter Wohnkomplexen und Habitatskuppeln war Kaiser Wudas gut bewachte Jacht zu sehen. Tuek hatte ein Kommandounternehmen vorgeschlagen, bei dem das Schiff von ihren besten catalanischen Soldaten gestürmt werden sollte, damit sie nach dem als Geisel genommenen Jungen suchen konnten. Doch ein solcher Versuch verhieß in Jessés Augen katastrophale Folgen. Also spielte er stattdessen eine andere Karte und wagte den höchsten Einsatz.

»Schicken Sie eine Nachricht an Gurney Halleck. Sagen Sie ihm, dass er Sprengsätze mit toxischen Ladungen an all unseren Gewürzvorräten anbringen soll. Er soll sich bereithalten, alle hunderttausend kaiserlichen Tonnen konzentrierter Melange zu vernichten.«

Am Tisch wurde nach Luft geschnappt und getuschelt. Jeder der Anwesenden wusste, dass eine solche Menge Gewürz der gesamten Bevölkerung der Dunenwelt den

Flug zu einem anderen Planeten ermöglichen würde – und anschließend konnten die Menschen dort immer noch ein Leben in Luxus führen.

Tuek nickte bedächtig. »Damit werden wir definitiv die Aufmerksamkeit des Hochkaisers erregen, Mylord. Welchen Sicherheitsschlüssel soll ich für die Nachricht verwenden?«

»Keine Verschlüsselung, Esmar. Ich möchte, dass der Kaiser sie hört. Sagen Sie Gurney, dass er auch die Erntemaschinen und Carryalls mit Sprengsätzen versehen soll. Wir wollen es dem Kaiser so schwer wie möglich machen. Wenn das Volk schon jetzt nach Gewürz verlangt, wäre es denkbar, dass die Adligen Wuda wegen dieser Angelegenheit stürzen.«

»Sie schlagen ganz schön hart zurück«, sagte Tuek leise.

»Nicht so hart wie das Fallbeil, das sie über den Kopf meines Sohnes halten.« Jessos Augen verengten sich. Er hatte etwas getan, das noch niemandem zuvor gelungen war. Er war unter der Oberfläche der Dünenwelt gewesen, hatte die Gewürzpflanzen gesehen, die mit dem ums Überleben kämpfenden ökologischen Netzwerk der Wüste in Verbindung standen, und war nach drei Tagen lebend zurückgekehrt. Jetzt würde Jesse ein Ultimatum stellen, das alle anderen Ultimaten übertraf. »Dann bauen Sie die Antriebsreaktoren aus all unseren Schiffen aus, Esmar. Stellen Sie so viele improvisierte Nuklearsprengköpfe wie möglich her und verteilen Sie sie an den reichsten Gewürzadern in der Wüste. Wie viele Antriebe können wir Ihrer Meinung nach in den nächsten paar Stunden ausschlachten?«

Der General stellte seine Fragen zurück und rechnete. »Über ein Dutzend, vielleicht sogar zwanzig.«

Jessos Gesicht war eine Maske grimmiger Entschlossenheit. »Gut. Wir brauchen die Atomwaffen unserer Familie.«

»Behalten Sie die Konkubine, Kaiser«, sagte er in einem Tonfall, der eisiger war als die Polkappen Catalans. Als er seine Nachricht aufzeichnete, sprach Jesse mit einem rechtschaffenen Zorn und einer rohen Kraft, die seine Drohung absolut überzeugend wirken ließen. »Aber lassen Sie sich gesagt sein. Wenn Sie meinen Sohn nicht unverletzt freilassen, zwingen Sie mich dazu, jedes Körnchen Melange auf diesem Planeten zu vernichten, jetzt und für alle Ewigkeit.«

Er druckte den Nachrichtenzylinder einem entsetzten und gepeinigt dreinschauenden Ulla Bauers in die Hand. »Täuschen Sie sich nicht. Ohne meinen Sohn, ohne meinen Titel und mit den überwältigenden Schulden habe ich absolut nichts zu verlieren.«

Jesse ließ den Hofrat zur kaiserlichen Yacht zurückeilen. Dann suchte er sich einen ruhigen Platz im Hauptanwesen und wartete auf die Antwort des Kaisers.

33

Die Dunenwelt ist doch nicht tot, sondern voll verborgenen, wunderbaren Lebens. Die Menschen könnten das allerdings sehr schnell ändern.

Dr. Bryce Haynes,
Ökologische Notizen

Aus dem Fenster mit Sonnenfilter in einem hohen Turm des Anwesens schaute Jesse über die Dächer und Felsspitzen Carthages hinweg zum zweiten Raumhafen. Der Hochkaiser hatte seine Nachricht vor sechs Stunden erhalten, doch bislang hüllte sich die kaiserliche Jacht in unheilverkündendes Schweigen.

Gurney Halleck hatte inzwischen bestätigt, dass alle Vorratssilos, verborgenen Hohlenspeicher, Erntemaschinen und Carryalls mit konventionellen Sprengladungen und toxischen Kontaminationsstoffen versehen worden waren. Jesse zweifelte nicht daran, dass der Erntevorarbeiter alles zerstören würde, wenn er den Befehl dazu erhielt. In qualend fröhlichem Tonfall fügte Gurney über den offenen Kanal hinzu, dass er ihre Melangevorräte bei seinen Berechnungen sogar unterschätzt hatte. Wenn man alles zusammenrechnete, enthielten die versteckten Lager noch ganze viertausend kaiserliche Tonnen mehr. Auf diese Weise bohrte er dem Kaiser den Dolch noch tiefer in die Wunde.

Esmar Tuek hatte ihre Atomtriebwerke benutzt, um siebzehn schmutzige Nuklearsprengköpfe herzustellen, die auf den reichsten Gewürzfeldern verteilt worden waren, wo sie sich jederzeit fernzünden ließen.

Kaiser Wuda und seine Berater wussten, dass Jesse nicht bluffte.

Dr. Haynes geriet außer sich, als er von dieser Verzweiflungstaktik erfuhr. Der Planetenokologe schickte von seiner Forschungsstation aus eine Eilnachricht: »Das ist kein Spiel, Edelmann Linkam! Der Hochkaiser meint es todernst, und ich glaube nicht, dass er klein beigeben wird.«

»Auch ich werde nicht klein beigeben.«

»Der atomare Niederschlag wird den Gewürzkreislauf zerstören, die biologische Kette unterbrechen und die Sandwürmer und Gewürzpflanzen töten. Sie könnten all das auf ewig auslöschen!«

»Mein Sohn geht mir über alles«, erwiderte Jesse so eisig, dass der Wissenschaftler keine andere Wahl hatte, als sein Vorhaben ernst zu nehmen. »Wenn der Kaiser ihm etwas zuleide tut, wird er den Preis dafür zahlen, selbst wenn dieser Preis das intakte Ökosystem der Dünenwelt und die Gewürzwirtschaft des Imperiums ist.« Unvermittelt unterbrach er die Verbindung und wartete weiter auf Nachricht vom Kaiser.

Zerknirscht begriff Jesse, was geschehen würde, wenn Haynes Recht hatte. Falls der Großteil des Adels wirklich unwiderruflich von der Melange abhängig war – einschließlich Jesse selbst –, waren seine Handlungen das Todesurteil für die Führungsschicht des Imperiums. Das darauffolgende politische Chaos wäre undenkbar.

Nein, Jesse bluffte nicht.

Er dachte an seinen fügsamen Vater und seinen lächerlichen Bruder. Vielleicht wäre es das Beste, dachte Jesse, wenn das bekannte Universum endlich von den dekadenten und parasitären Adelsfamilien gesäubert würde. Die jüngsten Ereignisse hatten jenseits jeden Zweifels bewiesen, dass »Adel« und »Ehre« nicht notwendigerweise etwas miteinander zu tun hatten.

Er hatte den Wettstreit mit fairen Mitteln gewinnen wollen. Er hatte vorgehabt, die Schockstonnen-Technik freizugeben, damit größere Gewürzmengen geerntet werden konnten, dem Kaiser seinen Anteil an den gewaltigen Melangevorräten zu überlassen und den Sieg für sich zu beanspruchen. Aber das Haus Linkam hatte niemals gewinnen sollen. Von Anfang an hatten der Hochkaiser, das Haus Hoskanner und sogar ein Großteil des Adelsrats es darauf angelegt, dass er verlor.

Meine Feinde haben mich unterschätzt.

Während Jessé den Blick über die staubige Stadt und die Wüstenlandschaft dahinter schweifen ließ, sehnte er sich nach grünen Weiten, wie den Reisefeldern seines geliebten Catalan. Er wollte Regentropfen hören und den jodhaltigen Duft des Meeres riechen, wollte die Wellen an zerklüfteten Felsen brechen hören, das Lachen und die Lieder der Fischer, die mit reichem Fang heimkehrten. Er war das Kappersch angenzischen des Flugsands auf der lebensfeindlichen Dünenwelt leid, ebenso wie die Gerüche von Staub, Schweiß und Melange.

Seine Brust schmerzte vor Kummer. Noch immer klammerte er sich an die Hoffnung, dass es vielleicht nur ein Trick gewesen war, dass man Dorothy hereingelegt hatte. Er wünschte sich, dass sie an seiner Seite wäre. Trotz allem, was er erfahren hatte, wusste er nicht, ob er ohne sie weiterleben konnte.

Als der Himmel in einem pastellfarbenen Sonnenuntergang erstrahlte, glitzerte weiches, orangefarbenes Licht auf der Jacht des Kaisers. Die ersten Schatten der Abenddämmerung krochen von den hohen Bergen heran. Noch immer nichts als Schweigen.

Schweren Herzens stellte Jessé sich vor, wie Barri in einer Gefängniszelle saß. Auch Dorothy? Oder hatte sie ihre Loyalität an den Kaiser, an die Hoskanners oder an

alle beide verkauft? Verzweifelt wünschte sich Jesse, dass alles wieder so wäre wie vor knapp zwei Jahren: er, sein Sohn und Dorothy, die auf Catalan die Familiengeschäfte leiteten und mit realistischen Zielen zufrieden waren, statt sich auf die Torheit der Dünenwelt einzulassen. Er hätte von Anfang an nicht hierher kommen wollen.

Ohne Vorwarnung explodierte die Jacht des Kaisers.

Der Himmel erstrahlte in einem gewaltigen Feuerball, der Jesse vom Fenster zurückspringen ließ. Kurz darauf krachte ein lautes Donnern gegen die dicken Fenster des Aussichtsturms. Die Schockwelle ließ das Plaz vibrieren, als hätte jemand mit einem schweren Hammer auf eine Zither eingeschlagen. Gegenstände klapperten und fielen von Tischen und Regalen zu Boden.

Unten auf dem Landefeld hatte eine große Explosion die Seitenwände des gepanzerten Schiffstrompts nach außen weggesprengt. Die weißglühenden Flammen des entzündeten Treibstoffs waren wie Schweißbrenner, die durch Wände und Decks schnitten. Schotten zersprangen ließen und Trümmer in die Höhe schleuderten. Eine Folgeexplosion trieb blaue und orangefarbene Flammen durchs Interno und schickte eine Feuersäule in den Himmel hinauf.

Einen Augenblick später kam Tuek mit gerötetem Gesicht und aufgerissenen Augen herbeigerannt. »Mylord, haben Sie gesehen ...«

Jesse taumelte und rang nach Atem. Unfähig, Worte zu finden, deutete er mit einer kaum wahrnehmbaren Handbewegung auf das Fenster. Draußen regnete es Trümmer vom Himmel.

Mit zitternden Händen drehte der Edelmann ein Teleskop herum und richtete es auf das Landefeld aus. Schwere Stützgerüste bogen sich, neigten sich und stürzten in die

Flammen hinab. Mehrere tote kaiserliche Wachen lagen wie kaputte Spielzeuge über den Panzerbeton verstreut. Endlose Minuten verstrichen, bis die carthagischen Rettungsmannschaften eintraten und sich mit Löschchemikalien ans Werk machten. Die ganze Jacht stand in Flammen.

Jesses Knie wurden zu Sand und konnten sein Gewicht nicht länger tragen. Er ließ sich in einen Stuhl sinken, verfehlte ihn beinahe und konnte sich gerade noch fangen. Er lehnte sich zurück, so benommen, dass er nicht weinen konnte, so betäubt, dass er das unglaubliche Ausmaß der Tragödie nicht begriff.

Dorothy und Barri, die sich beide an Bord der Jacht aufgehalten hatten, waren in der entsetzlichen Feuersbrunst umgekommen – zusammen mit dem Kaiser.

Jesse war gegen alle Gesetze der Wahrscheinlichkeit in den Gewürzwettstreit eingetreten und hatte schließlich einen Weg gefunden, sich den Sieg zu erkämpfen. Jetzt wollte er seine Feinde zerquetschen. Sein gebrochenes Herz wurde nur noch vom Wundgarn der Rache zusammengehalten.

Trotz seines Kummers und Entsetzens blieb Jesse Herr seiner selbst. Er war gerissener, als sein Vater und Bruder es je gewesen waren, und fähiger, den Widrigkeiten des Lebens entgegenzutreten. Er hatte immer noch genug Einfluss, um den zahlreichen Fallen, die man für ihn aufgestellt hatte, zu entgehen, aber er musste rational und stark bleiben und durfte sich nicht von seinen Gefühlen leiten lassen.

Dr. Haynes hatte ihm klargemacht, dass die Kontrolle über die Melange der Dünenwelt ihm mehr Einfluss verschaffte, als irgendein anderes Haus besaß. *Wer das Gewürz kontrolliert, kontrolliert das bekannte Universum,* dachte Jesse.

Nach dem Tod des unschuldigen Barri war er der einzige Überlebende des Hauses Linkam. Er verabscheute die unbegreiflichen Intrigen, die ihn so kalt und berechnend wie all seine sogenannten »adligen« Feinde gemacht hatten.

Weniger als eine halbe Stunde nach der Explosion eilte ein zerknirschter und verstörter Ulla Bauers zum Hauptanwesen, als wollte er Jesse davon abhalten, angesichts der Katastrophe überzureagieren.

Im kargen Empfangssaal auf der Hauptebene seines Anwesens musterte Jesse abfällig den wieselgen Mann. Er wünschte, Bauers wäre ebenfalls in der Explosion ums Leben gekommen. Sein dunkelblauer Mantel und sein sich bauschendes Hemd waren mit Asche bestaubt. Während er vor Jesse stand, versuchte er, die Flocken abzuwischen.

»Was wollen Sie?« Jesses Tonfall war messerscharf. Er hatte den verfluchten Sprecher des Kaisers, der alle Chancen auf ein annehmbares Verhandlungsergebnis in einen tiefen Abgrund gestürzt hatte, am liebsten auf der Stelle getötet.

Bauers setzte zu einem Lächeln an, doch dann überlegte er es sich offenbar anders und presste die Lippen stattdessen zu einer dünnen, geraden Linie zusammen. »Ich komme mit guten Nachrichten, Edelmann Linkam! Der Hochkaiser ist trotz der entsetzlichen Explosion an Bord der kaiserlichen Jacht in Sicherheit. Im letzten Moment hat man ihn über ein gegen seine Person gerichtetes Mordkomplott der Hoskanners informiert, und es ist ihm gerade noch gelungen, auf das Inspektionsschiff überzusetzen. Nur wenige Augenblicke später wurden die Sprengsätze gezündet.«

»Ein Mordkomplott der Hoskanners?« Jesses rauе Stimme troff vor Unglauben.

»Ja, Edelmann.«

»Und was ist mit meinem Sohn und meiner Konkubine?«

»Ahem, ich bedaure sehr. Trotz der Rettungsversuche gab es keine Überlebenden an Bord der Jacht. Wie auch?«

»Ja«, sagte Jesse, und das Herz wurde ihm erneut schwer. Er ballte die Hände zu Fäusten und öffnete sie wieder, während er den Wunsch verspürte, den Mann mit bloßen Händen zu erwürgen. »Wie auch? Sehr bequem, finden Sie nicht?«

»Der Hochkaiser möchte sein tiefstes Bedauern, dass diese Verhandlungen so außer Kontrolle geraten sind, zum Ausdruck bringen. Es war Valdemar Hoskanner, der vorschlug, Ihren Sohn zu entführen. Ich versichere Ihnen, dass der Kaiser nie beabsichtigt hat, dem Jungen in irgendeiner Weise Schaden zuzufügen. Sie sind schließlich immer noch ein Edelmann, genau wie der Kaiser.«

»Edelmann? Er ist kein Edelmann! Durch ihn ist mein Sohn zu Tode gekommen.«

»Hmmm, er wurde ein Opfer der widerlichen Hoskanner Intrigen, fürchte ich. Der Hochkaiser hatte nichts damit zu tun. Offenbar hatte Valdemar vor, den Kaiser zu töten, die Linkam Familie zu demütigen und selbst den kaiserlichen Thron mitsamt der Kontrolle über die Gewürzförderung an sich zu reißen. Der Kaiser wurde getäuscht. Es ist sehr schmerzvoll für ihn, dass Sie so viel durchmachen müssen.« Bauers verbeugte sich förmlich. »Mit dieser aufrichtigen Entschuldigung bittet er Sie um Vergebung. Er möchte das Geschehene irgendwie wiedergutmachen. Vorausgesetzt, dass Sie Ihre Gewürzvorräte übergeben – wobei Sie natürlich einen angemessenen Gewinnanteil für das Haus Linkam behalten –, wird Ihnen gestattet, weiterhin die Kontrolle über die Gewürzförderung hier auf der Dünenwelt auszuüben.«

»Mein Sohn ist tot, und der Kaiser mochte mit mir feilschen?« Jesse erhob sich. Er spurte brennende Wut in sich aufsteigen.

»Der Tod Ihres Sohnes ist die Schuld von Valdemar Hoskanner.«

Jesse hatte sich am liebsten ubergeben. »Tatsachlich? Und was geschieht mit Valdemar Hoskanner, wenn er offenbar ein so verabscheuungswurdiger Kriminellier ist?«

»Ahem, der Hochkaiser hat bereits einen Erlass unterzeichnet, dass seinem Haus alle Titel und Guter aberkannt werden.« Der zimperliche Mann riskierte ein breites Lacheln. »Sie sehen also, Edelmann, der Gerechtigkeit wird Genuge getan. Von jetzt an haben Sie die Kontrolle uber die gesamte Gewurzforderung der Dunenwelt. Der Hochkaiser ist bereit, noch zahlreiche weitere Zugestandnisse zu machen, naturlich unter der Voraussetzung, dass Sie Ihre Drohung, den Melange-Vorrat zu vernichten, zurucknehmen und, hmmm, alle Atomwaffen von den Gewürzfeldern abziehen.«

Jesse kniff die Augen zusammen. Er glaubte kein einziges Wort und hatte den deutlichen Verdacht, dass der Kaiser und Bagers einen Plan ausgeheckt hatten, um die Hoskanners hereinzulegen. So konnten sie sich als vollig unschuldig darstellen und erhielten trotzdem ihr Gewurz. Der Hofrat wartete in nervosem Schweigen. Einmal schluckte er so schwer, dass Jesse es horen konnte.

Doch das Haus Linkam wurde sich nicht ergeben. Der wutentbrannte Jesse wollte die Verantwortlichen zahlen lassen, bis es ihnen in den Knochen wehtat. Die billigen kaiserlichen Winkelzuge gegen seine Person wurden nicht unbemerkt bleiben – und auch nicht ungestraft. Er wurde seine Feinde fur das, was sie getan hatten, leiden lassen. »Was geschieht mit den Gutern des Hauses Hoskanner?«

Bauers reagierte unbehaglich, als hatte er gehofft, dass Jesse nicht an diese Frage denken würde. »Hmmm, vielleicht sollten sie zu gleichen Teilen zwischen dem Haus Linkam und dem Kaiser aufgeteilt werden.«

»Inakzeptabel!« blaffte Jesse. »Offenbar hat Valdemar Hoskanner meinen einzigen Sohn und Erben getötet. Der Hochkaiser selbst hat es zugegeben. Für mein Leid verlange ich das Recht auf Rache. Wenn Valdemar wirklich der Schuldige ist, dann sind all seine Güter verwirkt und gehen an mich.«

Bauers zappelte nervös. »Hmmm, ahem. Ich werde das mit Kaiser Wuda besprechen.«

Jesse beugte sich vor. »Da gibt es nichts zu besprechen, Hofrat. Das ist mein Ultimatum. Wenn Sie möchten, dass ich die nukleare Bedrohung von den Gewürzfeldern abziehe und die Sprengsätze von unseren Vorratslagern entferne ...« Er warf einen Blick in Tueks Richtung. »Wie viel Gewürz war es noch gleich?«

»Einhundertvierzig sind kaiserliche Tonnen Melange, Mylord«, antwortete der alte Veteran. »Abgepackt, raffiniert und bereit zur Verschiffung. Vorausgesetzt, Sie entschließen sich nicht dazu, sie zu vernichten.«

Ohne zu blinzeln, schaute Jesse den kaiserlichen Abgesandten an. Innerlich fühlte er sich elend. Er wusste, dass der Schmerz seines persönlichen Verlusts niemals vergehen würde, ganz gleich, welche Zugeständnisse er erreichte. Er wollte weder die Gewürzvorräte noch die Kontrolle über die Dünenwelt oder die Reichtümer der Hoskanner Familie. Allerdings wollte er sehr wohl, dass der Kaiser seinen Zorn zu spüren bekam, dass er für seine Rolle bei dieser Tragödie bezahlte, ungeachtet seiner Behauptung, man hätte ihn an der Nase herumgeführt. »Sind wir uns einig?«

Der Abgesandte deutete eine Verbeugung an. »Einverstanden, Edelmann Linkam. Wir möchten Ihnen zu Ihrem

Sieg in diesem Wettstreit gratulieren. Sie haben die Forderungen der Hoskanners tatsächlich übertroffen und sich am heutigen Tag einen Platz in den Geschichtsbüchern gesichert.«

Jesse unterdrückte eine Erwiderung. Er hatte seinen Platz in den Geschichtsbüchern dankend aufgegeben, wenn er dafür nur seinen Sohn zurückbekommen hätte.

Nachdem Bauers gegangen war, saß Jesse wie betäubt da. Er wollte nur allein sein. Der alte Tuck stand neben ihm, offenbar voller unausgesprochener Worte, mit denen er seinen Herrn trösten wollte. Aber er schwieg.

Jesse fühlte sich nicht im Geringsten wie ein Sieger.

34

Es gibt nichts Befriedigenderes als einen bezwungenen Feind.

Valdemar Hoskanner

Kurz vor der Explosion der kaiserlichen Jacht war Cullington Yueh an Bord gewesen, in einer von der Außenwelt abgeschotteten »Sicherheitskabine«. Schließlich wurden die Linkams ihn als Verräter zweifellos töten wollen.

Als Folge von Yuehs Verrat hatten Kaiser Wuda und die Hoskanners bekommen, was sie wollten, doch der alte Arzt glaubte nicht mehr daran, dass man ihm seine Frau zurückgeben würde. Selbst wenn Wanna wie durch ein Wunder überlebt hätte, würde er ihr niemals gestehen können, was er getan hatte, um sie freizukaufen. Die Schande war zu groß.

Der aufgewühlte Arzt durfte seine Kabine verlassen, als der Hochkaiser ihn zu sich bestellte. Zwei Wachen eskortierten ihn zurück in den Audienzsaal und befahlen ihm zu warten, bis Wuda beschloss, ihn zu sehen. Allein mit seinem Gewissen stand Yueh nervös an einem elegant verzierten Balkon, einem Oval in kunstvoll gearbeitetem Goldrahmen.

Während er mit leerem Blick auf die Stadt hinabschaute, dachte der alte Arzt darüber nach, wie diese aggressiven Mistkerle in Ecke mann Linkam jemand gefunden hatten, der es mit ihnen aufnehmen konnte. Statt sich nach der Entführung seines Sohns dem Ultimatum des Kaisers zu unterwerfen, hatte Jesse seinerseits mit einer vernichtenden Drohung reagiert.

Eine Pattsituation. Der Kaiser schien nicht zu begreifen, zu welch drastischen Entschlüssen man einen Menschen treiben konnte, der nichts mehr zu verlieren hatte. Yueh kannte das nur allzu gut von sich selbst. Er wünschte, er selbst wäre so stark gewesen. Jetzt machte er sich Sorgen um Barri und Dorothy und hasste sich für die Rolle, die er bei dem, was ihnen widerfahren war, gespielt hatte. Eigentlich sollte er ein Heiler sein. Wie konnte er es rechtfertigen, ihr Leben in Gefahr zu bringen?

Warum ließ der Kaiser so lange auf sich warten, und warum hatte er Yueh überhaupt herbestellt? Es war still im elegant eingerichteten Audienzsaal – viel zu still.

Der Doktor hatte vieles falsch beurteilt. Als er den Entführern Zutritt zum Anwesen verschafft hatte, hatte er sich eingeredet, dass dem Jungen nichts geschehen würde, dass Jessé einfach nachgeben und alles ein gutes Ende nehmen würde. Doch nach all den Jahren im Dienste des Hauses Linkam hätte Yueh den Edelmann besser kennen sollen.

Ungeduldig schaute er auf das Landefeld hinunter und sah zu seiner Überraschung den Hochkaiser, der sich in Begleitung des hochgewachsenen, imposanten Valdemar Hoskanner, des zappeligen, reichgeschmückten Ulla Bagers und einer kleinen Gefolgschaft eilig von der Jacht entfernte.

Eine plötzliche unerklärliche Panik überkam Yueh. Man hatte ihn hierher bestellt und ihm befohlen zu warten, um sicherzugehen, dass er an Ort und Stelle blieb.

Er fühlte sich wie betäubt von der Ahnung, dass sich schreckliche Gewalten gegen ihn verbündet hätten, dass all die dunklen Geheimnisse von noch tieferem Dunkel umgeben waren. Als er zum Eingang des Saals blickte, sah er, dass die Wachtposten ebenfalls verschwunden waren.

Etwas wurde geschehen. Er musste fort, und zwar schnell! Dann erinnerte er sich an seinen Treueschwur Dorothy gegenüber. Sie und Barri Linkam wurden in einer abgeriegelten Kabine an Bord der Jacht festgehalten.

Yueh hastete auf den beunruhigend leeren Gang hinaus und lief mit Höchstgeschwindigkeit den ringförmigen Hauptkorridor entlang. Als er niemanden sah, ging er ein Deck höher und eilte zu den Arrestzellen. Er öffnete das Türschloss und betrat einen großen, schmucklosen Raum, der die Mitte des Decks einnahm.

»Barri!«, rief er. »Wo ist deine Mutter?«

Der Junge saß an einer Konsole, und seine ganze Aufmerksamkeit wurde von einem elektronischen Spiel in Anspruch genommen. Sein widerspenstiges braunes Haar war noch zerzauster als sonst. Desinteressiert blickte er sich zum Doktor um und zeigte dann auf einen Durchgang, bevor er sich wieder seinem Spiel zuwandte. Es schien das Einzige zu sein, was den Jungen in dieser kargen Behausung geistig beschäftigt hielt.

Yueh, dessen ängstliches Gefühl sich weiter verstärkte, fand Dorothy Mapes in einem kleinen Zimmer. Obwohl ihr Gesicht gerötet und ihr Mund weit aufgerissen war und ihre Brust sich hob und senkte, als würde sie schreien, hörte er keinen Ton. Sie presste die Hände gegen eine unsichtbare Barriere zwischen ihnen, und in ihren Augen sah er die gleiche Panik, die auch er verspürte.

Dorothy zeigte drängend auf etwas zur Rechten des Arztes. Eine Schalttafel an der Wand. Yueh drückte Knöpfe und gab Codes ein. Plötzlich verflüchtigte sich die Stille, und er hörte, wie Dorothy den Namen ihres Sohnes rief. »Barri!«

Sobald das Sperrfeld ausgeschaltet war, fiel sie der Länge nach hin, rappelte sich auf und rannte in den großen Hauptraum. »Los! Barri, komm mit – sofort!«

Der Junge machte ein langes Gesicht. »Mutter! Ich habe gleich gewonnen!« Er spielte fieberhaft weiter.

Yueh packte Barri und riss ihn von der Konsole weg. »Wir müssen raus aus diesem Schiff! Nachdem man mir befohlen hat, an Bord zu bleiben, habe ich den Kaiser und Vaidemar Hoskanner von der Jacht fliehen sehen. Ach, etwas Schreckliches wird geschehen!«

»Sie wollen meinen Sohn ermorden!«, sagte Dorothy, als sie durch den Korridor eilten. »Weil er der Erbe des Hauses Linkam ist, wollen sie ihn aus dem Weg räumen. Als ich es mitgehört habe, hat Bauer mich in der Zelle eingeschlossen.«

Sie erreichten eine der kleinen Notluken, öffneten sie und sprangen einen guten Meter auf das Landefeld hinunter. Barri fiel stolpernd auf die Knie, doch der alte Arzt half ihm auf, und die drei eilten weiter. Sie rannten mit halsbrecherischer Geschwindigkeit über den heißen Panzerbeton. Sie hatten Angst, dass man sie sehen und erschießen würde.

Yueh raste um die Ecke einer kleinen Wartehalle. Als sie unter einem Vordach hinter dem Gebäude waren, keuchte er: »Runter! Vielleicht sehen sie uns nicht.« Er schob Dorothy und ihren Sohn in die Deckung und kauerte sich neben sie. »Ich sehe keine einzige Wache«, sagte Dorothy.

Eine gewaltige Explosion zerriss die Luft, und die Trümmer der kaiserlichen Jacht regneten herab. Yueh hörte, wie Einzelteile auf das Vordach über ihnen prasselten und schwere Trümmerstücke donnernd zu Boden fielen.

Barri und Dorothy wollten wegrennen, doch der Doktor hielt sie zurück. »Wir müssen uns versteckt halten und vorsichtiger sein denn je. Unser einziger Vorteil besteht im Moment darin, dass sie glauben, erfolgreich gewesen zu sein.«

Jesse stand im sonnendurchfluteten hohen Turm, Herz und Gedanken vor Kummer verhärtet. Die Katastrophe war so plötzlich hereingebrochen, und ihm war noch gar nicht recht zu Bewusstsein gekommen, wie viel er verloren hatte. Er hatte versucht, einfach weiterzumachen, auf dem Kurs zu bleiben, den er festgesetzt hatte, schon bevor er sich über die Suchtwirkung der Melange im Klaren gewesen war.

Jetzt war er mehr als je zuvor bereit zu tun, was getan werden musste. Er würde sich von einem kaiserlichen System vereinnahmen lassen, das er hasste, sich an politischen Spielchen beteiligen, um seine Feinde zu quälen, und ihnen dabei immer ähnlicher werden. Als sein geheimer Gewürzvorrat und mit ihm die Überzeugung, dass er den Wettstreit gewinnen konnte, täglich gewachsen waren, hatte Jesse erstmals ein Gefühl roher Macht erlebt. Es war berauschend gewesen.

Und als er sich der Tatsache, dass er Barri und Dorothy verloren hatte, nicht mehr entziehen konnte, kam er zu dem Schluss, dass weder sein Melange-Vorrat noch der Sieg oder die Macht eine Rolle spielten. Stattdessen fühlte er sich wie ein geschlagener Mann, dessen einzige Zukunft in einem leeren Triumph bestand.

Der Hochkaiser hatte ihm einen Handel angeboten und so getan, als könnten eine erkleckliche Entlohnung und die fortgesetzte Kontrolle der Gewürzförderung irgendwie den Tod von Barri und Dorothy wiedergutmachen. Der Kaiser glaubte, dass er gewonnen hatte und wähnte sich wieder in Sicherheit, nachdem er Valdemar Hoskanner die Schuld zugeschoben und ihn ruiniert hatte. Und Jesse hatte ihn glauben lassen, dass er damit zufrieden war.

Jetzt machte es ihn krank.

Er öffnete die feuchtigkeitsversiegelte Tür und trat hinaus auf den Balkon, an die heiße, trockene Luft. Von hier

aus konnte er mit einem Langstreckensender Gurney Halleck erreichen, der noch immer bei den Vorratssilos wartete, und General Tuek, dessen Männer mit den Fernzündern für die Nuklearsprengköpfe auf den Gewürzfeldern bereitstanden. Keiner von beiden würde Jessos Entscheidung hinterfragen, ganz gleich, wie sie ausfiel.

Er drückte den Aktivierungsknopf des Senders. »Gurney, Esmar. Sie müssen jetzt stark sein. Sie müssen tun, was getan werden muss.«

Die beiden Männer bestätigten seine Worte knapp und warteten auf einen klaren Befehl des Edelmanns. Mit einem einzigen Wort konnte Jesso einen Jahresertrag Gewürz vernichten und die reichsten Melangefelder auf Jahrhunderte vergiften, vielleicht sogar den Gewürzkreislauf des Planeten zerstören. Die Adligen, die Abhängigen, die Hedonisten würden, allesamt an den schrecklichen Folgen des Entzugs sterben, und auch der Kaiser würde zusammen mit ihnen untergehen. Wenn Dr. Haynes Recht hatte, würde vielleicht das Imperium selbst zerfallen. Und Jesso war es egal.

Für ihn war alles mit einer einzigen Explosion an Bord der kaiserlichen Jacht zu Ende gegangen.

Der Abgrund vor dem hohen Balkon und die verschlungenen Straßen von Carthage tief unten übten eine hypnotische Wirkung auf ihn aus. Mit einem einzigen kleinen Schritt konnte er sich hinabstürzen. Das Adelshaus Linkam war schon in dem Moment zum Untergang verurteilt gewesen, als Vademar den Wettstreit vorgeschlagen hatte. Wie hatte er sich nur einbilden können, gegen solche Gewalten zu bestehen?

»Gurney, die Sprengladungen an unseren Vorräten … ich möchte, dass du sie …«

Unten erregte etwas seine Aufmerksamkeit. Drei zerrissene Gestalten eilten verstohlen zum Haupteingang des

Anwesens, als wollten sie im Innern Schutz suchen. Es sah aus, als waren es ein alter Mann und zwei kleinere Gestalten.

Jesses Hand umklammerte das Gelander. Er verlor die drei aus den Augen, als sie durch einen unauffalligen Dienstboteneingang das Anwesen betraten.

»Mylord?« Gurneys Stimme klang besorgt. »Was soll ich tun? Soll ich wirklich ...?«

»Gurney, warte!« Mit zusammengekniffenen Augen schaute er erneut hinunter. Sein Herz klopfte ihm bis zum Hals, und er verfluchte sich dafur, dass er so verzweifelt nach einem lacherlich dunnen Faden der Hoffnung griff. Er sturmte ins Haus und rief nach seinen Wachen.

In der Empfangshalle stand Jesse Linkam ein beschamter Dr. Yueh gegenuber. Mit gesenktem Blick gestand der Hausarzt seine Rolle bei dem Entfuhrungsplan und erklarte Dorothy fur unschuldig. Obwohl der alte Doktor keine Entschuldigung anbot, sprach die Konkubine sich fur ihn aus, erklarte, dass die Hoskanners Yuehs Frau gefangengenommen und gefoltert und ihn so zum Verrat gezwungen hatten, und dass er sie gerettet hatte.

Jesse wusste, dass die besiegten und gedemutigten Hoskanners zornig Vergeltung uben wurden, bevor sie ihre Guter dem Haus Linkam uberließen. Da die Hoskanners glaubten, dass der Verrater in der Explosion ums Leben gekommen war, hatten sie fur Wanna Yueh keine Verwendung mehr. Jesse verspurte die unangenehme Gewissheit, dass Valdemar Hoskanner die arme Frau bereits getotet hatte, und zwar weder schnell noch schmerzlos.

Der verstorte Arzt sagte: »Ich habe meinen Treueschwur gegenuber Ihrer Konkubine eingelost, auch wenn das meine entwurdigenden Taten nicht aufwiegt. Ach, selbst

Wanna ware nicht mit dem einverstanden gewesen, was ich getan habe.«

»Ich habe Sie immer fur einen anstandigen Mann gehalten, Cullington«, entgegnete Jesse mit fester Stimme »Sie haben mich und meine Familie verraten aber ohne Sie hatten meine Feinde einen anderen Weg gefunden, mich zu vernichten Trotz der unverzeihlichen Taten, die Sie begangen haben, hat meine Familie es Ihnen zu verdanken, dass sie noch am Leben ist Ich werde nie vergessen, dass Sie dem Haus Linkam die Treue gebrochen haben Doch ich schenke Ihnen das Leben «

Yueh hielt den Blick gesenkt Tranen stromten dem alten Mann ubers Gesicht »Ich danke Ihnen, Mylord, doch niemand wird meiner Wanna das Leben schenken. So habe ich letztlich nichts gewonnen, indem ich Sie verraten habe.«

Jesse legte Yueh eine Hand auf die Schulter »Wir beide werden Erlösung finden Das verspreche ich Ihnen «

35

Reichtum und Macht sind die großen Ungleichmacher. Wer sie erlangt, ist nicht immer der Sieger.

Edelmann Jesse Linkam

Jesse wartete, aber er verzieh nicht.

Hochkaiser Inton Wuda war äußerst hart im Nehmen und besaß Überlebensfähigkeiten, die sich seiner kaiserlichen Abstammungslinie offenbar tief eingeprägt hatten. Nachdem man seine Pläne zunichtegemacht hatte, gelang es ihm, jede Spur von Schuld von sich abzulenken. Jesse glaubte dem Mann keine Sekunde lang, aber er hütete seine Zunge. Wachsam beobachtete er, während er für die Sicherheit seiner Familie sorgte.

Alle Schuld an der »Gewürzkrise« landete praktischerweise auf den Schultern von Vademar Hoskanner und seinen engsten Verbündeten. Der gesamte Besitz der Hoskanners wurde an das Haus Linkam übertragen, wie Ulla Bauers es im Namen des Kaisers versprochen hatte. Die entehrten Hoskanners waren am Ende sogar noch schlimmer dran als seinerzeit William Englishs Großvater.

Doch damit hörte die »emporte Rache« des Kaisers nicht auf. Zwei unbeliebte Köpfe kleinerer Adelshäuser wurden beschuldigt, auf mehreren Planeten Gewürzunruhen angezettelt zu haben, und verloren ihre Güter an Wuda. Interessanterweise übertrafen diese beschlagnahmten Reichtümer knapp diejenigen, die die Linkams durch die Auflösung des Hauses Hoskanner erhielten.

Um seinen guten Willen zu beweisen, bot Hofrat Bauers General Tuek eine Fahrung durch alle Decks des Inspektionsschiffs an. Der Sicherheitschef hatte bei der Anberaumung dieser Fahrung die Rolle des neugierigen Technikliebhabers gespielt und Bauers erzählt, dass das Haus Innsam seinen unverhofften Reichtum vielleicht dazu benutzen würde, eine Flotte solcher Schiffe zu bauen, um damit Melange zu transportieren. Nachdem er das riesige Schiff von innen gesehen hatte, berichtete der alte Veteran seinem Edelmann erleichtert, dass an Bord keine der vermuteten Truppenkontingente versteckt waren. Die Größe des Schiffs sollte offenbar lediglich der Einschüchterung dienen.

Jesse wahrte Abstand vom Hochkaiser, als wäre er ein ansteckendes Seuchenopfer. Anfangs hatte er gedacht, dass der bleiche und übergewichtige Führer des Imperiums ein manipulierbarer Dummkopf war, aber jetzt wurde ihm klar, wie problemlos Wuda sich all jener entledigt hatte, die ihm nicht länger dienlich waren. Zweifellos hatte Valdemar Hoskanner gehofft, dass er den Kaiser um den Finger gewickelt hätte, und jetzt war er ruiniert. Wuda war der ultimative falsche Freund. Ganz gleich, welche Belohnungen der Kaiser ihm anbot oder welche Versprechungen er machte, Jesse würde ihm nicht trauen. Niemals.

In den Wochen, in denen verschiedene Repräsentanten die Einzelheiten des neuen Abkommens festklopften, blieb der Kaiser im Inspektionsschiff, das zu einer Art zeitweiligen Hauptstadt des Imperiums wurde. Er bestellte Edelmänner von nah und fern zu sich, doch auch ihnen brachte Jesse wenig Nachsicht entgegen. Er war immer noch wütend auf viele Adlige, weil sie ihn dazu gezwungen hatten, als ihr Fürsprecher aufzutreten, nur um ihn fallen zu lassen, als er ihre Hilfe und finanzielle Unter-

stutzung gebraucht hatte, und er lud demonstrativ keinen von ihnen in sein Anwesen ein. Stattdessen wurden sie in improvisierten Gastequartieren auf dem Inspektionsschiff und in Carthage untergebracht. Sie alle waren hungrig nach immer mehr Gewürz.

Die Edelleute, die Jesse zu Wucherzinsen Kredit gegeben hatten, wurden voll ausbezahlt und dann von der Dunenwelt komplimentiert. Jesse hatte sich im Stillen geschworen, nie wieder Geschäfte mit ihnen zu machen. Andererseits wurden die drei armen Familien, die alles, was sie sich leisten konnten, auf das Haus Linkam gesetzt hatten, gut entlohnt. Jesse beabsichtigte, sie bis zu einem gewissen Maß an der Gewürzförderung und den erzielten Gewinnen teilhaben zu lassen.

Gemäß einem neuen, von den kaiserlichen Anwälten ausgearbeiteten Abkommen sollte das Haus Linkam sehr gut dafür bezahlt werden, dass es die Melangeförderung verwaltete. Aber als Dorothy ihn durch die Feinheiten der komplizierten Gewinnverteilungsformel lotste, war Jesse nicht überrascht, als er feststellte, dass mindestens zwei Drittel der Erträge in die Taschen des Hochkaisers fließen würden. Trotzdem waren die verbliebenen Anteile gewaltig.

Der neue Gewürzreichtum war mehr als ausreichend, um all den finanziellen Schaden auszugleichen, den Generationen der Misswirtschaft dem Haus Linkam zugefügt hatten, und um das Familiengeschäft praktisch unangreifbar zu machen. Doch Jesse beabsichtigte, seinen Erfolg nach seinem Gerechtigkeitsempfinden zu bemessen und nicht nach wirtschaftlichen Gewinnen.

Als der Hochkaiser sich zum Abendessen ins Anwesen einlud, konnte Jesse ihn nicht abweisen, und ebenso wenig konnte er Einspruch dagegen erheben, dass er Hofrat Bauers

mitzubringen gedachte. Also rauschten am verabredeten Abend Wuda und sein Begleiter zusammen mit einem Kontingent Leibwachen ins große Haus. Sie hießen die Leibwachen auf dem Korridor zurück und wurden von einem uniformierten Bediensteten in den Speisesaal geführt.

Jesse, der bereits saß, warf Dorothy über den langen Tisch hinweg ein dünnes Lächeln zu. Sie hatten trotz der unmittelbar bevorstehenden Ankunft ihres wichtigen Besuchers die traditionellen Ehrenplätze eingenommen. Dem Kaiser und seinem Begleiter wurden weniger bedeutende Plätze zugewiesen, was beiden, nach ihren langen Gesichtern zu urteilen, sehr missfiel. Trotzdem sagten sie nichts und lächelten, als Jesse sich erhob, um sie willkommen zu heißen. Gleichzeitig stand auch Dorothy auf und verbeugte sich steif.

»Guten Abend, meine Herren«, sagte Jesse und setzte sich sofort wieder. Seine Konkubine tat es ihm nach. Einen beiden war ausgesprochen unwohl dabei, sich in einem Raum mit dem behäbigen Führer des Imperiums und seinem nicht weniger fragwürdigen Inspizienten aufzuhalten.

Eine Prozession von Serviererinnen trug dampfende Teller mit Fasanen und Beilagen herein. Diese Fasanenart war zu einer von Jesses Lieblingsspeisen geworden – zumindest soweit das für ein Wüstengericht möglich war. Es handelte sich um kleine Vögel, weshalb drei davon nötig waren, um einen Teller zu füllen. Doch sie waren recht saftig und wurden durch ein catalanisches Rezept ihres Kochs deutlich aufgewertet.

Während des Essens wurde kaum ein Wort gesprochen. Obwohl Jesse diesen einflussreichen Männern gegenüber höflich sein wollte, war er eigentlich nicht in der Stimmung für Geplauder. Nicht nach allem, was er hatte durchstehen müssen. Außerdem machte es ganz den Eindruck,

dass Wuda sich selbst eingeladen hatte, also sollte er auch das Gesprächsthema wählen. Die vier wechselten über den Tisch hinweg unbehagliche Blicke, und die Bediensteten, die sich offenbar auch nicht besonders wohl fühlten, schauten zu.

Als sie mit dem Hauptgericht fertig waren und ihre Teller abgeräumt wurden, sagte der Hochkaiser: »Da wäre noch eine letzte Angelegenheit von großer Dringlichkeit. Meine Strafverfolger haben die Untersuchung eines Verbrechens abgeschlossen, und ich habe mich für eine angemessene Strafe entschieden.« Er griff nach einem Silberkelch mit Gewürzwein, ließ den Blick teilnahmslos über den Tisch schweifen und nahm einen Schluck.

Jesses Herzschlag beschleunigte sich, als die ausgetrockneten Augen des Kaisers auf ihm verharrten. Er fragte sich, ob der korpulente Funker letztlich doch einen legalen Weg gefunden hatte, ihre Abmachung zu brechen. »Aha?«

Der Kaiser hob die freie Hand, worauf seine Leibwachen ihren Posten auf dem Korridor verließen und den Saal betraten. Sechs Männer mit geschulterten Schusswaffen bezogen um den Tisch herum Stellung, zwei hinter Jesse, zwei hinter Dorothy, und zwei hinter Bauers. Scharlachrote Schlachtröcke hoben sich wie dünne Blutrinnsale von ihren königsblauen Uniformen ab.

Esmar Tuek stürmte an der Spitze einer großen Einsatztruppe catalamischer Hausssoldaten in den Speisesaal. Obwohl die kaiserlichen Wachen von einer mindestens dreifachen Übermacht umzingelt waren, zuckten sie nicht mit der Wimper. Jesse saß steif und kalt da, fest davon überzeugt, dass man ihn erneut verraten hatte.

Gelassen nahm Wuda einen weiteren Schluck Wein. »In unserem Universum ist nichts jemals so, wie es scheint, nicht wahr?« Er wandte sich Tuek zu. »Mein Wachhauptmann hat Ihnen die Lage erklärt, General Tuek?«

»Ihr Hauptmann hat mir sein Ehrenwort gegeben, dass alles mit rechten Dingen zugehen wird. Doch meine Pflicht verlangt von mir, dass ich das Versprechen aus Ihrem eigenen Mund höre, Herr.«

»Sie haben mein kaiserliches Ehrenwort«, sagte Wuda mit einem ungeduldigen Stirnrunzeln. »Keine Tauschungen. Weder Edelmann Linkam noch seiner Konkubine wird ein Leid widerfahren.«

Tuek flüsterte Jesse ins Ohr. »Wir sind gezwungen, einen höchst unwillkommenen Gast zu bewirten, Herr.«

Erneut hob der Hochkaiser die Hand, und Valdemar Hoskanner stolzierte herein, ungefesselt und in prachtvoller Kleidung, an der zahllose Goldkettchen und Juwelen baumelten. Er benahm sich, als würde ihm noch immer die abweisende Festung gehören, die er erbaut hatte. Hinter Hoskanner folgten sechs kaiserliche Wachen und darunter weitere Männer von Jesses Haustruppen. Auf einen Befehl des Kaisers wurde ein weiterer Stuhl gebracht, und der widerwärtige Patriarch der Hoskanners nahm neben Bauers Platz.

Jesse warf seinem Todfeind Blicke wie Messer zu, doch der arrogante Valdemar tat, als würde er sie nicht bemerken.

»Jetzt, wo es Zeit für die Nachspeise ist«, verkündete der Kaiser, »dachte ich mir, dass wir meinen geschätzten Kollegen in unsere Runde aufnehmen könnten.«

Als Jesse genauer hinsah, erkannte er, dass Valdemar zwar versuchte, stolz und selbstbewusst zu erscheinen, in Wirklichkeit jedoch in die Ecke gedrängt wirkte. Der Blick seiner dunklen Augen zuckte hin und her und verharrte bei keinem der Anwesenden.

Serviererinnen brachten feine Teller mit catalanischem Schichtkuchen, die wie komplexe Querschnitte durch bunte Gesteinsablagerungen aussahen. Ein Lieblingsgericht von

Jesses geckenhaftem Vater, eben jene Nachspeise, die ihn, von falscher Hand zubereitet, vergiftet hatte.

»Ach, wie wunderbar!«, rief Wuda. »Ist das nicht großartig, Valdemar?«

»Ja, Herr. Auf eine ... rustikale Art.«

Während die Speisenden opulente Kuchenportionen zu sich nahmen, begannen der Kaiser, Bauers und Valdemar eine oberflächliche Unterhaltung. Jesse blieb kühl und förmlich. Die Besucher tranken kostbaren roten Wein, aßen Leckereien und erzählten sich alte Geschichten. Jesse stellte beunruhigt fest, dass der Tonfall und das Verhalten des bedrängten Valdemar Entspannung verrieten, selbst jetzt, wo er angeblich all seiner Güter enteignet war.

Als sie mit der Nachspeise fertig waren, wurde mehr Wein nachgeschenkt. Dann nickte der Kaiser seinem Wachhauptmann zu. Vier uniformierte Männer positionierten sich hinter Ula Bauers und Valdemar Hoskanner.

Die Soldaten zogen blitzende Wurfgeschosse aus ihren Uniformen hervor.

In plötzlicher Beunruhigung schaute Bauers über die Schulter. »Hmmm, ahem, Herr ... was hat das zu bedeuten?«

»Also ist man Ihnen schließlich doch auf die Schliche gekommen.« Valdemars Tonfall war spröde und resigniert, als hätte seine Zeit in der Haft alle Emotionen aus ihm herausgepresst.

Jesse starrte überrascht und entsetzt auf die kaiserliche Inszenierung.

Beiläufig zeigte der Hochkaiser mit dem Finger abwechselnd auf Hoskanner und Bauers, wie ein Metronom, hin und her, als wollte er sich bei einem Kinderspiel für einen der beiden Männer entscheiden. Der Finger kam schließlich bei Valdemar Hoskanner zur Ruhe.

»Also«, sagte Valdemar zum dicklichen Kaiser. »Dann ist dies unsere letzte Unterhaltung?«

»Leider ja«, antwortete Wuda. »Sie haben sich in einer Weise verhalten, die einem Edelmann nicht gut zu Gesicht steht, und im Zuge dessen hatten Sie beinahe das Gewürz, die Dünenwelt und das Haus Linkam vernichtet. Für Ihre unverzeihlichen Taten soll Ihr Adelshaus auf ewig geächtet sein. In der Imperialen Enzyklopädie fügen wir Ihrem Familiennamen einen interessanten neuen Beinamen hinzu. Hoskanner, ein entehrter Edelmann.«

Der angstgeschlagene Valdemar antwortete nicht.

»Damit gewähre ich Ihnen eine ganz besondere Form der Unsterblichkeit«, fuhr Wuda fort. »Immerhin haben Sie sich damit einen unauslöschlichen Platz in der Geschichte gesichert, anders als die vielen, die man so schnell vergisst, als hätte es sie nie gegeben.«

Mit einem wilden Grinsen neigte Valdemar den Kopf zur Seite, sodass der Soldat ihm leichter den scharfen Draht um den Hals legen konnte. Es dauerte nur wenige Sekunden. Er sackte in sich zusammen und fiel mitsamt seinem Stuhl zu Boden.

Am gegenüberliegenden Ende des Tischs hatte Bauers' Gesicht eine graue Farbe angenommen, und er zappelte nervöser denn je herum. Der Tonfall des Kaisers war seltsam beruhigend. »Sie erwartet ein *anderes* Schicksal, Hofrat.«

Bauers wirkte erleichtert, bis der zweite Wächter nach ihm griff und seinen voluminösen schwarzen Kragen beiseiteriss. Eine winzige graue Tätowierung in Form einer gehörnten Kobra kam zum Vorschein, das Abzeichen des Hauses Hoskanner.

Jesse schrie voller Wut und sprang auf. Hinter sich hörte er, wie Tuek und seine Männer die Waffen anlegten.

Dorothy betrachtete den Hals des Hofrats. »Einen Teil dieses Mals habe ich schon einmal gesehen, aber ich wusste nicht, worum es sich handelt.«

Der Kaiser machte eine beiläufige Geste, und der Wächter schlang den Würgedraht um Bauers' Hals. Der wiesellige Mann schnappte nach Luft und schlug um sich. »Sie haben … Sie haben gesagt, ich würde nicht …«

»Ich habe gesagt, dass dich ein anderes Schicksal erwartet. Natürlich wirst auch du hingerichtet, aber wir werden uns nicht die Mühe machen, dir einen Platz in den Geschichtsbüchern zu sichern, Ulla. Man wird dich einfach vergessen.« Bauers würgte und zappelte so verzweifelt, dass er wahrscheinlich kaum etwas von den weiteren Worten des Kaisers hörte.

Als er über den Tisch schaute, bemerkte Jesse, dass Dorothy nicht zusammenzuckte, obwohl ihr Gesicht einen angewiderten Ausdruck annahm, während sie zusah. Sie begegnete seinem Blick, und er erkannte kein Vergnügen in ihren Augen, sondern nur Trauer.

»Diese ganze Angelegenheit war von Anfang an ein Debakel«, sagte Wanda zu dem ums Überleben kämpfenden Bauers, »und bemühe hattest du mein Imperium zu Fall gebracht. Deine Idee mit dem Gewürzwettstreit, die Drohungen … zu denen du mir geraten hast, deine Rolle bei dem Entführungsplan.«

Bauers trat aus, wand sich und zerrte an dem scharfen Draht, bis seine Finger ebenso blutig waren wie sein Hals.

»Es tut mir sehr leid, Ulla, aber wie kann ich jemals wieder deinem Rat vertrauen?«

Obwohl Bauers länger brauchte, um zu sterben, warteten die Wachen seine Leiche bald darauf neben der von Valdemar zu Boden.

»Das war die spezielle Nachspeise, die ich vorgesehen hatte«, erklärte der Hochkaiser. »Wie wäre es mit einem Aperitif?«

Obwohl er innerlich aufgewühlt war, zeigte Jesse keinerlei Gefühlsregung, als er einer Serviererin befahl, die

Getränke zu bringen, während die kaiserlichen Wachen die zwei Leichen fortbrachten.

»Welch ein Jammer«, schnurrte der verfettete Führer. »Die ganze Zeit habe ich geglaubt, dass er für mich arbeitet. Erst gestern habe ich von der Tätowierung erfahren und ihn sofort unter Beobachtung gestellt. Sie sehen, dass ich ebenso sehr ein Opfer dieser Verschwörung bin wie Sie.«

»Schlechter Rat ist immer gefährlich«, bemerkte Jesse.

»Wir beide sollten in Zukunft enger zusammenarbeiten, Edelmann«, sagte Wuda. »Ich kann Ihnen versichern, dass es zwischen uns keine Probleme mehr geben wird.«

»Das hoffe ich aufrichtig.« Jesse wollte noch sehr viel mehr sagen, doch seine umsichtige Seite hieß ihn schweigen. Er und Dorothy hatten beschlossen, den Großteil des Jahres auf seinen catalamischen Gütern zu verbringen und Gurney Halleck als Erntevorarbeiter auf der Dünenwelt zurückzulassen. Im Stillen hatten sie bereits Pläne gemacht, wie sie die Reichtümer und die Macht des Hauses Atreides weiter ausbauen und feste Bündnisse mit einigen Mitgliedern des Adelsrats schmieden wollten, um eine Verteidigungslinie gegen den intriganten Hochkaiser zu errichten.

Für Jesse hatte es eine gewisse Ironie, dass er Methoden einsetzte, die er durch die Beobachtung Wudas gelernt hatte. Der feiste Kaiser wirkte harmlos, doch in Wirklichkeit war er extrem scharfsinnig, aufmerksam und intrigant und hatte ein offenbar unerschöpfliches Repertoire von heimtückischen Plänen in der Hinterhand. Seine Listen waren verwickelt und ineinander verschlungen und hinterließen eine Spur, die sich nur schwer zurückverfolgen ließ. Jesse würde einige Zeit brauchen, um die Fäden zu entwirren, falls es ihm überhaupt gelang. Nur eins schien klar zu sein: Wudas Strategie bestand darin,

sich immer in eine Position zu manövrieren, in der letztlich er den Gewinn einheimste.

Hätte Jessé den Wettstreit verloren, dann hätte Valdemar dem Kaiser enorme Bestechungssummen gezahlt, und am Ende wäre alles wieder wie zuvor gewesen. Nach Jessés unerwartetem Sieg hatte der Kaiser stattdessen mit Erfolg das mächtige Haus der Hoskanners vernichtet, das vielleicht eines Tages zu einer Bedrohung für seinen Thron herangewachsen wäre. Außerdem hatte der Wettstreit das Haus Linkam dazu gezwungen, eine neue Gewürzerntetechnik zu entwickeln, etwas, das die Hoskanners gar nicht erst versucht hatten. Nun würde sich der Melange-Export der Dünenwelt dramatisch erhöhen.

Alle Kadchen greifen ineinander, dachte Jessé. *Ich muss viel lernen, wenn ich mein Haus beschützen will.*

In diesem Universum gab es wenige Menschen, denen der Edelmann wirklich vertraute. Er konnte sie an den Fingern beider Hände abzählen. Sogar an denen einer einzigen. Garney. Esmar. Dorothy. *Dorothy.* Ein starker, unbezwingbarer Impuls überkam ihn.

Als ihnen der süße Wein aufgetragen wurde, wobei jeder Speisende die traditionelle Auswahl von drei Gläsern erhielt, hob Jessé ein Glas. »Ich habe selbst etwas zu verkünden, Herr. Einen Toast auf meine Neuigkeiten!«

»Und worum handelt es sich bei diesen Neuigkeiten?«, erkundigte sich der Hochkaiser beflissentlich, als hätte er sich dazu herabgelassen, das Wort direkt an einen seiner Untertanen zu richten.

In dem Wissen, dass Dorothy ihn nicht verraten und nur versucht hatte, ihren Sohn zu retten, beschloss Jessé, Vorsicht und ehrwürdige Traditionen in den Wind zu schlagen. Durch ihn war der Kaiser nun reicher, als er es sich je hätte träumen lassen, und das sollte ihn doch wohl gewogen stimmen.

Jesse holte tief Luft, um Mut zu fassen, und schaute sie über den Tisch hinweg an. »Dorothy Mapes, du bist meine Konkubine, die Mutter meines Sohnes, und meine treue Gefährtin, aber ich fürchte, das genügt mir nicht mehr.« Er sprach, als gäbe es im gesamten Universum niemanden außer ihnen beiden.

Sie sah ihn mit einer Mischung aus Traurigkeit und Liebe an, als wüsste sie, was er gleich sagen würde. Sie war ihren eigenen Worten nach immer davon ausgegangen, dass er eines Tages eine Frau aus einer mächtigen Familie wählen würde, um sein Haus durch eine Adelsheirat mit einem anderen zu verbinden. Nachdem er jetzt die Kontrolle über die Dunenwelt und die Gewürzförderung hatte, würde Jesse viele solche Angebote erhalten.

Und dann verblüffte er sie. »Willst du mich heiraten?«

»Aber ... das ist unmöglich, Jesse. Das weißt du doch.«

»Das Haus Atreides kann ohne dich nicht existieren, meine Geliebte«, beharrte Jesse, »und ich kann ohne dich nicht leben. Die Adligen mögen süchtig nach Gewürz und Macht sein, doch ich bin süchtig nach dir.«

Unerwartete Tränen glitzerten in Dorothys Augen, und Jesse sprang auf, um am Tisch entlang zu ihr zu eilen. Sie nickte zu ihm auf, und dann wurde sie ernst und vernünftig. »Nein, Jesse. Ich bin eine einfache Konkubine und nicht von edlem Geblüt. Wir beide können niemals heiraten. Ich werde nicht der Untergang deines großen Hauses sein!«

Er warf dem dicken Wada einen stechenden, unerbittlichen Blick zu. »Ich bin mir sicher, dass unser Hochkaiser uns eine Sondergenehmigung erteilen wird. Wie er uns gegenüber bereits erwähnte, ist er die Verkörperung des kaiserlichen Gesetzes. Der Kaiser kann es ändern, wann immer es ihm angemessen erscheint.«

Inton Wuda willigte mit einer gelangweilten Handbewegung ein, während er vom zweiten Likor kostete. Offenbar hatte er wichtigere Neuigkeiten erwartet. »Ich denke, Sie sind ein Narr, Linkam, aber das ist die am wenigsten lastige Bitte, die Sie in letzter Zeit an mich gerichtet haben.«

Jesse trank aus einem kleinen Glas mit Melange-Destillat, das ihm Mund und Kehle wärmte. Er setzte das Getränk ab, umarmte Dorothy und schaute ihr in die myrrhebraunen Augen. »Dich zu heiraten ist politisch vielleicht nicht das Beste für das Haus Linkam, aber vergiss das alles, Dori! Nach dem, was wir erreicht haben, werden wir zweifellos mit ein bisschen Gemurre bei Hof fertig.«

Sie sah ihn lange an. »Wenn Mylord darauf besteht ...«

Er küsste sie, und ihr Mund schmeckte nach Gewürz.

»Von diesem Tag an sollst du als *Lady* Dorothy Linkam bekannt sein. Wahrer Adel ist kein Geburtsrecht – man muss ihn sich verdienen.«

DER WEG ZUM WÜSTENPLANETEN

»Sie haben den Wandersand zum Stillstand gebracht«

Im Jahre 1957 mietete Frank Herbert ein kleines Flugzeug und flog nach Florence, Oregon, um einen Zeitschriftenartikel über ein Forschungsprojekt zu schreiben, das vom US-amerikanischen Landwirtschaftsministerium durchgeführt wurde. Das Ministerium hatte eine Methode gefunden, Sanddünen erfolgreich zu stabilisieren, indem man genügsame Gräser auf Dünenkämmen anpflanzte, um sie so davon abzuhalten, Straßen und Gebäude zu versanden. Fachleute aus der ganzen Welt reisten nach Florence, um sich das Projekt anzusehen, da es in vielen Gebieten ähnliche Probleme gab wie in der Sahara, wo sich ausbreitender Wandersand schwere Schäden verursachte. Frank Herbert wollte den Artikel, den er »Sie haben den Wandersand zum Stillstand gebracht« nannte, sehr gerne schreiben. Er schickte seinem Agenten Lurton Blassingame einen ausführlichen Entwurf mit Fotos.

Der Agent brachte nur mäßiges Interesse zum Ausdruck und weigerte sich, den Artikel an Verlage zu schicken, solange er nicht überarbeitet wurde. Schließlich verließ Frank Herbert die Begeisterung für den Artikel, und er wurde nie veröffentlicht. Allerdings stellte er den Beginn von über fünf Jahren intensiver Recherchen und Schreibarbeiten dar, die schließlich in *Der Wüstenplanet* ihren Höhepunkt finden sollten.

Wir freuen uns, hier erstmals Frank Herberts Notizen zu diesem Zeitschriftenartikel veröffentlichen zu können.

Aus den Unterlagen von
FRANK HERBERT

11. Juli 1957

Lieber Lurton,

anbei findest Du einige Fotos zur Erlauterung eines Artikels, den ich gerne anmelden lassen wurde. Kurz gesagt geht es darin um die Kontrolle von Sanddunen, die dafur bekannt sind, ganze Stadte, Seen, Flusse und Strafen zu verschlucken. Die Dunen auf diesen Bildern haben zeitweise Leute einer Kustenstadt in Oregon bedroht. Mehrere Behorden sind das Problem dort vor zehn Jahren in einer gemeinsamen Aktion angegangen. In der bekannten menschlichen Geschichte sind sie die Ersten, die ein Mittel gegen Wandersand entwickelt haben. Es funktioniert so gut, dass Israel, Chile, die Philippinen und mehrere andere Lander Fachleute nach Oregon geschickt haben, um zu erfahren, wie die Methode angewendet wird.

Sanddunen, die von anhaltenden Winden vor sich her getrieben werden, turmen sich in der gleichen Weise auf wie Meereswellen, nur dass sie wohl einer sieben Meter pro Jahr zurucklegen als sieben Meter pro Sekunde. Diese Wellen konnen ebenso verheerende Sachschaden anrichten wie eine Flutwelle – und sie haben sogar schon Todesfalle verursacht. Sie uberschwemmen Walder, zerstoren Wilddeckungen, legen Seen trocken und fullen Hafenbecken.

Millionen Morgen Land an der chilenischen Kuste sind durch solchen Wandersand fur Menschen unbewohnbar geworden. Israel fuhrt einen bestandigen Kampf gegen die umliegenden Wusten. In Oregon schlagen sich mehrere Hafen mit Wandersand herum.

Und überall auf der Welt gibt es Hunderte weitere Problemgebiete.

Die Wissenschaftler, die an der Küste von Oregon forschen, haben herausgefunden, dass man die Dünen vollständig unter Kontrolle halten kann, indem man einfach eine bestimmte Grassorte einsetzt, die im Sand gedeiht und ihn mit einem komplexen Wurzelnetzwerk festhält. Es ist extrem schwierig, dieses Gras in Gärtnereien heranzuziehen, und man musste besondere Methoden für den Umgang damit entwickeln. Man hat über elftausend verschiedene Grassorten ausprobiert, bevor man auf diese ganz bestimmte stieß ... und dabei mussten die Wissenschaftler aufgrund der Sandinvasion an dem betreffenden Küstenstreifen gegen die Zeit arbeiten.

Das Ganze eignet sich für eine spannende Reportage mit einem sehr schönen Umweltschutz-Aspekt und ist auch menschlich hochinteressant. Wir sollten herausfinden, ob jemand Interesse daran hat.

Ich rackere mich immer noch mit dem neuen Roman ab. Du wirst ihn bald zu sehen kriegen.

Beste Grüße, *Frank*

DAS PROJEKT:

Die kleine Küstenstadt Florence in Oregon ist Schauplatz eines unbesungenen Sieges in einem Kampf, den die Menschen schon seit vorgeschichtlichen Zeiten führen. Es ist der Kampf gegen Wandersand – gegen Dünen.

Sanddünen, die von anhaltenden Winden vor sich her getrieben werden, türmen sich auf wie Meereswellen – nur dass sie wohl eher sieben Meter pro Jahr zurücklegen als sieben Meter pro Sekunde. Doch diese sich langsam bewegenden Wellen können ebenso große Zerstörungen

anrichten wie ein Erdbeben, und der Schaden ist oft dauerhafter.

Von grauer Vorzeit bis in unsere moderne Gegenwart haben vom Wind getriebene Dünen ganze Dörfer und Städte verschlungen. Fragen Sie einen beliebigen Archäologen nach dem versandeten Teil el Amarna, der Stadt am Horizont des Aton, die Echnaton und seine Frau Nofretete am Nilufer errichteten. Hier seien nur einige wenige Gemeinschaften genannt, die den Krieg gegen den Sand verloren haben: Murzuk in der Sahara, Washari und eine Reihe weiterer Siedlungen in der Kumtag Wüste in Xinjiang, Hunderte von Städten entlang der Hadramaut Küste von Arabien, Inkasiedlungen und in jüngerer Zeit Orte an der peruanischen und chilenischen Küste zwischen Trujillo im Norden und Callao und Caldera im Süden.

An der Küste von Guinea in Afrika und in Französisch-Westafrika nahe Njeil haben Wanderdünen Flüsse verschluckt, und es gibt weitere belegte Fälle dieser Art.

Wanderdünen bedrohen Häfen auf der Philippineninsel Samar, am afrikanischen Golf von Guinea, entlang der Inkaküsten von Peru und Chile und schließlich in der Hafenstadt Port Siuslaw, Oregon, wo man die Lösung für das Problem gefunden hat.

An der chilenischen und peruanischen Küste sind Millionen Morgen Land durch Wandersand für Menschen unbewohnbar geworden. Israel führt einen beständigen Kampf gegen die umliegenden Wüsten. Häfen auf der ganzen Welt schlagen sich mit diesem Problem herum.

1948 haben mehrere Bundes- und Bundesstaatsbehörden eine Studie in Florence, Oregon, gestartet, einer Stadt, die von Wandersand bedroht wird. Man konzentrierte die Bemühungen auf Port Siuslaw und den Siuslaw River, die beide auf dem Weg herannahender Dünen lagen.

Es dauerte zehn Jahre, doch schließlich hat die Gruppe unter der Leitung von Thomas Filippin (Projektlandschaftspfleger für den *Siuslaw Soil Conservation District*, die erste nachhaltige Antwort auf den Wandersand in der bekannten menschlichen Geschichte entwickelt. Die Methode funktioniert so gut, dass Israel, Chile, Ägypten, die Philippinen und weitere Länder Fachleute nach Oregon geschickt haben, um zu erfahren, wie sie zu Hause den Sand bekämpfen können.

Schnell fanden die Wissenschaftler an der Küste von Oregon heraus, dass sie den Sand durch den Einsatz einer bestimmten Grassorte (europäisches Strandgras) und die anschließende Bepflanzung mit anderen Gewächsen unter Kontrolle halten konnten. Das Gras bildet einen Brückenkopf, indem es den Sand mit seinem komplexen Wurzelnetzwerk festhält. Das erlaubt es bestimmten anderen Pflanzen, Fuß zu fassen. Das Strandgras lässt sich nur sehr schwierig in Gärtnereien ziehen, und ein Teil der Lösung des Dünenproblems hatte damit zu tun, Methoden der Vermehrung und Pflege zu finden.

Mehr als eintausend verschiedene Grassorten wurden von der Gruppe in Oregon getestet, bevor man den richtigen Umgang mit dem Strandgras fand – dabei arbeitete man gegen die Zeit, denn der Vormarsch des Sands am Küstenstreifen begrub Häuser, Eisenbahnschienen, den Highway 101, den Hafen von Siuslaw und einen nahen See – und Wildde-kungen auf einer Länge von vierzig Küstenmeilen.

Wie die Wissenschaftlergruppe in Oregon die zahlreichen Probleme gelöst hat, die mit der Zähmung des Wandersands einhergingen, und wie diese Lösung funktioniert, ist eine spannende Geschichte mit einem hervorragenden Umweltschutz-Aspekt, und diejenigen, die diese Schlacht gewonnen haben, machen sie auch auf menschlicher Ebene interessant.

29. Juli 1957

Lieber Frank,
die Kontrolle von Sanddunen gibt vielleicht eine Reportage ab. Das Zielpublikum dafür ist recht begrenzt, aber wenn Du Deinen Entwurf noch etwas detaillierter gestalten könntest, wäre es sicher einen Versuch wert. Du solltest ihn auf eine undatierte Seite schreiben, einfach nur als Entwurf, und die Fragen beantworten, die ich an den Rand geschrieben habe. Man sollte auch erfahren, wie weit verbreitet der Einsatz von diesem Gras inzwischen ist und in welchem Tempo er übernommen wird.
Mit freundlichen Grüßen, *Lurton*

(Anmerkung: Lurton Blassingame hat zwei Briefe mit dem gleichen Datum geschickt.)

29. Juli 1957

Lieber Frank,
in Deinem Kampf gegen die Sanddünen steckt vielleicht ein Artikel, aber Dein Entwurf macht ihn noch nicht erkennbar. Du verwendest sehr viel mehr Platz darauf, von all den Städten zu berichten, die vom Sand zerstört wurden, als auf die Beantwortung der Frage, wie die Schlacht gewonnen wurde. Nirgends steht etwas von der Größe oder der Anzahl der Dünen, die sich auf Florence und Port Suislaw zubewegen. Wir erfahren nicht, wie groß diese beiden Städte sind. Du erwähnst auch nicht, wie viele Kilometer Straße und Eisenbahn zerstört wurden. Ich gehe davon aus, dass die Schlacht gewonnen wurde. Wenn das der Fall ist, wie weit liegen Florence und Suislaw auseinander? Dieser Entwurf bleibt recht vage. Was ist aus der Eisenbahn geworden? Wenn die Schlacht gewonnen

wurde hat die Wissenschaftlergruppe sich dann anderer Arbeit zugewandt oder ist sie losgezogen, um die Wanderdünen anderswo im Land zu bekämpfen?

Entwurf und Reportage sollten sich mit dem Kampf um die Rettung dieser Städte befassen. Wenn Du überhaupt Geschichtliches hineinnimmst, dann nur, um zu zeigen, wie hoffnungslos die Schlacht zu Beginn erschien, weil sie noch nie zuvor gewonnen wurde. Außerdem sollte die Reportage wahrscheinlich eng an den Leiter der Aktion geknüpft sein, damit sie auch menschlich interessant ist. Amerikanische Herausgeber interessieren sich einen Dreck für Murzuk und Kuntag, sie wissen nicht mal, was diese Namen bedeuten. Wenn Du ein O.K. für einen Artikel willst, dann musst Du den Hauptteil Deines Entwurfs SCHNELLSTENS darauf ausrichten, das Interesse eines amerikanischen Herausgebers zu wecken.

Mit freundlichen Grüßen, *Lurton*

Die Briefe des Wüstenplaneten

Bei seinen langwierigen und oft schwierigen Bemühungen, seinen rätselhaften Vater zu verstehen, recherchierte Brian für die Biographie *Dreamer of Dune* und schrieb anschließend zusammen mit Kevin neue *Dune*-Romane. Im Laufe dieser Arbeit brüteten wir über Franks Notizen, Briefen und Entwürfen. Die Papiere befanden sich an mehreren Orten, verteilt über mehr als tausendsechshundert Kilometer. Die Geheimnisse dieses legendären Autors und seines Meisterwerks *Der Wüstenplanet* zu enträtseln war eine anspruchsvolle und faszinierende Aufgabe.

Frank Herberts Briefordner förderten interessante Juwelen zutage, die ihn als leidenschaftlichen Autor zeigen, der beständig danach strebte, einen Verleger für einen umfangreichen Roman zu finden, von dessen Qualität er überzeugt war, der aber nicht in die Marktschubladen seiner Zeit passen wollte.

Nach seiner ursprünglichen Artikelidee für »Sie haben den Wüstensand zum Stillstand gebracht« spielte Frank Herbert jahrelang mit dem Gedanken an eine Geschichte über eine Wüstenwelt voller Gefahren und Reichtümer. Er entwarf die Handlung für einen kurzen Abenteuerroman, *Der Gewürzplanet*, legte den Entwurf jedoch auf Eis, als die Idee zu einem sehr viel ehrgeizigeren Projekt heranreifte.

Als Herbert seinem Agenten Lurton Blassingame im Frühjahr 1963 schließlich einen frühen Entwurf des Wüstenplaneten präsentierte, erhielt er folgende Antwort:

5. April 1963

Lieber Frank,
meinen Glückwunsch! Du hast da einen Roman, der in vielerlei Hinsicht etwas Großes ist, nicht nur, was den reinen Umfang angeht, sondern auch in Sachen Ideen und Geschichte. Der Wüstenplanet ist vielleicht nicht der zukünftige König auf Camelot, dafür ist er meiner Meinung nach an einigen Stellen zu holprig, aber ich fühlte mich trotzdem einige Male an dieses wunderbare Buch erinnert.

Für einige Leser lässt sich Dein Roman vielleicht etwas zu viel Zeit, und es würde mich nicht wundern, wenn der eine oder andere Lektor Dich um Kürzungen bittet. Doch die wichtigste Frage ist im Moment, wann Du den Rest liefern kannst – oder einen Entwurf für den Rest. Besonders wissenschaftlich ist das Ganze nicht, aber Du hast da eine sehr gute, in der Zukunft angesiedelte Abenteurgeschichte, und ich schätze, darauf kommt es an. Und darauf, dass Du mit den Figuren gute Arbeit geleistet hast.

Ich denke, man wird dieses Buch höher einschätzen als Atom U-Boot 1881, das ja sehr viel Lob geerntet hat. Ich verneige mich dreimal – und erwarte mit offenen Händen den Rest der Geschichte.

Mit freundlichen Grüßen, *Lurton*

Später im gleichen Monat antwortete Frank Herbert und schickte seinem Agenten weitere Kapitel. Er schrieb:

Die Wissenschaft in diesen Büchern ist grundsätzlich breit gestreut – die politischen Aspekte, die Verwandlung eines gesamten Planeten, die Religion (die Verwandlung eines gesamten Volkes), und ich gehe nicht allzu ausführlich auf bestimmte technische

Werkzeuge ein – obwohl es mich überraschen würde, solltest Du nicht bemerken, dass die Idee des »Destillanzugs« eine Neuerung ist, die zudem eine Schlüsselrolle in der Geschichte spielt. Was das betrifft, werden auch menschliche Individuen als ökologische Werkzeuge behandelt. Im Endeffekt wird hier die Wissenschaft also aus einem anderen Blickwinkel betrachtet.

Letzte Woche habe ich siebzig Seiten der Endfassung abgeschlossen (teile sie anbei), und ich wusste nicht, warum ich diese Woche nicht die gleiche Menge schaffen sollte, sodass ich Dir das Ergebnis etwa nächsten Dienstag schicken kann. Der Rest dürfte Dich dann ungefähr im gleichen Tempo erreichen (stell es Dir einfach als wöchentliche Fortsetzungsgeschichte vor).

Blassingame gefielen die neuen Kapitel, allerdings schrieb er: »Deine Geschichte und die Art, wie Du sie erzählst, gefallen mir sehr. Das Einzige, was mir Sorgen macht, ist die Länge. Ich freue mich auf weitere Kapitel. Ich finde das Buch sehr interessant – aber wie um alles in der Welt sollen wir die Rechte für eine Veröffentlichung als Fortsetzungsroman verkaufen, wenn es so lang ist?«

Die damalige Art und Weise der Zusammenarbeit zwischen Frank Herbert und seinem Agenten unterschied sich sehr von den heutigen Gepflogenheiten. Blassingame war ein praktisch denkender und handelnder Agent, der sogar bei der Erstellung der Manuskriptseiten mithalf, bevor er sie an den *Analog*-Chefredakteur John W. Campbell Jr. schickte:

24 Mai 1963

Lieber Frank,

ich habe heute früh einen Anruf von John Campbell bekommen. Er ist an Der Wüstenplanet interessiert, und ich treffe nach Montag mit ihm, um mir sein Angebot anzuhören.

Das Originalmanuskript ist letzte Woche an ihn gegangen, nachdem ich alle Seiten korrigiert und einige entfernt, hinzugefügt oder ersetzt habe. An den Stellen, wo ich eines bis ein halbes Dutzend Wörter ersetzt habe, habe ich die alten Buchstaben durchgestrichen und den neuen Text entweder darüber getippt oder handschriftlich eingefügt.

Anbei sieben Seiten zum Abtippen. Die Seiten, bei denen Ergänzungen am linken Rand hinzugefügt worden sind, müssen auf jeden Fall neu abgetippt werden. Die Zeit hat nur gereicht, um bis zum Anfang von Seite 210 zu kommen, die in den zurückgeschickten Seiten enthalten ist. Du kannst aber mit den anderen weitermachen, wenn Du willst. Es tut mir leid, dass wir keine Zeit haben, den Rest zu machen, aber dafür hast Du sicher Verständnis. Ich würde diesen Durchschlag gerne nächste Woche bei Doubleday haben. Die Randbemerkungen auf dem Originalmanuskript wurden abgetippt, die Seiten auseinandergeschnitten und die neuen Textpassagen mit Tesafilm eingeklebt. Dann haben wir die Seiten unten so gefaltet, dass sie genauso lang sind wie die unzerschnittenen Seiten. Die entsprechenden Seiten sehen in Ordnung aus.

Ich freue mich auf den Rest des Buches!

Mit freundlichen Grüßen, Lurton

Funf Tage darauf schrieb Blassingame erneut Er machte sich leichte Sorgen wegen der schieren Menge an In formationen, die Herbert zu Beginn des Romans unterge bracht hatte:

Eine Moglichkeit, dieses Problem vielleicht zu losen, wurde darin bestehen, etwas mehr aus den histori schen Passagen zu machen, die Du den einzelnen Kapiteln des Buchs voranstellst Zu Beginn des Romans konntest Du aus irgendeiner Enzyklopadie zitieren »Als Herzog Leto im Jah Arrakis ubernahm, hatte der Planet weder Flusse noch Meere Die Stadte befanden sich im nordlichen Teil (hier kannst du in ein paar Satzen vor den Wasserproblemen in den Stadten und Wusten des Planeten berichten) Die Regierungszeit des Herzogs dauerte nur Jahre, bevor die Harkonnens über ihn herfielen und (hier kannst du die Ausloschung der Truppen, den Tod des Herzogs und die Flucht von Paul und Jessica hinzu fügen).«

Du kriegst das sicher besser hin als ich Ich denke jedenfalls dass wir ein bisschen mehr Hintergrund wissen über den Planeten und die Situation, in die Du uns wirfst brauchen Und Dein kluger Einsatz von Zitaten an den Kapitelanfangen gibt Dir die Moglichkeit, uns solche Informationen zu liefern

Nach wenigen Tagen kaufte Campbell die Geschichte, um sie als Fortsetzungsroman in seinem Magazin zu veroffentlichen, und zahlte dafur 2550 $ (drei Cent pro Wort), was dem Autor (nach Abzug der Agentenprovision) 2295 $ einbrachte Anfang Juni 1963 schrieb der legendare Her ausgeber den ersten von vielen Briefen an Frank Herbert, die in den kommenden Jahren folgen sollten

Über die Hauptfigur Paul Atreides schrieb Campbell: »Meinen Glückwunsch! Sie sind der Vater eines fünfzehnjährigen Übermenschen.« Dann breitete er sich vier Seiten lang darüber aus, wie sich die besonderen Kräfte dieses Superhelden an den Roman anpassen ließen, gipfelnd in den Worten: »Wenn ›Der Wüstenplanet‹ der erste von drei Bänden ist, und wenn Sie vorhaben, Paul auch in den Folgebänden zu verwenden … oh Mann! Da haben Sie sich ein ganz schönes Problem eingehandelt. Vielleicht machen Sie es sich mit der Handlung des Folgebandes ein bisschen einfacher, wenn Sie Paul nicht ganz so viele supernormale Fähigkeiten geben.«

Frank Herbert war anderer Meinung und hielt an seinem Grundkonzept für Pauls Kräfte fest, laut dem er in die Zukunft sehen konnte, wenn auch mit einigen Einschränkungen. Frank verfasste eine detaillierte und philosophische fünfseitige Antwort, in der es um die Natur von Metaphysik, Zeit und Vorahnungen geht. Nachdem Blassingame eine Kopie dieser Antwort gelesen hatte, schrieb er an Frank: »Ich finde, Du hast deine Position hervorragend verteidigt. Bislang kannte Campbell, nur zwei Arten, mit Übermenschen umzugehen. Ich hoffe aber, dass er Deine Argumente akzeptiert und erklärt, dass er von nun an drei Arten kennt.«

Campbell akzeptierte Herberts Verteidigung. Fünf Tage später antwortete er mit einem dreiseitigen Brief, in dem er die obskure Diskussion fortsetzte und hinzufügte: »Ich sage ja nicht, dass Sie Pauls Fähigkeit zur Zukunftsschau weglassen sollten, weil ich sie nicht mag, sondern weil ich den Verdacht habe, dass es dadurch verdammt schwierig wird, eine vernünftige Geschichte zu erzählen. Ihre Vorschläge, wie man die Fähigkeit einschränken kann, sind gut fundiert.«

Der Austausch zwischen Chefredakteur und Autor erwies sich nicht nur bezüglich der Geschichte, um die es

ging, als anregend. Ein paar Wochen später schrieb Frank Herbert zurück:

Ihre Briefe über die Zeit haben hier neulich Abend eine lange Diskussion zwischen Jack Vance, Poul Anderson und mir ausgelöst. Wir haben Sie dabei vermisst.

Vance: Vergangenheit und Zukunft als »Entitäten« sind pure Illusion. Die einzige Realität ist der gegenwärtige Augenblick. Damit sind alle Zeitreisegeschichten für die Katz.

Anderson: Zeit hat lediglich etwas mit Maßeinheiten zu tun. (Sehr nüchtern, was empirische Wissenschaft angeht.)

Herbert: Zeit und Leben stehen auf eine Art und Weise miteinander in Beziehung, die für Zeit und unbelebte Objekte nicht zutrifft.

Damit sind verschiedene Standpunkte stark vereinfacht, aber recht gut zusammengefasst. Es gab noch mehr – sehr viel mehr. Alles in allem ein schöner Zeitvertreib.

Wie gesagt, wir haben Sie dabei vermisst.

Um den Anforderungen von *Analog* nachzukommen, verfasste Frank Herbert vier Inhaltsangaben, die jeweils zusammen mit den vier unter dem Titel *Dune World* geplanten Folgen mit insgesamt etwa 85 000 Wörtern erscheinen sollten. Frank schrieb: »Die Inhaltsangaben unterteilen das Buch seltsamerweise in praktisch gleich lange Abschnitte – und zwar vier. Das liegt zweifellos am reichlichen Gebrauch von Cliffhangern.« Später musste er das zu drei Inhaltsangaben ändern, da Campbell sich anders entschieden hatte und die Geschichte in drei Teilen bringen wollte.

Gleichzeitig stand Blassingame die ganze Zeit mit großen Verlagen wie beispielsweise Doubleday & Co. in Kontakt und versuchte jemanden zu finden, der den Roman als Buch veröffentlichen würde. Im Sommer 1963 sickerte langsam die Information zu Herbert durch, dass es sich dabei, insbesondere aufgrund der Länge des Romans, um keine leichte Aufgabe handelte. Zu jener Zeit waren die meisten Science Fiction Romane nur 50 000 bis 75 000 Wörter lang, und *Der Wüstenplanet* hatte beinahe 200 000 (nach der Veröffentlichung in *Analog* hatte der Autor mehr Text hinzugefügt).

Aufgrund solcher künstlicher Vorbehalte hatte Frank Herbert nicht immer eine hohe Meinung von den New Yorker Verlagen. Einer seiner Briefe zeugt davon: »Was Doubleday betrifft – wenn sie es nehmen, hervorragend. Wenn nicht, gibt es auch andere Verlage. Ich spüre in meinen Knochen, dass die *Wüstenplanet* Trilogie (die drei Teile des Originalromans, die heute den *Wüstenplaneten* bilden) dem Verlag, der ihn veröffentlicht, einen Haufen Geld einbringen wird. Ich sage mir immer wieder, dass Redakteure kommen und gehen und Autoren die meisten von ihnen überleben. (Campbell stellt eine erfreuliche Ausnahme dar, aber er ist ja zugleich auch Schriftsteller.)«

Eine Woche später erklärte Doubleday, dass sie möglicherweise einen Vertrag für *Dune World* anbieten könnten, allerdings nur, wenn das Buch sich auf 75 000 bis 80 000 Wörter kürzen ließe. Frank Herbert änderte das Manuskript, doch im August zog Timothy Seldes von Doubleday das Vertragsangebot zurück und erklärte, er hätte zu große Schwierigkeiten mit dem Anfang des Romans. »Vielmehr empfehle ich Ihnen, die unbekannten Technologien auf den ersten zehn Seiten zusammenzufassen. Der Umstand, dass es Mr. Herbert so schwerfällt, in

die Geschichte einzusteigen, sagt, zumindest meiner Meinung nach, vielleicht einiges über die Geschichte selbst aus.«

Blassingame hatte das Manuskript an mehrere Verlage geschickt, und Ende Oktober 1963 lehnten Charles Scribner's Sons es höflich ab. Kurz darauf vollendete Herbert Buch II des *Wüstenplaneten* (»Muad'dib«) und schickte es mit folgender Bemerkung an seinen Agenten: »Ich war nicht besonders froh, als ich erfuhr, dass Scribner's den *Wüstenplaneten* abgelehnt hat. Was die Bemerkung des Verlegers angeht, dass er sich (mit seiner Ablehnung) vielleicht irrt – wollen wir hoffen, dass sie hellseherisch war.«

Am 1. November 1963 vollendete Frank Herbert Buch III des *Wüstenplaneten* (»The Prophet«) und schickte es mit folgender Notiz an seinen Agenten: »Hier ist Buch III der Trilogie, meiner Meinung nach das gelungenste der Reihe. Hoffen wir, dass ein paar Verleger diese Ansicht mit mir teilen.«

Blassingame mochte den dritten Teil, schrieb jedoch zurück: »Ein großes Hindernis ist die Aufteilung des Materials. Die meisten Trilogien haben große Pausen zwischen den Büchern oder wechseln die Perspektive. Deine Geschichte ist fortlaufend. Es sind eigentlich keine drei Romane, sondern nur ein großer. Möglicherweise müsste er in einem Band erscheinen.« Im Dezember bat Doubleday, sich den *Wüstenplaneten* noch einmal ansehen zu dürfen, worauf der Agent es noch einmal einschickte. Doch er warnte den Autor: »Dein Hauptproblem ist die Länge. Dein Roman ist etwa doppelt so lang wie die Romane der meisten anderen Autoren.«

Kurz vor Weihnachten 1963 schrieb John W. Campbell an Blassingame, dass ihm das neue *Wüstenplanet*-Material für die Fortsetzungsveröffentlichung in *Analog* gefiel.

»Das ist ein echt traumhafter Brocken.« Er schlug weiterhin vor, die hellseherischen Kräfte von Paul Atreides zurückzunehmen, machte das aber nicht zur Bedingung. Außerdem bemerkte er: »Das Hauptproblem, das Sie mit der *Wüstenplanet*-Reihe haben, ist, Pauls Psi-Fähigkeiten als nützliche, vorteilhafte Fähigkeit in den Blick zu kriegen und nicht nur als etwas, das ihn und den ganzen Rest durcheinanderbringt.«

Das neue Material – weitere 120 000 bis 125 000 Wörter – wurde Campbell über fünf weitere Ausgaben verteilen müssen, doch er erklärte, dass es genau die Sorte »Säbelrassler« sei, die er für *Analog* haben wollte.

Als Frank Herbert das Titelbild für die erste »Wüstenplanet«-Ausgabe von *Analog* sah, war er zutiefst beeindruckt und schrieb: »Oft muss ich mich fragen, ob ein Künstler tatsächlich die Geschichte illustriert, mit der seine Arbeit erscheint. Bei John Schoenherr ist das nicht der Fall. Sein Dezember-Titelbild fängt mit erschütternder Kraft und Schönheit die ›Wüstenplanet‹-Stimmung‹ ein, die zu erzeugen ich mir solche Mühe gebe. Es ist eine der wenigen solcher Arbeiten, von denen ich gerne das Original hätte.«

Ebenso begeistert antwortete Campbell, das Titelbild sei »Schoenherrs sechster Versuch, glaube ich. Dieses Gefühl für Einsamkeit, Gefahr, Trockenheit und Bewegung zu treffen, war nicht einfach. Mit dem Bild hat sich der Kerl seine Bezahlung verdient!«

Frank Herbert und John Campbell sprachen per Telefon ausführlich über das Manuskript, und der Autor gewann die Diskussion über die hellseherischen Kräfte von Paul Atreides. Frank hatte eine starke Affinität zum Thema außersinnliche Wahrnehmung und hatte, wie er seinem Agenten erklärte, jahrelange Nachforschungen dazu betrieben.

Außersinnliche Wahrnehmung ist insofern eines meiner Interessengebiete, als ich eine ganze Menge von dem gelesen habe, was ich als quasi wissenschaftlichen Randbereich dieses Gebiets bezeichnen würde. Dazu gehört Rene Sudres Para Psychology *sowie nicht wenig von J. B. Rhine, einschließlich* The Reach of the Mind *und* New World of the Mind. *Ich habe auch in Plutarch reingeschaut, den Autor mit den heiligen Pilzen.«*

In Bezug auf außersinnliche Wahrnehmung könnte man mich als Agnostiker bezeichnen – einen »ungläubigen Thomas«. Einige der Autoren am diesseitigen Ende dieses Gebiets, zum Beispiel Fodor und Tassi, sind für meinen Geschmack zu durchgeknallt, und ich habe starke Zweifel, was die mathematische Grundlage der Statistiken von Rhines Tests angeht.

Na schön, ich stamme aus Missouri. Das hindert mich aber nicht daran, meine Freude an einer guten Geschichte über außersinnliche Wahrnehmung zu haben, und es hält meine Phantasie auch nicht davon ab, »Was wäre wenn«-Fragen über die Möglichkeit mentaler Kräfte nachzugehen.

Im Gespräch mit Campbell nahm Frank Herbert allerdings einen wichtigen Vorschlag auf. In der ersten Version des Manuskripts wird Pauls Schwester Alia getötet, doch der Chefredakteur überredete Herbert, diese Entscheidung rückgängig zu machen und sie für zukünftige Geschichten am Leben zu lassen. Das erwies sich als guter Rat, da sie zu einer der interessantesten Figuren im *Dune* Universum werden sollte.

(Nebenbei bemerkt beschloss Frank in den späteren Romanen auch, Duncan Idaho »wiederzuerwecken«, weil die Fans ihn so mochten. Ohne Alia Atreides und die auf

einanderfolgenden Gholas von Duncan Idaho ware das *Dune*-Universum sehr viel armer.)

In den verschiedenen Rohfassungen des Romans schrieb Frank zusatzliche Kapitel, die er schließlich wieder aus dem Manuskript herauskurzte, um den Umfang zu reduzieren. Diese verschollenen Kapitel erscheinen spater in *Traume vom Wustenplaneten*.

Ende Januar 1964 lehnte Timothy Seldes von Doubleday den Roman erneut ab. »Niemand scheint dazu in der Lage zu sein, sich durch die ersten hundert Seiten (von Buch I) zu kampfen, ohne dabei verwirrt und verargert zu werden.« Einige Wochen spater lehnte Julian P. Muller von Harcourt, Brace & World das Manuskript ebenfalls ab und verwies dabei auf »langatmige Stellen«, »ermudende Dialoge«, »melodramatische Ausbruche« und den Materialumfang. Außerdem bemerkte er: »Es ist durchaus moglich, dass wir den Fehler des Jahrzehnts begehen, wenn wir Frank Herberts *Wustenplaneten* ablehnen.«

Inmitten solcher Ablehnungen schrieb Frank beharrliche Worte an seinen Agenten: »Dieses Buch ist verkaufbar.« Außerdem gab es immer mehr Leute, die den Roman sehr schatzten. Wenig spater erhielt Herbert von der 22. World Science Fiction Convention (Pacificon II) die Nachricht, dass *Dune World* (auf Grundlage der *Analog*-Fortsetzungsgeschichte) für den angesehenen Hugo Award nominiert worden war.

Darauf schrieb Frank Herbert an die Veranstalter:

> *Ich fuhle mich wirklich zutiefst geehrt, dass »Dune World« fur den Hugo nominiert wurde. Das ist eine echte Uberraschung. Ich glaube grundsatzlich nicht, dass Schriftsteller uber solche Dinge nachdenken. Wir sind zu sehr damit beschaftigt, »die Geschichte« zu schreiben.*

Ob ich nun gewinne, verliere oder ob es unentschieden ausgeht, in jedem Fall freue ich mich darauf, Sie im September zu sehen. Im Moment heißt es zurück an die Schreibmaschine. Ich stecke bis über beide Ohren in meiner Arbeit, und ich könnte mir nichts Schöneres vorstellen.

Im Sommer berichtete Blassingame von anhaltenden Problemen bei seinen Versuchen, das Buch bei einem Verlag unterzubringen. »Ich hoffe, dass der enorme Umfang des *Wüstenplaneten* einem Verkauf nicht im Wege steht, aber er macht uns nach wie vor Sorgen.« Auch New American Library lehnte das Manuskript wenig später ab, mit der Erklärung, der Roman »präsentiert sich altmodisch« und müsse gekürzt werden.

Bei der Hugo-Wahl auf dem Pacificon II in Oakland, Kalifornien, trat *Dune World* gegen *Raumstation auf der Erde* von Clifford D. Simak, *Katzenwiege* von Kurt Vonnegut, *Straße des Ruhms* von Robert A. Heinlein und *Hexenwelt* von Andre Norton an. *Dune World* gewann nicht (sondern *Raumstation auf der Erde*), doch John Campbells *Analog* erhielt einen Hugo für das beste Profimagazin. Frank Herbert besuchte die Convention und nahm den Preis für Campbell entgegen, um ihn anschließend nach New York zu schicken. Zur Würdigung von Franks Beitrag schrieb der Chefredakteur: »Ich möchte Ihnen dafür danken, dass Sie uns dieses Jahr zum Hugo Award verholfen haben – in beiderlei Hinsicht. Ich habe dem Komitee gesagt, dass entweder Sie oder Poul Anderson die offensichtlichen Stellvertreter für *Analog* sind, da Sie beide von der Westküste stammen, und da Sie beide zu den Hauptgründen zählen, warum der Hugo zu uns gekommen ist.«

Campbell erstattete Frank Herbert das Porto, doch Herbert schrieb zurück: »Es war mir eine Ehre, Ihren wohl-

verdienten Hugo entgegenzunehmen und weiterzuleiten. Das Porto war eine Kleinigkeit, darum hatten Sie sich nicht kümmern müssen. Doch es ist gerade in dem Moment eingetroffen, als Sohn Nummer zwei (Bruce) um einen Taschengeldvorschuss bat. Vielleicht freut es Sie ja zu hören, dass Sie diesen Vorschuss ermöglicht haben.«

Die Fanpost von *Analog* Lesern wuchs zu einem Strom an, doch das Gleiche galt für die Ablehnungsschreiben großer Verlage. E. P. Dutton fügten ihren Namen der Liste von abschlägigen Bescheiden hinzu, die letztlich auf über zwanzig anwachsen sollte. Sie schrieben: »Etwas von diesem Umfang würde eine absolut unglaubliche Investition erfordern und einen Verkaufspreis, der weit jenseits dessen läge, was irgendein anderer SF-Roman bislang gekostet hat.« Allen Klots Jr. von Dodd, Mead & Co. nannte ähnliche Gründe für die Ablehnung und fügte hinzu: »Es handelt sich um jene Art von Buch, um die sich möglicherweise ein Kult entwickelt und es unsterblich macht, aber wir hatten bislang wenig Glück mit Science Fiction, und die Gefahr, dass dieser Roman von seinem eigenen Gewicht erdrückt wird, ist unserer Meinung nach zu groß.«

Anfang 1965 erreichten Frank Herbert aus einer unerwarteten Quelle gute Neuigkeiten. Chilton Books, ein Verlag, der vor allem für die Publikation von Autoreparaturhandbüchern bekannt war, bot ihm 7500 $, zuzüglich Tantiemen, an, um die drei *Wüstenplanet*-Teile »Dune World«, »Muad'dib« und »The Prophet« in einem Hardcover-Band zu veröffentlichen. Chiltons weitsichtiger Chefredakteur Sterling Lanier hatte Herberts Agenten aufgespürt, nachdem er die Geschichte in *Analog* entdeckt hatte. (Lanier war selbst Science-Fiction-Autor und verfasste unter anderem den Roman *Hieros Reise*.)

Lanier schrieb, dass er das Buch sehr schätzte, es gerne in einem Band veröffentlichen würde und dass der Autor sogar noch mehr Material hinzufügen sollte! Als Gesamttitel schlug er *Dune* (*Der Wüstenplanet*) vor, und er erklärte, dass er für das Titelbild Kontakt mit Campbells Zeichner John Schoenherr aufnehmen würde. Das Angebot von Chilton war schnell angenommen. Wenig später berichtete Lanier: »Ich habe Schoenherrs Bild mit Jessica und Paul gekauft, die in der Schlucht kauern, und ich glaube, dass es ein prachtvolles, fesselndes Titelbild abgeben wird.«

Während *Der Wüstenplanet* sich auf dem Weg zur Buchveröffentlichung befand, beschrieb Frank Herbert in einem Brief an einen Freund seinen Schreibstil:

> *Für den* Wüstenplaneten *habe ich unter anderem das eingesetzt, was ich als »Kameraperspektiven-Methode« bezeichne – ich wechsele (je nach benötigtem Erzähltempo in verschiedener Reihenfolge) zwischen Totale, mittlerer Entfernung, Nahaufnahme und so weiter. Ein Großteil des Prosatexts bestand zu Anfang aus Haikus, die ich dann mit möglichst wenig zusätzlichen Worten ausgepolstert habe, damit sie einer normalen englischen Satzstruktur entsprechen. Oft benutze ich ein Jung'sches Mandala, um die Figuren einer Geschichte voneinander abzugrenzen, und weise jeder eine dominante psychologische Rolle zu. Die Implikationen von Farben, Stellungen, Wortwurzeln und prosodischen Merkmalen – wenn eine Szene maximale Wirkung haben muss, zieht man all das in Betracht. Und welche Szene muss das bei einem dicht geschriebenen Buch nicht haben?*

Später antwortete Herbert auf einen Brief von einem Fan,

Meine Vorstellung von einer guten Geschichte besteht dann, Menschen in eine Umgebung zu versetzen, die Druck auf sie ausübt. Das kommt auch in der wirklichen Welt vor, doch den alltäglichen Dramen fehlt meistens das Maß an Organisation, das wir von einem Roman erwarten. Auf die Idee eines Wüstenplaneten bin ich gekommen, als ich für einen Zeitschriftenartikel die Bemühungen recherchierte, Wanderdünen zu kontrollieren. Das hat mich zu anderweitigen Nachforschungen geführt, die zu zahlreich sind, um sie hier einzeln aufzuführen. Unter anderem habe ich mich einige Zeit in einer Wüste (Sonora) aufgehalten und mich noch einmal mit dem Islam befasst.

Arrakis ist lebensfeindlich, weil Lebensfeindlichkeit ein Element der Umwelt ist, das Drama hervorbringt. Taifune, Feuer, Überschwemmungen – was den Menschen durch solche Ereignisse widerfährt, enthält die grundlegenden Elemente einer guten Geschichte.

Langer Roman. Das war ein Experiment in Sachen Handlungstempo. Ich bin mir nicht sicher, wie erfolgreich dieses Experiment war, aber ich bin mir natürlich darüber im Klaren, dass es die Konventionen des Romans verletzt. Jedoch habe ich über diese Verletzung überhaupt nicht nachgedacht. Dafür war ich zu sehr mit den inneren Rhythmen meiner Geschichte beschäftigt. Im Prinzip sind diese Rhythmen wie ein Koitus – langsamer, sanfter Beginn, zunehmendes Tempo und so weiter. Außerdem habe ich mich entschieden, kein Hollywood-Ende zu schreiben, sondern den Leser aus der Geschichte schlittern zu lassen, bevor er sich vollständig von ihr lösen kann. Ich wollte nicht, dass am Ende alles sauber abgeschlossen ist, so dass man das Buch zehn Minuten, nachdem man es weggelegt hat, vergisst. Diese Beilau-

figkeit ist eins der Probleme unserer Zeit. Ich schreibe nicht beiläufig, und es täte mir leid zu hören, dass jemand mich beiläufig liest. Um nicht prätentiös zu klingen, lassen Sie mich festhalten, dass ich keinerlei moralisches Urteil über diese Art des Schreibens fälle. Gut schlecht gleichgültig? Es ist einfach die Art, die ich für mich gewählt habe.

Des Weiteren ist der Roman so umfangreich, weil er das enthält, was ich als »vertikale Schichten« bezeichne – zahlreiche Ebenen, auf denen der Leser Zugang zu ihm finden kann. (Ein weiteres Experiment meinerseits.) Sie können die Ebene wählen, die Ihnen zusagt, und ihr durch die Geschichte folgen. Wenn Sie das Buch nochmal lesen, können Sie eine ganz andere Ebene wählen und »etwas Neues« in der Geschichte entdecken.

Meine Meinung über Romane? Zuerst einmal müssten wir dafür dieses semantische Zeug erledigen und bestimmen, was zum Teufel ein Roman ist. Anschließend müssten wir uns dann mit einer Analyse des Verbs »sein« in unserer Antwort beschäftigen, und letztlich würden wir nirgendwo landen.

Das ist nichts, was sich einer Analyse unterwerfen lässt. Auf diese Art findet man keine Wahrheit. Dem allgemeinen Verständnis nach hat der Roman einfach etwas mit einer guten Geschichte zu tun, also mit »Unterhaltung«, bei der man etwas lernt. « Unterhaltung. Der Wüstenplanet hat überzeichnete Elemente, das Wüstenprinzip ad absurdum, viktorianisches Gehabe. Ist er ein Roman? Er fällt in die herkömmliche Klassifikation. Ist er ein typischer Roman? Ich hoffe nicht, aber ich halte mich nicht für qualifiziert, das zu beurteilen.

Der Roman? Lieber Himmel, Mann … geben Sie mir Ockhams Rasiermesser! Sie bitten mich, ein Literaturkritiker zu sein, eine Rolle, die ich verabscheue. Es gibt nur eine brauchbare Sorte Literaturkritiker, nämlich diejenige, deren Geschmack dem eigenen so ähnlich ist, dass man sich darauf verlassen kann, dass man etwas mag, wenn sie es auch mögen. Ein solcher Kritiker liest das Jahresangebot und hält einen davon ab, Zeit mit den Sachen zu verschwenden, die er ablehnt. Unglücklicherweise wird Literaturkritik großenteils von Wichtigtuern betrieben. Sie nutzen ihre Kommentare zum Werk anderer Leute als Plattform, um sich in Szene zu setzen. Eigentlich sagen sie nur »Schaut mich an! Schaut mich an!« Die meisten Kritiker können in dem Bereich, über den sie urteilen, nichts schreiben, was auch nur einen Dreck wert wäre, oder haben Angst davor, ihre eigenen Arbeiten aufs Meer der Wichtigtuer hinauszuschicken. Ich schätze, der einzig gute Literaturkritiker ist die Zeit. Wenn etwas überdauert … und das, was wir als ›Roman‹ bezeichnen, scheint zu überdauern. Wobei ich hoffe, dass er sich auch verbessert, um zeitgemäß zu bleiben.

Ein weiterer Brief des Autors verschafft uns sogar einen noch tieferen Einblick: »So, wie ich ein Buch schreibe, weiß ich, dass es keinen Sinn hat, einen Handlungsüberblick und Beispielkapitel einzuschicken. Ich komponiere ein Buch (im musikalischen Sinne), fülle, balanciere aus, hebe hervor, schreibe um … offensichtlich hat das Endprodukt nur noch wenig Ähnlichkeit mit irgendeiner verdammten Kostprobe!«

Als Chilton Books die Veröffentlichung der Hardcoverausgabe des *Wüstenplaneten* vorbereitete, bat Sterling Lanier

den Autor darum, die Werbung zu unterstützen. Frank, der auf seine zahlreichen Freunde und Presseverbindungen zurückgreifen konnte, antwortete:

23. August 1965

Lieber Sterling,

anbei die Liste für die 25 Bücher, die Deine Werbeabteilung, wie Du mir geschrieben hast, verschicken wird, um den Absatz des Wüstenplaneten zu unterstützen. Ich habe mich ein wenig ins Zeug gelegt, und ein alter Freund von mir, der eine Werbefirma in Tacoma leitet (und sehr gute Arbeit leistet), steht in den Startlöchern, um im gesamten pazifischen Nordwesten eine PR-Kampagne für mich aufzuziehen. Ich habe in der Region einen Haufen alter Freunde, Schulkameraden und Ähnliches in Schlüsselpositionen (Radio- und Fernsehsprecher, Herausgeber, Kolumnisten und dergleichen). Die Sache dürfte nicht allzu schwierig werden.

Für San Francisco und Los Angeles kann ich ein bisschen bei der Werbung helfen. Ich bearbeitete gerade City Lights, eine Buchhandlung, damit sie uns ein Schaufenster gibt (in der auch sonst in Little Bohemia am North Beach ausliegt, soweit sie kann. Wenn ich im nächsten Monat wieder nach Süden reise, bringe ich Herausgeberfreunde von mir, die dort für die führenden Zeitschriften arbeiten, ein paar Exemplare vorbei.

Und noch etwas: Wenn Deine Werbeabteilung zwei weitere Exemplare entbehren kann, schickt sie doch bitte an Robert C. Craig, 3140 E. Garfield, Phoenix, Ariz., 85008. Er ist der einzige Verwandte von mir, der uns in diesem Zusammenhang eine Hilfe sein kann. Für das Landwirtschaftsministerium bereist er den

Südwesten (Arizona, Texas, New Mexico und Oklahoma) und hat dort unten Hunderte wichtige Freunde.

Das Buch sieht atemberaubend aus und ist früher rausgekommen, als ich erwartet hatte.

Wärmste Grüße, *Frank*

Chilton produzierte auch einen zweiminutigen Radio-Werbespot, der von über fünfhundert Sendern ausgestrahlt wurde.

30. September 1965

Sehr geehrter Mr. Herbert,

anbei das zweiminutige Radioskript über den Wüstenplaneten, das in der Woche ab dem 27. September von mehr als 500 kommerziellen und bildungsorientierten Sendern ausgestrahlt wird, sowie von über 170 Veteranenkrankenhaussendern. Viele dieser Sender werden den Spot mehr als einmal verwenden.

Die Sendungen der Reihe Inside Books Radio *werden von Büchereien und Buchhandlungen im ganzen Land unterstützt. Wir glauben, dass diese Sendung das Publikum für Ihren Roman erweitern wird, und zwar ebenso um Menschen, die vom herkömmlichen Buchmarkt normalerweise nicht erreicht werden, wie auch um solche, die für Bücher ohnehin schon zugänglich sind.*

Hochachtungsvoll, *Mrs. Mary Jo Groeneveld*

Woche ab dem 27. September
Inside Books Skript #4
Nicht vor Donnerstag, den 30. September ausstrahlen

Titel: *Dune*
Autor: Frank Herbert
Verlag: Chilton Books, 227 S. 6th Street, Philadelphia.
Preis: 5,95 $
Erscheinungstermin: 1. Oktober 1965

Zeit für unseren täglichen Blick in die aufregende Welt der Bücher. Auf Grundlage von Meldungen, die wir von *Publishers Weekly* erhalten, der Zeitschrift für den Buchmarkt. (Sponsorenblock.) Einer der phantastischsten Romane, die wir seit langem zu Gesicht bekommen haben, ist *Der Wüstenplanet* von Frank Herbert. Wenn wir sagen, dass *Der Wüstenplanet* ein *phantastischer* Roman ist, meinen wir genau das: ein Werk reiner Phantasie, eine aufregende Science Fiction Geschichte, die in der fernen Zukunft auf einem weit entfernten Planeten spielt. Genau genommen müsste es heißen: *mehreren* weit entfernten Planeten, denn in der Geschichte von *Der Wüstenplanet* geht um einen Herzog namens Leto, der von einem Planeten auf einen anderen umzieht. Der Planet, den er hinter sich lässt, ist reich und fruchtbar, und der Planet, auf den er sich begibt, ist eine schreckliche Wüste, in der es so gut wie gar kein Wasser gibt. Herzog Leto ist das Oberhaupt eines sehr alten Adelshauses, und als er von seinem schönen Planeten auf den Wüstenplaneten umzieht, bringt das die Zukunft seines gesamten Hauses in Gefahr. Doch eigentlich hat er keine Wahl, weil er den Befehlen des Imperators gehorchen muss. Der Imperator hat Herzog Leto weit fort geschickt, weil er auf Letos großen Reichtum und seine Beliebtheit neidisch ist, und weil er

unter dem Einfluss von Letos großtem Feind steht, einem bosen Baron namens Vladimir (VLAD, m.er) dem Oberhaupt einer rivalisierenden Adelsfamilie. Allerdings ist Herzog Letos neuer Planet keine *wüstige* Wüste. Zugleich ist er der einzige Planet, wo man die wertvollste Droge, die es gibt, findet – eine Droge, die das Geheimnis des ewigen Lebens birgt. Aber wenn wir Ihnen noch mehr über den Hintergrund von *Der Wüstenplanet* erzählen, würden wir entscheidende Teile der Geschichte verraten. Also wechseln wir ein wenig das Thema und kommen darauf zu sprechen, dass der eigentliche Held des *Wüstenplaneten* nicht Herzog Leto ist, sondern sein Sohn Paul, der zu Beginn der Geschichte erst fünfzehn Jahre alt ist. Paul ist kein gewöhnliches Kind. Er ist sehr viel aufmerksamer als die meisten Menschen – und er verfügt über ungewöhnliche geistige Kräfte, die ihn von allen anderen Menschen unterscheiden – Kräfte, die er von seiner Mutter geerbt hat und die es ihm erlauben, die *absolute Wahrheit* zu erkennen, wenn er sie findet. Zu Beginn sagten wir, dass *Der Wüstenplanet* ein aufregender Roman ist, und das stimmt – doch er ist noch mehr. Hier wird eine komplette Zukunftsgesellschaft erschaffen, ausgearbeitet bis ins letzte Detail. Man könnte dieses Buch auch als eine Art *Über* Science Fiction bezeichnen – der Autor geht sogar so weit, ein kurzes Wörterbuch mit Spezialbegriffen hinzuzufügen, die sich auf Kräfte und Seinszustände beziehen, die es in unserer Welt nicht gibt – oder noch nicht gibt – die aber die Grundlage der Welt des *Wüstenplaneten* bilden. ‚Sponsorenblock'. Wir haben Ihnen über den Roman *Der Wüstenplanet* von Frank Herbert berichtet. Morgen zur gleichen Zeit erwartet Sie eine weitere Sendung von *Inside Books*.

Außerdem verschickte Chilton eine ausführliche Pressemitteilung, die den Titel »DER WÜSTENPLANET wird seine Leser nicht wieder freigeben« trug.

Frank Herberts neuester Roman Der Wüstenplanet *ist ein überragendes literarisches Werk und ein packender Ausflug in die Welt der Phantasie.*

Weil der allmächtige Imperator den wachsenden Reichtum und die zunehmende Beliebtheit von Herzog Leto Atreides fürchtet, muss der Herzog seine Ländereien tauschen. Leto Atreides muss von einem Planeten, *der ihm gehört, zu einem Planeten reisen, den man ihm im Austausch überlässt. Und der Imperator Shaddam IV. ist der Herrscher des* Universums. *Herzog Letos Sohn Paul ist in jeder Beziehung so ungewöhnlich, dass er möglicherweise den Schlüssel zur gesamten Macht und zu allem Wissen der Menschheit darstellt. Die Gemahlin des Herzogs, Pauls Mutter, ist ein Geschöpf der Bene Gesserit, des fremdartigsten matriarchalen Ordens, der je ersonnen wurde, dessen Ziel ebenfalls die absolute Herrschaft ist.*

Die Antwort auf alle Fragen liegt auf einer Welt, die man den Wüstenplaneten nennt, Arrakis, der als einziges Exportgut Melange produziert, die Droge der Unsterblichkeit. Arrakis ist eine Welt aus Sand, Felsen und glühender Hitze, die vom bewaffneten Wilden durchstreift wird, die für einen Tropfen Wasser töten.

Ein Buch, so universell wie die Zeit, von brillanter Vorstellungskraft und schillernder Erzählkunst. Der Wüstenplanet *zeigt, was möglich ist, wenn ein visionärer Autor den Blick in die Zukunft der menschlichen Geschichte richtet, statt in die Vergangenheit.*

Frank Herbert, dessen Bücher ebenso mit denen von Aldous Huxley wie mit denen von Edgar Rice

Burroughs verglichen wurden, ist Journalist. Zu seinen Veröffentlichungen gehören der Roman Atom-U-Boot 1881 *sowie zahlreiche Kurzgeschichten.*

Auch Science-Fiction Koryphaen gaben ihre Meinung zum Besten. Poul Anderson schrieb: »*Der Wüstenplanet* ist nach jedem Maßstab ein bedeutendes Buch, und im Bereich der Science Fiction gehört es zu den ganz großen Werken – eine spannende Geschichte, vierdimensionale Figuren und ein Schauplatz, der eines Hal Clement würdig wäre. Aber es ist noch viel mehr an diesem Buch. Mitgefühl, Entsetzen, Ironie, Machiavellistische Politik und die beste mir bekannte Untersuchung eines der bedeutendsten und am wenigsten verstandenen Phänomene der menschlichen Geschichte: des Messias. Frank Herbert befasst sich nicht nur mit den Auswirkungen, die ein solcher Prophet auf menschliche Angelegenheiten hat. Er schaut tiefer, er fragt, wie es sich anfühlt, eine Bestimmung zu haben. Und dadurch teilt er uns sehr viel über die Natur des Menschen mit.«

Damon Knight schrieb: »Die höchste Leistung eines Science Fiction Romanautors besteht darin, eine imaginäre Welt zu erschaffen, die so wirklich, so lebendig ist, dass der Leser sie berühren, schmecken, hören und riechen kann. Arrakis ist eine solche Welt, und *Der Wüstenplanet* ist eindeutig dazu bestimmt, ein Klassiker der Science Fiction zu werden.«

Dann trudelten die ersten Rezensionen ein. Eine der Zeitungen, für die Frank Herbert gearbeitet hatte (die kalifornische *Santa Rosa Press Democrat*), brachte einen Artikel mit dem Titel »Ex-Mitarbeiter schreibt ausgefallenen Roman«: »Frank Herbert, ehemaliger *Press-Democrat* Berichterstatter, wurde als Erfinder ungewöhnlicher Geschichten schon mit Edgar Rice Burroughs verglichen. Dieses

Buch ist natürlich keine Ausnahme und wird den Leser von Anfang bis Ende in seinen Bann schlagen.« *Kirkus* meinte »Gut möglich, dass dieser phantastische Weltraum-Zukunftsroman ein Untergrundhit wird. Er speist sich aus den Schattenbildern von Edgar Rice Burroughs (Die Mars-Reihe), Aischylos, Christus und J. R. R. Tolkien.« Die *Science Fiction Review* behauptete »Ich glaube, *Der Wüstenplanet* ist der längste Science-Fiction-Roman, der jemals in einem Band veröffentlicht wurde. Ich will nicht einmal versuchen, hier die Handlung zu umreißen. Sagen wir einfach, dass jeder in diesem Buch etwas für sich finden dürfte. Abenteuer, Psychologie, Machtspiele, Religion usw.«

Es ist vielleicht keine Überraschung, dass das Buch auch dem *Analog*-Rezensenten gefiel. »*Der Wüstenplanet* ist zweifellos einer der Meilensteine der modernen Science Fiction. Es handelt sich um eine erstaunliche kreative Leistung.« Der Rezensent für das *Magazine of Fantasy and Science Fiction* war hingegen weniger wohlwollend. »Ich glaube, kein Maß an Aufwand oder Können hätte genügt, um diesen seltsamen Mischmasch verschiedener Ideen zusammenzuhalten. Es ist mir unmöglich, die zahlreichen miteinander verknüpften Handlungsstränge dieses Romans nachzuverfolgen. Es ist ein umfangreiches Buch, dessen Grundideen all die Arbeit, die hineingesteckt wurde, eigentlich nicht wert sind.«

Die *El Paso Times* schrieb »Die Erschaffung eines fiktiven Reichs, einschließlich Flora, Fauna, Mythen, Legenden, Geschichte, Geographie, Ökologie und so weiter, verlangt nach einem beweglichen und gut informierten Verstand. Herbert verfügt offenbar über das nötige Wissen, um ein solches Konzept zu entwickeln und auszuarbeiten, doch unglücklicherweise ist seine Phantasie eher faszinierend

für ihn als für den durchschnittlichen Leser. Wenn man mit einem achtzehnseitigen Glossar kämpfen muss und dann noch versucht, sich auf einen überbordenden Schreibstil zu konzentrieren, gegen den H. Rider Haggard nüchtern erscheint, ist es wirklich keine leichte Sache, sich diesen vierhundertzwölfseitigen Schinken zu Gemüte zu führen.«

Anfang 1966 bereitete der englische Verlag Gollancz das inselweite Erscheinen des *Wüstenplaneten* als Hardcover vor, während die englische Taschenbuchausgabe bei New English Library geplant war. In den Vereinigten Staaten verkaufte Chilton die Taschenbuchrechte an Ace Books.

Dann erhielt Frank Herbert am 17. Februar 1966 die Mitteilung, dass *Der Wüstenplanet* den Nebula Award für den besten Science Fiction Roman 1965 gewonnen hatte, verliehen von den Science Fiction Writers of America. Damon Knight, der Vorsitzende des Vereins, schrieb ihm vor dem Preisverleihungsessen in Los Angeles:

17. Februar 1966

Lieber Frank,
es ist nur eine erfreuliche Verpflichtung, Dir mitzuteilen, dass Der Wüstenplanet *bei der SFWA Auszahlung den Preis für den besten Roman gewonnen hat (den er, meiner Meinung nach, auch mehr als verdient hat). Bitte sag es noch nicht von den Dächern – die Information soll nicht vor dem Preisverleihungsessen am 11. März an die Öffentlichkeit gelangen.*

Ich hoffe, dass Du zum Essen nach LA kommen kannst, um die Trophäe entgegenzunehmen. Wenn Du noch keine Reservierung geschickt hast, solltest Du Dich an Harlan Ellison wenden. Wenn Du aus irgend

einem Grund nicht kommen kannst, teile Harlan bitte mit, wer an Deiner Stelle den Preis entgegennehmen soll.

Meine persönliche Gratulation & alles Gute

beste Grüße, *Damon*

(Als handschriftliche Nachbemerkung fügte er hinzu: »Es wäre sogar noch schöner, wenn du am selben Tag zum Preisverleihungsessen nach New York kommen könntest, aber das ist ein weiter Weg ...«)

Gleich darauf schrieb Harlan Ellison an Frank Herbert.

26. Februar 1966

Lieber Frank,

ich muss baldmöglichst erfahren, ob Du es zum Preisverleihungsessen schaffst. Wir müssen dem Restaurant mitteilen, wie viele wir letztlich sein werden, und zwar wenigstens eine Woche vorher, und man will das Verhältnis von Kalbsrippchen zu Lamm Hauptgängen wissen. Es ist also unmöglich, dass Du erst am 9. Bescheid gibst.

Da ich den Kurzgeschichtenpreis gewonnen habe und das kannst Du gefälligst für Dich behalten, Petzgesicht, wäre es wohl etwas anmaßend, wenn ich auch noch den Romanpreis für Dich entgegennehme. Es macht schon jetzt den Eindruck, als hätte ich die Mitglieder bestochen. Also musst Du einfach da sein, um den Preis selbst entgegenzunehmen. (Sollte es am Ende doch dazu kommen, dass Du uns sitzenlässt und lieber stur Deinem unstillbaren Ego die Ehre erweist, sorge ich dafür, dass irgendwer Bekanntes das verfluchte Ding entgegennimmt und schicke es Dir dann, aber nur im absoluten Notfall.)

So oder so solltest Du lieber das beiliegende Formular ausfüllen und mir einen Scheck für Dein(e) Ticket(s) schicken, nur für den Fall, dass Du kommen kannst. Wenn Du's nicht schaffst, kriegst Du Dein Geld zurück. Zwar nur ungern, aber Du kriegst es zurück.

Verpass das bloß nicht, Herbert. Das ist vielleicht die einzige Gelegenheit, die ich erhalte, Dich offiziell von einem Podium herab zu beleidigen. Außerdem sieht das Program außergewöhnlich spannend aus und vielleicht sogar gewinnträchtig.

Sei brav. Wir sehen uns beim Preisverleihungsessen. Enttäusche mich nicht.

Harlan

Nur ein paar Tage später traf eine traurige Nachricht ein. Sterling Lanmer erklärte, dass er und Chilton Books getrennte Wege gehen würden. (Obwohl er nichts darüber schrieb, hatte es vielleicht teilweise mit seinem großen Engagement für den enorm umfangreichen *Wüstenplaneten* und die dadurch verursachten Publikationskosten zu tun, und mit dem Umstand, dass das Buch sich nach wie vor nicht besonders gut verkaufte.) Der Herausgeber, der Herbert immer unterstützt hatte, schrieb:

Du hast hervorragende Arbeit geleistet, und ich bin sehr stolz darauf, auch nur entfernt mit Dir bekannt zu sein. Ich bin ehrlich der Meinung, dass mein einziger wirklicher Beitrag darin bestand zu erkennen, dass es sich um ein großartiges Buch handelt, und mich auf die Jagd zu machen. Meine Sache führte mich über den Schreibtisch des guten John Campbell. Arthur C. Clarke hat in einem Brief an mich eine phantastische Würdigung Deines Buches verfasst, die wir in The Library Journal *zusammen mit der von Faith*

Baldu in verwenden werden Ich hoffe, wir treffen uns eines Tages mal irgendwo

Am 11 März 1966 berichtete Donald Stanley vom *San Francisco Examiner*:

Heute Abend treffen sich die SFWA in Los Angeles Die Kongressteilnehmer werden sich zwei Pilotfilme von Regisseur Gene Roddenberry für »Star Trek« ansehen eine Serie die in der nächsten Saison bei CBS anläuft Der Hauptteil der Veranstaltung wird allerdings die Präsentation der ersten von den SFWA verliehenen Science Fiction Preise sein

Der Gewinner des Preises für den besten Roman ist Frank Herbert, ehemals Bildredakteur beim Examiner, der uns letztes Jahr verlassen hat um sich ganz dem Schreiben zu widmen.

Der bärtige Herbert war oft in unserer Buchabteilung auf der Jagd nach »allem, was ihr über Trockenökologie habt«.

Die meisten Besucher wollen Burdick oder O Hara, doch Herbert war scharf auf Wüsten T E Lawrence, der Koran, Botanikbücher über die Mojave, all das war Schmiermittel für seine Zahnräder der Dürre

Ende letzten Jahres veröffentlichte Chilton den Grund für all die sandige Geschäftigkeit »Der Wüstenplanet« heißt der Roman, für den Herbert gut sechs Jahre recherchierte und schrieb, und den die SFWA Jury nun zu ihrem ersten Preisträger gewählt hat

Im April schrieb Frank Herbert aus seinem Arbeitszimmer in Fairfax, Kalifornien, an Damon Knight, der in Milford, Pennsylvania, wohnte »Der Nebula steht jetzt auf meiner Fensterbank, vor einem Hintergrund von Eichen und Lor

beerbaumen, an denen gerade erstes Fruhlingslaub wachst Bitte sag Kate [Damons Ehefrau Kate Wilhelm] (und Mis Im Blish,, dass es einen Preis fur den Preis geben s ollte Gott sei Dank! Endl.ch hat sich jemand von den glanzen den Phallussymbolen mit zum H.mmel erhobenen Armen gelost Es ist ein Kunstwerk «

(Die »glanzenden Phallussymbole mit zum Himmel er hobenen Armen« sind eine Anspielung auf den Hugo Award den Frank ebenfalls noch im selben Jahr fur den *Wustenplaneten* erhalten sollte)

Anfang 1967 stiegen die Verkaufszahlen des *Wustenp l neten* langsam an, und Chilton Leß eine Zweitauflage d. cken Frank Herbert schrieb an seinen Agenten Der Buchhandlungen in dieser Gegend gelingt es kaum den *Wustenplaneten* auf Lager zu halten sie verkaufen ihn ab und bestellen dann erfreulich zugig nach Hoffen wir, dass das auch landesweit so ist Die Zeichen standen gut, denn im Januar 1968 hieß auch Ace Books 25 000 Ex emplare der Taschenbuchausgabe nachdrucken

Anfang 1968 arbeitete Frank bereits fleißig an einer Fortsetzung des *Wustenplaneten*, hatte damit allerdings gewisse Schwier gkeiten Als Titel wahlte er zunachst *Leo. Saint* (etwa *Der heilige Narr* Anm d Ubers), dann *The Messiah* (*Der Messias*, Anm d Ubers), doch schließlich entschied er sich fur *Dune Messiah* (etwa *Der Messias des Wustenplaneten*, dt Ausgabe als *Der Herr des Wus tenplaneten* Anm d Ubers) Eine Weile dachte er auch uber den verratselten Titel *The Oracle* nach, der auf ein Ko rakel (eine Art primitives, lederbespanntes Boot, Anm d Ubers), anspielte, das auf dem Meer der Zeit treibt, ver warf ihn jedoch wieder.

John W Campbell erhielt im Sommer desselben Jahres eine Kopie der Fortsetzung, die ihm uberhaupt nicht ge

fiel. In seinem vernichtenden Brief heißt es: »Paul begeht absolute Dummheiten, die Du auf der Grundlage, dass seine Visionen sie verlangen, zu erklären versuchst. Paul endet als gescheiterter Gott – dem Verständnis der Fremen zufolge, die er ja akzeptiert, endet er als für den Stamm nutzloser, in die Wüste verbannter Krüppel. Der Entwurf klingt nach einer epischen Tragödie, aber in der Rückschau kommt etwas ganz anderes heraus, und man denkt sich: ›Paul war ein verdammter Dummkopf und mit Sicherheit kein Halbgott. Er hat es sich selbst, denen, die er liebt, und der ganzen Galaxis versaut!‹«

Frank Herbert nahm ernsthafte Änderungen an seinem Manuskript vor. Einige der Alternativen und entfernten Kapitel und Szenen sind später in *Träume vom Wüstenplaneten* enthalten.

Einen Monat später schloss Frank die Überarbeitungen ab und schickte das Ergebnis an seinen Agenten, der antwortete: »Ich denke, Du hast mit den Änderungen an der *Wüstenplanet*-Fortsetzung gute Arbeit geleistet. Das Manuskript liest sich jetzt besser, obwohl es noch immer kein Meisterwerk wie *Der Wüstenplanet* ist. Ich denke, Campbell wird es jetzt gefallen. Er hat eine Kopie.«

Aber Campbell mochte das Buch nach wie vor nicht. Es war eine Umkehrung der Ereignisse im *Wüstenplaneten*. Nachdem die Buchverlage um die Rechte an der Hardcover- und Paperbackausgabe von *Der Herr des Wüstenplaneten* wetteiferten, nahm der Chefredakteur von *Analog* die entgegengesetzte Haltung ein und weigerte sich, den Roman als Fortsetzungsserie in *Analog* zu veröffentlichen. Er schrieb:

> *Herberts Überarbeitung von »Der Messias« stellt mich immer noch nicht zufrieden. In diesem Buch ist es unsere Hauptfigur Paul, der zur hilflosen, von einem*

grausamen, zerstorerischen Schicksal gegen seinen Willen manipulierten Spielfigur wird.

Die Aussagen von Science-Fiction-Freunden weisen jedoch im Laufe der letzten Jahrzehnte durchweg und recht deutlich darauf hin, dass sie Helden *wollen – keine Anti-Helden. Sie wollen Geschichten über starke Manner, die sich Geltung verschaffen, andere inspirieren und den Machten des Schicksals eine lange Nase drehen!*

Zu seinem Beschwerdenkatalog gehorten unter anderem folgende Einwände:

zum Beispiel: Wenn Paul dort, wo andere Orakel die Wasser der Zeit trüben, nichts »sehen« kann, dann konnen sie auch nicht »sehen«, wo er sich betatigt. Denn das, was er als Reaktion auf seine Visionen von der Zukunft tut, verandert diese Zukunft, so dass sie unbestimmbar wird. Die Zukunft ist destabilisiert – sie ist nicht festgelegt.

zum Beispiel: Ein heldenhafter Anführer, der sich vor der grossen Schlacht davonmacht, ist kein Messias – selbst oder gerade wenn seine Seite tat sachlich gewinnt. Er ist genauso wenig ein Martyrer oder ein Opfer seines Schicksals.

Campbell begriff nicht, dass Frank Herbert mit Absicht ein Antihelden-Buch verfasst hatte, um vor den Gefahren zu warnen, die entstehen, wenn man einem charismatischen Helden folgt. Vielleicht hatte Herbert das damals auch nicht ausreichend erklart. Brian erganzte in seiner Frank-Herbert-Biographie *Dreamer of Dune*:

Der Wustenplanet, *der zum ersten Roman einer Reihe werden sollte, enthielt bereits Andeutungen, in welche*

Richtung Frank Herbert seinen Überhelden Paul Muad'dib weiterentwickeln wollte. Andeutungen, die viele Leser übersahen. Es war eine dunkle Richtung. Als der Planetologe Liet Kynes sterbend in der Wüste lag, erinnerte er sich an Worte, die sein Vater vor Jahren zu ihm gesprochen gesprochen hatte und die weit in seinen Hinterkopf verbannt gewesen waren: ›Es könnte diesem Volk nichts Schlimmeres geschehen, als in die Hände eines Helden zu fallen.‹ Und am Ende eines Anhangs hieß es, dass der Planet »von einem Helden heimgesucht« worden war. Der Autor war der Meinung, dass Helden Fehler machen. Fehler, deren Auswirkungen durch die Masse von Menschen, die diesen Helden sklavisch folgen, verstärkt werden.

Als einen gefährlichen Führer der Menschheitsgeschichte nannte mein Vater manchmal, aufgrund seiner charismatischen Qualitäten, General George S. Patton – aber sein häufigeres Beispiel war Präsident John F. Kennedy. Um Kennedy bildete sich ein Königsmythos, die Vorstellung eines neuen Camelot. Seine Anhänger stellten ihn nie in Frage und waren ihm praktisch überallhin gefolgt. Diese Gefahr erscheint uns heute im Falle eines Mannes wie Adolf Hitler, der sein Land in den Ruin getrieben hat, offensichtlich. Bei Männern, die an und für sich nicht wahnsinnig oder böse sind, ist sie jedoch weniger leicht zu erkennen. Ein solcher Mann war Paul Muad'dib, bei dem die Gefahr vor dem Mythengebäude um ihn herum ausging. (Seiten 191–192.)

Zwar hatte Campbell *Der Herr des Wüstenplaneten* abgelehnt, doch das *Galaxy*-Magazin veröffentlichte den Roman in fünf Folgen, die in der Juli- bis November-Ausgabe 1969

erschienen. G. P. Putnam's Sons kaufte die Hardcover- und Berkley Books die Taschenbuchrechte. Als Absatzzahlen und Lob zunahmen, schrieb Frank Herbert überschwänglich an seinen Agenten: »*Der Wüstenplanet* ist derzeit ein heißes Eisen. Einer Fortsetzung wird das ganz sicher zum Vorteil gereichen. Das Buch steht auf den Leselisten mehrerer Hochschulkurse in Literatur und Psychologie und wird an den Unis als ›großartiges Untergrundbuch‹ bezeichnet. Schlafen die Verleger in New York etwa alle am Schalter?«

Herbert verdiente noch nicht genug mit dem Schreiben, um seine Arbeit als Zeitungsjournalist endgültig an den Nagel zu hängen, aber er war auf dem Weg in die richtige Richtung. Innerhalb weniger Jahre entwickelten sich *Der Wüstenplanet* und *Der Herr des Wüstenplaneten* zu phänomenalen Bestsellern, und Frank Herbert hielt bald überall in den Vereinigten Staaten Vorträge an Universitäten. Die Umweltbewegung bezog sich wegen des Wüstenökologiethemas auf das Buch, und auch die ersten bekannten Filmproduzenten klopften schließlich bei Herbert an.

Unveröffentlichte Szenen und Kapitel

Einleitung

Während wir über den frühen Fassungen der Manuskripte von *Der Wüstenplanet* und *Der Herr des Wüstenplaneten* brüteten, entdeckten wir alternative Enden, zusätzliche Szenen und Kapitel, die in den letztlich veröffentlichten Werken fehlten.

Vor der Hardcoverausgabe aus dem Jahre 1965 war *Der Wüstenplanet* als Fortsetzungsgeschichte in *Analog* erschienen, und jede Folge wurde durch die Längenvorgaben des Magazins beschränkt. Chefredakteur John W. Campbell arbeitete eng mit Frank Herbert zusammen, um einzelne Szenen und Kapitel zu kürzen und sie an die Seitenzahl anzupassen, die Campbell brauchte.

Die folgenden Kapitel wurden auf diese Weise herausgekürzt und nicht wieder aufgenommen, als der Roman später in Buchform erschien. In einem dieser Textstücke erwähnt Frank Herbert, dass das Gewürz erst seit etwa hundert Jahren in Gebrauch ist, während er den entsprechenden Zeitraum in späteren Fassungen auf viele Tausend Jahre ausdehnt. Zahlreiche Einzelheiten passen nicht ganz zu den veröffentlichten Fassungen, weshalb diese Szenen als Entwürfe und nicht als »kanonisch« betrachtet werden sollten.

Es handelt sich um interessante und erhellende Ergänzungen, die hier zum ersten Mal zugänglich sind. Den Zusammenhang dürfte jeder verstehen, der mit den frühen *Dune*-Romanen vertraut ist.

Einige der Kapitel aus *Der Herr des Wüstenplaneten* entfernen sich radikal von dem Text, der als Endfassung veröffentlicht wurde, und einige der alternativen Enden sind verblüffend und geradezu aufsehenerregend.

Entfernte Szenen und Kapitel aus *Der Wüstenplanet*

Paul und die Ehrwürdige Mutter Mohiam

(Mehrere kurze Szenen vom Anfang des Wüstenplaneten)

In der Innenwand unter dem Fenster gab es einen losen Stein, den man herausziehen konnte, um das Versteck für die Schätze seiner Kindheit freizulegen. Angelhaken, eine Rolle Metallschnur, ein eidechsenförmiger Stein, ein buntes Bild einer Raumfregatte, das ein Besucher von der geheimnisvollen Raumgilde zurückgelassen hatte. Paul zog den Stein heraus und schaute auf die verborgene Rückseite, in die er mit seinem Schneidstrahler geritzt hatte: »In Erinnerung an Paul Atreides, Alter 15, im Jahre 72 Shaddams IV.«

Langsam schob Paul den Stein vor seine Schätze zurück, in dem Wissen, dass er ihn nie wieder herausziehen würde. Er ging zurück ins Bett und schlüpfte unter die Decke. Er verspürte ein Gefühl trauriger Erregung, und das verwirrte ihn. Seine Mutter hatte ihn gelehrt, verwirrende Gefühle nach Art der Bene Gesserit zu erforschen. Paul schaute in sich hinein und sah, dass die Trauer auf der Endgültigkeit seines Abschieds beruhte. Die Aufregung rührte von den Abenteuern und all den unbekannten Dingen her, die vor ihm lagen.

Paul schlüpfte in Unterhosen aus dem Bett und zog sich an. »Ist sie deine Mutter?«, fragte er.

»Das ist eine dumme Frage, Paul«, antwortete Jessica. Sie wandte sich um. »Ehrwürdige Mutter« ist nur ein Titel. Ich habe meine Mutter nie kennengelernt. Wenige Bene Gesserit aus den Schulen haben jemals Gelegenheit dazu, das weißt du doch.«

Paul zog seine Jacke über und knöpfte sie zu. »Soll ich einen Schild tragen?«

Jessica starrte ihn an. »Einen Schild? Hier, in deinem Zuhause? Was bringt dich auf so eine ...«

»Warum hast du Angst?«, fragte er ungeduldig.

Ein schiefes Lächeln zupfte an ihrem Mundwinkel. »Ich habe dich zu gut ausgebildet. Ich ...« Sie holte tief Luft. »Mir gefällt der Umzug nach Arrakis nicht. Du weißt, dass ich mich nachdrücklich gegen diese Entscheidung ausgesprochen habe. Aber ...« Sie zuckte mit den Schultern. »Wir dürfen keine Zeit vertrödeln.« Sie nahm ihn an der Hand, wie früher, als er noch kleiner gewesen war, und führte ihn in den Korridor zu ihrem Morgenzimmer.

Paul fiel auf, wie seltsam es war, dass sie seine Hand hielt, spürte den Schweiß in ihrer Handfläche und dachte: *Sie lügt auch nicht besonders gut. Nicht für eine Bene Gesserit. Das, was ihr Angst macht, ist nicht Arrakis.*

Paul wandte sich wieder der Ehrwürdigen Mutter zu. Er dachte an den nun offenbarten Sinn der Prüfung. *Mensch oder Tier?*

»Auch wenn du so lange lebst wie ich, wirst du dich immer an die Angst und den Schmerz und den Hass erinnern«, sagte die alte Frau. »Verleugne sie nie. Das wäre, als würdest du einen Teil deiner selbst verleugnen.«

»Hattet Ihr mich getötet?«, fragte er.

»Gib dir selbst eine Antwort auf deine Frage, junger Mensch.«

Er musterte das faltige Gesicht, den gleichmütigen Blick. »Ihr hattet es getan«, sagte er.

»Dessen kannst du dir sicher sein«, erwiderte sie. »Genau wie ich seinerzeit deine Mutter getötet hatte. Ein Mensch kann töten, was sie – was er liebt. Wenn die Notwendigkeit nur groß genug ist. Und das ist etwas, das du nie vergessen solltest, Junge. Ein Mensch erkennt Notwendigkeiten einer Größenordnung an, die Tiere sich nicht einmal vorstellen können.«

»Ich sehe die Notwendigkeit nicht«, sagte Paul.

»Du wirst sie sehen«, sagte sie. »Du bist ein Mensch, und du wirst sie erkennen.« Sie schaute zu Jessica, und die Blicke der beiden Frauen begegneten sich. »Und wenn du deinen Hass auf ein Maß abgesenkt hast, das du im Griff behalten kannst, wenn du ihn in dich aufgenommen und verstanden hast, gibt es noch etwas, worüber du nachdenken solltest. Frage dich, was es *wirklich* war, das deine Mutter soeben für dich getan hat. Stell dir vor, wie sie dort draußen vor der Tür gewartet hat, im vollen Bewusstsein dessen, was hier vorging. Stell dir vor, wie all ihre Instinkte ihr zuschreien, hier hereinzustürzen und dich zu beschützen. Und trotzdem ist sie stehen geblieben und hat gewartet. Denk über all das nach, junger Mensch. Denke darüber nach. Sie ist wahrhaftig ein Mensch, deine Mutter.«

Sie wurden durch Geräusche vom Montageplatz unter dem Südfenster unterbrochen. Die alte Frau verstummte, als Paul zum Fenster lief und nach unten schaute.

Dort reihte sich gerade eine Abteilung Truppentransporter auf, und Paul sah seinen Vater, der in voller Montur hinaustrat, um sie zu inspizieren. Um das Landefeld herum sah Paul Luftverzerrungen, die auf aktivierte

Schilde hinwiesen. Die Truppen in den Transportern trugen das Abzeichen von Hawats Spezialeinheit, den Infiltratoren.

»Was ist los?«, fragte die Alte.

Paul kam zu ihr zurück. »Mein Vater, der Herzog, schickt einige seiner Männer nach Arrakis. Sie sind zur Inspektion hier.«

»Männer nach Arrakis«, brummte die Alte. »Wann lernen wir endlich etwas dazu?« Sie holte tief Luft. »Doch ich sprach gerade von der Großen Revolte, bei der die Menschen sich der Maschinen entledigten, die sie versklavt hatten. Du weißt von der Großen Revolte, nicht wahr?«

»Du sollst keine Maschine nach deinem geistigen Ebenbilde machen«, antwortete Paul.

»Aufs Wort genau aus der Orange Katholischen Bibel zitiert. Willst du wissen, was das Problem mit diesen Worten ist? Sie lassen zu viel unausgesprochen. Sie dienen nur zur Beschwichtigung der falschen Menschen unter uns, derjenigen, die aussehen wie Menschen, aber keine sind. Sie sehen aus wie Menschen und reden wie welche, doch sobald sie einem gewissen Druck in die falsche Richtung ausgesetzt sind, erweisen sie sich als Tiere. Und das Unglückselige daran ist, dass sie selbst sich als Menschen betrachten. Oh ja. Sie können durchaus denken. Aber zu denken reicht nicht, um jemanden als Menschen zu qualifizieren.«

»Man muss in seinem eigenen Denken denken«, sagte Paul. »Es nimmt kein Ende.«

Sie lachte laut, ein kurzer Ausbruch voller Wärme, und Paul hörte, wie seine Mutter in das Lachen einfiel. »Ach, mein Junge«, sagte die Alte, »du hast eine wunderbar ausgefallene Art, mit Sprache umzugehen. Du verleihst ihr Bedeutung.«

»Sei nun ehrlich, Paul, und denk daran, dass ich eine Wahrsagerin bin und die Wahrheit erkennen kann. Kommt es oft vor, dass du träumst und dass sich die Dinge anschließend genau so ereignen?«

»Ja.«

»Oft?«

»Ja.«

»Erzähl mir, wann das noch geschehen ist.«

Er blickte auf und schaute in eine Zimmerecke. »Ich habe einmal geträumt, dass ich draußen im Regen stand und das Burgtor verschlossen war und die Hunde in ihren Käfigen bellten und Gurney und Duncan Idaho neben mir standen, und Duncan stolperte und stieß gegen mich, so dass ich mich am Arm verletzte. Es tat nicht besonders weh, aber Duncan tat es furchtbar leid. Und genau das geschah dann, als ich zehn war.«

»Wann hast du das geträumt?«

»Ach, das ist lange her. Bevor ich ein eigenes Zimmer hatte. Das war, als ich noch klein war und in einem Raum mit meiner Amme neben mir schlief.«

»Erzähl mir, wann das noch geschehen ist.« Der Tonfall der alten Frau war angespannt.

Sie räusperte sich. »Die einigen von uns, die nicht den Status der Ehrwürdigen Mutter erreicht haben, wissen nur das über die Suche, was wir ihnen sagen. Dir werde ich jetzt ein wenig mehr erzählen. Eine Ehrwürdige Mutter kann *spüren*, was in ihren eigenen Körperzellen vorgeht – in jeder einzelnen. Wir können in den zellulären Kern des Selbst schauen, doch dort finden wir …« Sie holte tief und zitternd Luft. »Jenes, wovon ich bereits gesprochen habe. Die Leere, der wir nicht gegenübertreten können. Sie ist furchteinflößend. In dieser Richtung liegt Dunkelheit.

Der Ort, den wir nicht betreten konnen. Vor langer Zeit hat eine der Unsrigen erahnt, dass eine mannliche Kraft notig ist, um an diesen Ort zu schaffen. Seitdem hat jede von uns beim Erreichen der Ehrwurdigkeit erkannt, dass dies der Wahrheit entspricht.«

»Was ist daran so wichtig?«, fragte Paul in verdrießlichem Tonfall.

»Stell dir vor, du hattest einen Truppentransporter mit nur einem halben Antrieb«, antwortete sie. »Wenn du die andere Halfte findest, hast du die vollstandige Einheit, die du brauchst, um den Transporter in Bewegung zu setzen.«

»Man muss beide Halften immer noch zusammensetzen und zum Laufen bringen«, hohnte Paul. »Kann ich jetzt gehen?«

»Willst du nicht horen, was sie dir uber den Kwisatz Haderach erzahlen kann?«, sagte Jessica zu Paul und lachelte der Ehrwurdigen Mutter zu.

»Die Manner, die versucht haben, diesen Ort [illegible] zu betreten«, setzte Paul noch einmal an, »sind das diejenigen, von denen Ihr sagtet, dass Sie gestorben sind?«

»Es gibt eine letzte Hurde, die sie offenbar nicht uberwinden konnen«, antwortete die Alte.

Seine Stimme war nun keine Kinderstimme mehr, sondern klang trotz ihrer hohen Tonlage alt und grimmig. »Was für eine Hurde?«

»Wir konnen es dir nur andeuten.«

»Dann deutet es an.«

»Ich soll es andeuten und verdammt sein?« Sie lachelte ironisch. »Nun gut. *Das, was sich unterwirft, herrscht.*«

»Das ist eine Andeutung?«

Sie nickte. »Indem man sich unterwirft, herrscht man.«

»Herrschen und sich unterwerfen stehen im Gegensatz zueinander«, sagte er.

»Ist der Raum dazwischen leer?«

»Oh.« Er schaute sie an. »Das ist das, was meine Mutter als Spannung mit Bedeutung bezeichnet. Ich werde darüber nachdenken.«

»Tu das.«

»Warum mögt Ihr mich nicht?«, fragte Paul. »Liegt es daran, dass ich kein Mädchen bin?«

Die Ehrwürdige Mutter warf Jessica einen strengen, fragenden Blick zu.

»Ich habe ihm nichts davon erzählt«, sagte Jessica.

»Das ist es also«, sagte Paul. »Kann eine Frau etwas dafür, wenn ihr Kind ein Junge ist?«

»Frauen haben schon immer das Geschlecht ihrer Nachkommen bestimmt«, erklärte die Ehrwürdige Mutter, »indem sie Spermien annehmen oder zurückweisen. Selbst als sie den entsprechenden Mechanismus noch nicht kannten, waren sie dazu in der Lage. Das ist in gewisser Weise notwendig zur Arterhaltung, und die Männer müssen sich dem unterwerfen.«

Er nickte. »Indem wir uns unterwerfen, herrschen wir.«

»Das ist ein Teil davon.«

Hinter ihm sagte Jessica: »Aber Menschen dürfen sich niemals Tieren unterwerfen.«

Er blickte zu seiner Mutter und dann wieder zur Alten.

»Konzentriere dich auf deine Ausbildung, Junge, auf alles, was du gelernt hast«, sagte die Alte. »Das ist deine einzige Chance, zu einem Herrscher zu werden.«

»Was ist mit meinem Vater?«, fragte Paul. »Sind wir nur ...?«

»Deine Mutter hat ihn gewarnt«, erwiderte die Alte. »Und zwar entgegen ihrer eindeutigen Anweisungen, wie ich hinzufügen möchte. Aber das ist nicht die erste Regel der Bene Gesserit, die sie gebrochen hat.«

Jessica wandte den Blick ab.

Ohne sie zu beachten, fuhr die Ehrwürdige Mutter fort: »Natürlich liebst und respektierst du deinen Vater. Wenn es etwas gibt, das du tun kannst, um ihn zu schützen, wirst du natürlich genau das wollen. Aber hast du jemals über deine Pflicht gegenüber denen, die *vor* deinem Vater kamen, nachgedacht?«

»*Vor* meinem Vater …?« Der Junge schüttelte den Kopf.

»Du bist der Jüngste des Atreides-Geschlechts«, sagte sie. »Du trägst die Saat deiner Familie in dir. Und im Grunde genommen ist sie damit sehr angreifbar. Es gibt keine anderen legitimen Angehörigen eines Geschlechts. So weit ist es mit einer einstmals zahlenstarken Familie gekommen. Wenn du und dein Vater sterben, stirbt auch der Name Atreides. Dein Vetter, der Padischah-Imperator, der ein Corrino bar Shaddam ist, würde dann die letzten Güter der Atreides in den Regat einziehen, eine Möglichkeit, die ihm nicht entgangen ist. Das Ende der Atreides.«

»Du musst dich um deines Vaters willen schützen«, sagte Jessica. »Für all die anderen Atreides, deren Weg bis hierher geführt hat … zu dir.«

›Deine Mutter wird dir von diesen Dingen erzählen. Sie stehen in keinem Gesch entsbuch, nicht so, wie sie sie dir erklären wird. Doch verlasse dich auf das, was sie dir sagt. Deine Mutter ist ein Hort des Wissens.‹

Paul blickte auf seine Hand, die den Schmerz kennengelernt hatte, und dann zur Ehrwürdigen Mutter. Ihre Stimme hatte einen Beiklang, den er noch nie zuvor vernommen hatte. Es war, als wären die Worte von einem hellen Schein umgeben. Sie hatten eine Schärfe, die wie ein Messer schnitt. Er hatte das Gefühl, dass sie die Ant

wort auf jede Frage wusste, die er stellen würde. Und dass diese Antwort ihn über diese fleischliche Welt erheben würde. Doch Ehrfurcht hieß ihn schweigen.

»Nur zu, stell deine Frage«, sagte sie.

Er platzte damit heraus: »Wo kommt ihr her?«

Sie nahm seine Worte auf und lächelte. »Ich habe diese Frage schon anders formuliert gehört. Ein Mädchen fragte mich einmal: ›Wie alt seid ihr?‹ Ich fand, dass es eine gewisse weibliche Gewandtheit hatte.«

Er sah sie an, und sie erwiderte seinen Blick.

»Ich komme von einer Schule der Bene Gesserit. Es gibt viele solcher Schulen, viele hoch viele. Bist du bereits mit mathematischen Exponentialzahlen vertraut?«

Er nickte.

»Gut. Alltagswissen ist immer von Nutzen, wenn man sich verständigen will. Wir lehren eine andere Art von Wissen. Wir lehren das, was man als ›Dinghaftigkeit‹ bezeichnen könnte. Sagt dir das etwas?«

Er schüttelte verneinend den Kopf.

»Wenn du deine Studien absolviert hast, wird es dir etwas sagen.«

»Aber das beantwortet meine Frage nicht«, sagt Paul.

»Wo ich herkomme? Ich bin eine Bene Gesserit. Wo also kommen die Bene Gesserit her? Nun, Junge, ich habe keine Zeit, um dir mehr als ein grobes Bild zu zeichnen. Wir überlassen es deiner Mutter, die Einzelheiten nachzureichen, einverstanden?«

Er nickte zustimmend.

»Vor langer Zeit hatten die Menschen Maschinen, die mehr für sie taten, als die Maschinen es heute tun. Andere Dinge. Sie hatten sogar Maschinen, die in gewisser Weise denken konnten. Sie hatten automatisierte Maschinen, die nützliche Dinge für sie herstellten. All das sollte die Menschen befreien, doch natürlich wurde den Ma-

schinen dadurch ermöglicht, die Menschen zu verskla ven. Ein Mensch mit der richtigen automatischen Maschine konnte zahlreiche zerstörerische Gegenstände herstellen. Begreifst du?«

Er fand seine Stimme wieder und wagte es, einen Ton von sich zu geben. »Ja.«

Sie bemerkte, dass sich etwas an ihm verändert hatte, dass er nun aufmerksamer war. »Gut, Junge. Was wir nicht hatten, war eine Maschine, die alle Menschen gut machen oder auch nur zu Menschen machen konnte. Es gibt viele falsche Menschen unter uns, Junge. Sie sehen aus wie Menschen. Sie können sprechen wie Menschen. Doch sobald sie einem gewissen Druck in die falsche Richtung ausgesetzt sind, entpuppen sie sich als Tiere. Und das Unglückselige daran ist, dass sie selbst sich als Menschen betrachten. Oh ja, sie können durchaus den ken. Aber zu denken reicht nicht, um jemanden als Menschen zu qualifizieren.«

»Man muss über sein eigenes Denken nachdenken«, sagte er. »Man muss ...« Er zögerte. »... begreifen, wie man denkt.«

Sie verfolgte aufmerksam seine Worte und bewegte leise die Lippen mit. Dann wischte sie sich über die Augen und sagte: »Ach, diese Jessica.«

»Was ist aus den ganzen Maschinen geworden?«, fragte Paul.

»So eine Frage kann nur ein Mann stellen«, sagte sie. »Man hat sie vernichtet, Junge. Es gab Krieg. Eine Revolution. Anarchie. Und als es vorbei war, verbot man den Menschen, jemals wieder solche Maschinen herzustellen.«

»Ihr habt mir immer noch nicht gesagt, wo ihr her kommt.«

Sie lachte laut, ein kurzer Ausbruch voller Wärme. »Ach, mein Lieber, das tue ich doch gerade. Manches, was diese

sogenannten Denkmaschinen getan hatten, musste nach wie vor getan werden, verstehst du? Also erinnerte sich jemand daran, dass bestimmte Menschen auf die gleiche Art denken konnten.«

»Auf welche Art?«

»Sie konnten alle möglichen Informationen aufnehmen und sie jederzeit wiedergeben. Sie hatten das, was man als eidetisches Gedächtnis bezeichnet. Und mehr. Sie konnten komplizierte Fragen beantworten. Mathematische Fragen. Militärische Fragen. Gesellschaftliche Fragen. Fragen der Wahrscheinlichkeit. Sie konnten alle möglichen Arten von Informationen schlucken und Antworten ausspucken, wenn man Antworten brauchte.«

»Sie waren Menschen«, sagte er.

»Das waren sie, zumindest die meisten.«

»Was meint Ihr mit ›die meisten‹?«

»Das ist nicht weiter wichtig, Junge. Deine Mutter kann dir von Inselbegabungen und ähnlichen Dingen erzählen, wenn du sie fragst. Ich will gerade erklären, wo ich herkomme. So war es. Man gründete Schulen, um diese spezielle Art von Menschen auszubilden. Eine solche Schule war die der Bene Gesserit. Darin gab es einen Menschen, der die Notwendigkeit sah, Menschen von Tieren zu trennen. Als Zuchtbestand. Doch unter den Tieren wurden immer wieder zufällig Menschen geboren, aufgrund von Vermischung.« Sie glaubte, seine Aufmerksamkeit nachlassen zu sehen, und hakte nach: »Begreifst du all das?«

»Ich weiß, wie wir die besten Stiere aussuchen«, sagte er. »Durch die Kühe. Wenn die Kühe stattlich sind, werden die Stiere es auch sein.«

»Ja, natürlich«, sagte sie. »Das ist eine allgemeine Regel. Männer sind die Macher, und Menschenmänner kommen zu den Bene Gesserit. Jedenfalls war die Bene-Gesserit-Schule erfolgreich. Wir haben vor allem Frauen produ

ziert als Zuchtmutter Stattliche Frauen Schone Frauen Aber im Neuen Imperium konnten wir uns nur in bestimmter Weise betatigen Einiges von dem, was wir taten, musste geheim bleiben Du weißt, dass das, was ich dir erzahle, geheim ist, nicht wahr?«

Er nickte geistesabwesend Es war offensichtlich, dass sie von Geheimnissen sprach Er machte sich uber andere Dinge Gedanken Einen davon sprach er aus »Aber ich bin ein Junge.«

Vielleicht ist er derjenige, dachte die Alte *So reif fur sein Alter So aufmerksam*

Sie sagte »Manner haben ihren Nutzen Und wir haben schon immer nach einer besonderen Art von Mann gesucht.«

»Was fur eine Art von Mann?«

»Wir haben zu wenig Zeit«, sagte sie »Deine Mutter wird es dir erklaren mussen So viel kann ich dir in Kurze sagen Der Mann, den wir brauchen, wird selbst wissen, dass er dieser Mann ist Wenn er das uber sich herausfindet, wird es das Ende seiner Lehrzeit sein «

»Ihr haltet mich nur hin« sagte Paul Er war wutend Nichts an der Welt der Erwachsenen war ihm verhasster als diese Form von Enttauschung

»Ja, das tue ich«, gab sie zu »Aber du wirst mir vorerst vertrauen mussen Es ist mir nicht nur unmoglich, deine Frage hier und jetzt zu beantworten, es konnte dir auch schaden Das Wissen muss sozusagen in dir wachsen, bis zu dem Tag, an dem du sein Erbluhen spurst Man kann es nicht erzwingen Wir glauben zu wissen, welches Klima es braucht, aber « Sie schuttelte den Kopf

Die offensichtliche Unsicherheit der Alten erschutterte Paul. Eben noch war sie eine Gottin, Quell allen Wissens gewesen Und jetzt sah er, wie sie ihm offenbarte, dass sie etwas nicht wusste. Und dieses Etwas hatte mit ihm

zu tun. Er fasste diesen Eindruck nicht in Worte. Er spürte ihn nur. Es war, als hätte er sich verirrt.

»Es wird Zeit, dass du deine Mutter hereinrufst«, sagte sie. »Du hast einen anstrengenden Tag vor dir.«

Paul und Thufir Hawat

Paul starrte den alten Mann weiter an. »Thufir, mir ist gerade etwas eingefallen.«

»Hm?«

»Ich weiß eigentlich nur sehr wenig über dich.«

»Was meinst du damit?« Hawat musterte Paul prüfend und fragte sich: *Will mich dieser Flegel etwa beleidigen? Zweifelt er an meiner Loyalität?*

»Ich meine, ich weiß nichts Ernsthaftes über dich«, sagte Paul, »zum Beispiel, ob du jemals verheiratet warst, oder …«

»Ich hatte Frauen«, knurrte der Alte.

»Und Kinder?«

»Kann sein.«

»Aber keine Familie.«

»Die Familie meines Herzogs ist meine Familie.«

»Das ist nicht das Gleiche«, sagte Paul. »Du warst so beschäftigt mit unserer …«

»Was ich will oder brauche, gibt mir mein Herzog«, sagte Hawat. »Wenn ein Gemeiner reden würde wie du, wäre er ein Fall für den Scharfrichter. Du bist dazu geboren, zu herrschen, Junge, und diejenigen, deren Loyalität du dir verdient hast, werden dir zu Diensten sein. Aber es genügt nicht, zu etwas geboren zu sein. Du musst auch etliches lernen. Deshalb sind wir hier, und deshalb sollten wir uns am besten an die Arbeit machen.« Er tippte auf die Papiere auf dem Tisch. »Yueh und deine Mutter und

jeder mit einem Fetzen Wissen über Arrakis hat all das in dich hineingepumpt. Also, was weißt du über diesen Planeten?«

PAUL UND GURNEY HALLECK

Gurney war für Paul genaugenommen das, was einem Spielkameraden am nächsten kam.

Gurney legte die Waffen auf den Übungstisch, ordnete sie zu einer Reihe an und vergewisserte sich ein letztes Mal, dass sie bereit waren. Die Lanmer war gesichert, die Klingen steckten fest auf den Rapierspitzen, die Bodkins und Kindjals befanden sich in ihren stumpfen Scheiden, und die Schildgürtel waren mit frischen Batterien bestückt.

Hinter sich hörte Gurney, wie der Junge ruhelos auf und ab ging, und plötzlich fiel ihm auf, dass Paul mit der meisten Menschen nur langsam wahrgenommen wurde, dass nur wenige hinter seinen höflichen Umgangsformen mehr als eine seltsam unstete Freundlichkeit erkannten. *Wie der alte Herzog*, dachte Gurney. *Immer selbstbewusst. Und das ist ein Jammer, weil in dem Jungen nämlich so viel Freude steckt, zu viel, um sie ständig niederzuhalten.* Er wandte sich um, sein Baliset über der Schulter, und begann es zu stimmen. *Ich mal wieder*, dachte er. *Da lasse ich mir die Grillen durch den Kopf schwirren, wo ich mich doch eigentlich an die Arbeit machen sollte.*

»Du hasst die Harkonnens beinahe so sehr wie mein Vater«, sagte Paul.

»Beinahe«, bestätigte Gurney, und Paul fiel sein ironischer Tonfall auf. »Der Graf Rabban von Lankiveil ist ein

Vetter der Harkonnens. Hast du die Geschichte von Ernso, dem Goldschmied, gehört, den man auf Pedmiot gefangengenommen und als Sklaven an Graf Rabban verkauft hat – gemeinsam mit seiner Familie?«

»Ich habe dich schon oft die Ballade darüber singen gehört«, erwiderte Paul.

Gurney sprach mit der Wand hinter dem Jungen. »Dann wirst du dich erinnern, dass man Ernso befahl, Griff und Klinge vom besten Schwert des Grafen zu verzieren. Ernso gehorchte, doch er versteckte einen Fluch in der Form der Verzierungen, mit dem er den Himmel beschwor, das böse Haus zu vernichten.«

»Ja.« Paul nickte verwirrt. Die blutige Ballade gehörte nicht gerade zu seinen Lieblingsliedern.

»Und dort war der Fluch versteckt«, fuhr Gurney fort, »bis ein Hofnaka ihn zufällig sah und die Schriftzeichen aus seinen Kindertagen wiedererkannte. Oh, es wurde viel darüber gelacht bei Hof, bis das Ungeheuer Rabban davon erfuhr.«

»Und dafür hat man Ernso an den Zehen über einem Chirakfeuer baumeln lassen, bis er starb, und seine Familie hat man über die Sklavengruben verteilt«, sagte Paul. »Ich erinnere mich an die Geschichte, aber –«

»Ich werde dir jetzt etwas verraten, von dem nur sehr wenige in diesem Haus wissen. Mein voller Name ist Gurney Halleck Ernson, Sohn des Ernso.«

Paul starrte auf das gewellte Narbengewebe an Gurneys Kiefer.

»Es waren Hawats Männer, die mich von Giedi Primus weggebracht haben, damals, als sie den Baron fast erwischt hatten«, sagte Gurney. »Ich war noch ein Kind, aber ich stellte mich geschickt mit dem Schwert an, da ich einen guten Grund zum Lernen hatte. Duncan Idaho fand eine Möglichkeit, mich an seiner Schule auf Gnaz ausbil-

den zu lassen. Ich hatte einige gute Angebote für meine Dienste, als ich meinen Abschluss machte, Junge, aber jetzt weißt du, warum ich zu den Atreides zurückgekehrt bin und warum ich sie niemals verlassen werde, solange man mich nicht in einer Kiste heraustragt.«

Paul und Dr. Yueh

»Das klingt ganz nach Hawat«, sagte Yueh und strich sich den hängenden Schnurrbart glatt. »Ich habe gehört, dass Hawat fort ist. Er hat den Großteil des Propagandakorps und alle Druckerpressen mitgenommen. Interessant. Ich frage mich, welche Hetzbücher er dort als Erstes zu veröffentlichen beabsichtigt. Da musst wissen, dass die Harkonnens auf Arrakis nicht viel Druckwerk eingesetzt haben. Sie haben sich eher auf die Überzeugungskraft des Schwerts verlassen.«

»Mein Vater geht die Dinge anders an«, sagte Paul.

»In der Tat«, bestätigte Yueh. Er rückte den Silberring der Suk-Schule zurecht, mit dem sein Haar an der Schulter zusammengefasst war.

»Meine Mutter hat gesagt, dass Sie ein paar Bene Gesserit-Techniken gelernt haben«, sagte Paul. »Gibt es an der Suk-Schule Lehrerinnen der Bene Gesserit?«

»Nein.« Yueh ließ die Hand in den Schoß sinken. »Meine Wanna … sie war eine Bene Gesserit. Eine Frau lehrt ihren Mann vieles, selbst wenn er nicht tiefenausgebildet ist … und wenn sie eine Bene Gesserit ist …« Er schüttelte den Kopf.

»Ist sie … tot?«, fragte Paul.

Yueh schluckte trocken. *Er hat Mitleid mit mir. Ich will sein Mitleid nicht!*

»Ja«, sagte er. Und er dachte: *Ich bete, dass es wahr ist. Möge sie tot sein – und möge Jessica frei von den Harkonnens sein. Aber ich kann mir nicht sicher sein, bis ich dem Baron in unserem eigenen Tahaddi Achbarhan gegenübertrete. Die Beweisprüfung. Meine Augen sollen ihn sehen.*

»Das tut mir leid«, sagte Paul. Und er dachte: *Vielleicht fühle ich mich deshalb in seiner Nähe unbehaglich. Er ist ein Mann mit schrecklichem Kummer. Ich muss freundlicher zu ihm sein. Möglicherweise kann mein Vater ihm eine Frau beschaffen.*

»Ich muss in ein paar Minuten los«, sagte Yueh. »Wir haben heute wirklich nicht besonders viel studiert, was? Das kommt von der ganzen Aufregung. Bald werde ich dich wieder regelmäßig und mit einem vollen Stundenplan unterrichten – auf Arrakis.«

»Alles ist ziemlich durcheinander«, sagte Paul. »Außerdem herrscht so viel Unruhe in unseren Mauern, weil unsere Streitkräfte jetzt, wo wir Truppen vorgeschickt haben, verringert sind. Aber mein Vater sagt, dass wir hier nicht besonders verwundbar sind, weil viele der großen Häuser inständig hoffen, dass die Harkonnens die Konvention verletzen. Das würde sie zu Freiwild machen. Jeder, der will, könnte sie dann mit geballter Kraft angreifen.«

»Trotzdem ist es am besten, drinnen zu bleiben«, sagte Yueh. »Ich habe gehört, dass man letzte Nacht im Obstgarten einen Lagersucher abgeschossen hat.«

Paul und Herzog Leto Atreides: Die Raumgilde und die Grosse Konvention

»Aber lass uns zuerst über Salusa Secundus reden. Verzeih, wenn ich scheinbar Offensichtliches anspreche. Ich möchte mir nur sicher sein, dass du diese Angelegenheit genauso siehst wie ich.«

Paul hörte Leto Luft und dachte: *Endlich erzählt er mir, wie wir gewinnen können.*

»Die meisten einfachen Leute glauben, dass unsere Zivilisation eine Wissenschaftskultur ist«, erklärte der Herzog, »dass sie sich auf eine konstitutionelle Monarchie gründet, in der selbst der Niedrigste zu hohen Positionen aufsteigen kann. Schließlich werden ständig neue Planeten entdeckt, nicht wahr?«

»Hawat meint, dass neue erdähnliche Planeten so selten sind wie Zähne bei Hühnern und dass ihre Zuteilung ein imperiales Monopol ist«, sagte Paul. »Abgesehen von denen, die uns unbekannt sind und die uns von der Raumgilde vorenthalten werden.«

»Es freut mich zu hören, dass du Hawat so häufig zuhörst«, sagte der Herzog. »Das zeugt von deiner angeborenen Auffassungsgabe. Doch ich bezweifle, dass die Gilde irgendwelche Planeten besitzt. Ich glaube nicht, dass ihre Angehörigen gern auf Dreckklumpen leben … im Freien. Ich bin mehrmals mit Gildenschiffen zum Hof und anderswohin gereist. Man bekommt nicht viel von der Besatzung zu sehen, außer auf Bridschirmen, aber was man sieht, vermittelt den deutlichen Eindruck, dass sie planetengebundene Menschen verabscheuen.«

»Warum lassen sie sich dann überhaupt mit uns ein? Warum können sie nicht einfach …?«

»Weil sie etwas von Ökologie verstehen«, erklärte der Herzog. »Sie wissen, dass sie in den bestehenden Verhält-

nissen eine schone, sichere Nische haben Es ist billiger, für Rohstoffe und fur das, was sie nicht selber herstellen wollen, auf Uns zuruckzugreifen oder fur das, was sie nicht herstellen konnen wie zum Beispiel Melange Ihre Philosophie ist es, keine Unruhe zu stiften Sie transportieren uns und unsere Waren und machen damit Gewinn Uberall, jederzeit solange sie sich dadurch nicht in Gefahr bringen Sie bieten allen zum selben Preis ihre Dienste an.«

»Das weiß ich, aber es ist trotzdem seltsam«, sagte Paul »Ich erinnere mich daran, wie ein Gildenmann zu uns kam als wir den Vertrag fur die zusatzlichen Reisheterungen abgeschlossen haben Er hat mir ein Bild von einer landenden Fregatte gegeben und «

»Das war kein Gildenmann« erklarte der Herzog »Er war nur ein Gildenagent, der auf einem Planeten geboren und aufgewachsen ist, genau wie wir Meines Wissens hat man noch nie einen echten Gildenmann gesehen, der Dreck betritt.«

»Es kommt mir seltsam vor, dass die Gilde nicht einfach auf irgendwelchen Welten einfällt und sie übernimmt«, sagte Paul »Wenn sie die gesamte Raumfahrt kontrolliert «

»Die Gilde hat sich fur einen Weg entschieden das muss man ihr zugestehen Sie weiß, was auch jeder Mentat weiß Herrschaft bringt eine Menge Verantwortung mit sich, selbst wenn man schlecht herrscht Die Gilde hat schon oft unter Beweis gestellt, dass sie diese Verantwortung nicht will Sie ist zufrieden damit, was sie ist und wo sie steht.«

»Hat nie jemand versucht, ihr Konkurrenz zu machen?«, fragte Paul.

»Schon oft«, antwortete der Herzog »Schiffe, die ihr Konkurrenz machen, kehren nie zuruck und erreichen nie ihr Ziel.«

»Die Gilde vernichtet sie!«

»Wahrscheinlich. Aber nicht mit Sicherheit. Außerdem bietet die Gilde ihre Transportdienste jedem an, und das zu bezahlbaren Preisen. Erst wenn man besondere Dienstleistungen wünscht, schießen die Kosten in die Höhe.«

»Sie zerstört einfach alle, die versuchen, mit ihr in Konkurrenz zu treten«, sagte Paul.

Der Herzog runzelte die Stirn. »Was würdest du tun, wenn ein rivalisierendes Haus sich direkt neben dir niederlassen und dir auf deinem Planeten Konkurrenz machen würde – ganz offen, ohne jede Zurückhaltung?«

»Aber die Konvention ...«

»Vergiss die Konvention! Was würdest du tun?«

»Ich würde mich ihnen mit aller Kraft entgegenstellen.«

»Du würdest sie vernichten.« Der Herzog tippte zur Betonung mit einem Finger auf den Tisch. »Nun lass uns eines nicht vergessen, etwas, das man dir schon oft genug gesagt hat. Wir leben in einer Feudalgesellschaft, und jede Welt ist vom Weltraum aus verwundbar. Das ist der eigentliche Grund für die Große Konvention. Ein Planet ist vom Weltraum aus verwundbar, und die Gilde transportiert für einen gewissen Preis alles jederzeit überallhin. Wenn sie eine Ladung Kurzstreckenfregatten transportiert, wie zum Beispiel unsere nach Arrakis, und diese Fregatten bombardieren eine Welt, dann ist auch die Information, wer die Verantwortung trägt, erhältlich – zu einem gewissen Preis. Das ist die Große Konvention, der Landsraad, unser einziges echtes Abkommen – dass wir jeden, der etwas Derartiges versucht, gemeinsam vernichten werden.«

»Und was ist mit Renegaten?«, fragte Paul. »Wenn –«

»Hat dir das noch niemand erklärt?«, fragte der Herzog ungehalten und seufzte dann. »Wenn sich ein Renegat das Schweigen der Gilde erkauft, muss er zwei Bedingun

gen erfüllen. Er darf nicht nach einer schweren Verletzung der Konvention auf der Flucht sein, und er darf nie wieder Kontakt zu einer Zentralwelt aufnehmen – in welcher Weise auch immer. Das ist Teil der Abmachung zwischen Gilde und Landsraad. Es handelt sich nicht um ein rein einseitiges Verhältnis. Wir teilen gewisse Regeln mit der Gilde.«

»Das habe ich alles schon gehört«, sagte Paul, »und ich habe darüber gelesen und danach gefragt. Aber es kommt mir trotzdem – falsch vor. Es ist –«

»Das Versprechen eines Mannes ist genau so viel wert wie seine Motivation, es zu halten«, sagte der Herzog. »Es sind nicht die Abmachungen, an denen du dich störst. Es sind die Motive.«

»Genau!«, rief Paul.

»Was hält das Universum zusammen?«, sagte der Herzog. »Warum sind wir nicht alle Renegaten? Nur ein Wort, mein Sohn. Handel. Jede Welt, jede Gruppe von Welten hat etwas Einzigartiges. Selbst den kaladanischen Pura-Reis gibt es nur auf Caladan. Und es gibt Leute, die ihn wollen und die ihn nirgendwo anders kriegen. Es ist erstklassige Nahrung für Kleinkinder und Alte, musst du wissen – mild und leicht verdaulich.«

»Handel?«, fragte Paul. »Das erscheint mir nicht ausreichend.«

»Für Abenteurer und Rebellen ist es das auch nicht«, erklärte der Herzog. »Doch die meisten anderen sind damit zufrieden. Auch wir stiften keine Unruhe. Und *deshalb* nehmen wir Arrakis als Lehen an. *Das* ist ein Planet, der nicht nur einzigartig ist, sondern auch unbezahlbar, und zwar auf eine Art und Weise, die die Harkonnens und das Imperium nicht einmal ahnen.«

Da ist sie wieder, dachte Paul, *die Andeutung, dass wir über einen Vorteil verfügen.*

»Was ist es, das sie nicht ahnen?«, fragte Paul. »Du und Hawat machen immer wieder Andeutungen …«

»Paul …« Der Herzog zögerte und schaute seinen Sohn eindringlich an. »Das hier ist von lebenswichtiger Bedeutung. Ich … nein, es ist an der Zeit, dass du mehr Verantwortung übernimmst.«

Baron Harkonnen und Piter de Vries

»Sie behaupten, ich hätte nie den Tod gesehen«, sagte Piter. »Sie irren sich. Einmal habe ich eine Frau sterben sehen. Sie fiel vom Balkon im dritten Stock unseres Hauses in den Hof, wo ich spielte. Ich war erst fünf, aber ich kann mich noch erinnern, dass sie für mich wie ein seltsamer grüner Sack aussah, als sie fiel. Sie trug Grün, verstehen Sie.«

Der Baron bemerkte die seltsame Veränderung in Piters Haltung. »Viele Frauen sterben, Piter. Jeden Tag sterben Frauen.«

»Bei dieser handelte es sich um meine Mutter«, sagte Piter. »Nun gut, damals war das für mich nicht weiter wichtig. Sie war lediglich eine von vielen Konkubinen im Palast. Erst als ich Jahre später darüber nachdachte, konnte ich dem Ereignis eine Bedeutung abgewinnen …«

»Ahhh«, sagte der Baron. »Und was für eine Bedeutung war das?«

»Wenn jemand fällt, ist er bereits tot«, sagte Piter. »Der Sturz und der Tod kommen erst nach dem Höhepunkt. Das eigentlich wichtige Ereignis ist der Moment des Stolperns – der Augenblick, in dem man die schwankende Person hinunterstoßen oder sie retten kann. In dem man Macht über das Schicksal hat.«

Der Baron zog eine finstere Miene und fragte sich *Droht mir dieser Dummkopf etwa? Will er damit sagen dass er sich mir in der Angelegenheit mit dem Herzog entgegen stellen konnte?*

»Und was ist dann mit Herzog Leto?«, fragte der Baron »Konnte sich sein Schicksal wenden?«

»Baron, das fragen ausgerechnet Sie!«, sagte Piter »Der Herzog ... ach der Herzog ... er fällt bereits Der Herzog ist ein ganz und gar unbedeutendes Ereignis «

Neues Kapitel:

Von Caladan nach Arrakis

(In diesem Kapitel ist die Anzahl der Worte, jedes Absatzes am Rand notiert. Daher ist zu vermuten, dass es auf Campbells Bitte hin aus Platzgründen gekürzt wurde, als der Roman in *Analog* erschien, und man es später nicht wieder eingefügt hat.)

> *Wie ein solcher Wust von Fehlinformationen in Wingates Buch, Mentat, Gilde, und Schild weitreichende Anerkennung erlangen konnte, ist schwer zu begreifen. Der Schild wird als ein Gerät dargestellt, wenn man sein Geheimnis kennt, das leicht zu handhaben ist und es dem Kriegsschaffenden gestattet, sich gegen alle Angriffe zu Wehr zu setzen. Die Gilde erscheint als eine imperiöse Gruppe von Engeln, die im Weltraum auf den Tag warten, an dem sie eine universale Utopische Gesellschaft einführen können. Und der Mentat, Wingate, Mentat ist ein Golem ohne die menschliche Wärme. Wingate zufolge ist der Mentat eine Art in Fleisch gehüllte Maschine, die man sie mit Informationen füttert, spuckt sie angeblich Antworten aus, die nicht durch menschliche Emotionen verfälscht sind.*
>
> Aus »Die Menschlichkeit des Muad dib«
> von Prinzessin Irulan

Die Fregatte der Atreides' lag an einem langen Andockgestell im Rumpf des Gildenschiffs fest. Um sie herum befanden sich weitere Fregatten, von denen einige Hausabzeichen trugen, die Paul sich nur mittels einer Erinnerungstrance ins Gedächtnis rufen konnte, so weit entfernt

und klein waren sie. Zwischen den Fregatten erstreckte sich ein dicht gepacktes Durcheinander von Frachtbarken, Kommunikationssatelliten, Sprungprallboxen, Jachten und Frachtgleitern – und vielen weiteren Formen, die Paul nicht zuordnen konnte.

Durch den Sichtschirm im Aufenthaltsraum hatte er beobachtet, wie *seine* Fregatte in die monstrose Kugel des Gildenschiffs gezogen wurde. Die ersten Ahnungen vom Inhalt des gigantischen Rumpfs hatten Paul die verblüffende Erkenntnis beschert, dass der Umzug der Atreides und ihrer Fracht nur ein kleiner Teil der Aufgaben dieses Schiffs sein konnte.

Caladan war nur eine unbedeutende Zwischenstation!

Inzwischen hatte sich das Kommunikationssystem des Gildenschiffs mit dem der Fregatte verbunden, und der Bildschirm über Pauls Schwebestuhl blieb dunkel, abgesehen von einem gelegentlichen Flackern, wenn aus dem dazugehörigen Lautsprecher Anweisungen erklangen.

›Reisegruppe Atreides, versuchen Sie nicht, Ihre Schiffe zu verlassen. Die Kommunikation mit anderen Mitgliedern Ihrer Reisegruppe ist über unsere Schiffssysteme und gemäß den Regeln der Gildengeheimhaltung möglich. Sollte es an Bord Ihres Schiffes zu einem Notfall im Sinne des Beförderungsvertrages kommen, aktivieren Sie den *Op-Rot* Schaltkreis, den man Ihnen zur Verfügung gestellt hat. Sie werden ein ungewohntes Gefühl auf und unter der Haut verspüren, sobald die Reise weitergeht. Diejenigen von Ihnen, die noch nie mit einem Gildenschiff geflogen sind, sollten sich davon bitte nicht beunruhigen lassen. Das Gefühl ist ein ganz natürlicher und harmloser Teil der ersten Reiseetappe unter Raumantrieb. Die Reisegruppe Atreides wird erfreut sein zu hören, dass man Sie mit einem Erste-Klasse-Gildenschiff abgeholt hat. Sie werden in subjektiv anderthalb Tagen Ihr Ziel erreichen.«

Paul dachte wehmutig an die Hoffnung seines Vaters, sich auf der Reise endlich einmal im Tiefschlaf auszuruhen.

Die Stimme aus dem Lautsprecher interessierte Paul. Ihm fiel die sorgfältige Modulation von *Beschwichtigern* und *Überzeugern* im Tonfall auf. Obwohl sie auf einer großen Bandbreite operierten, waren sie hervorragend ausgeführt. Allerdings gab es keine Spur eines Gesichts oder eines Gildenmannes aus Fleisch und Blut hinter dieser Stimme. Abgesehen vom Flackern, bei dem es sich wahrscheinlich um Tonträgkopplungen handelte, blieb der Bildschirm dunkel. Paul dachte an die alten Geschichten über *Weltraumanpassung*. Demnach hatten die Gildenmänner lange, biegsame Gliedmaßen mit Greifzehen entwickelt; sie waren völlig haarlos, sie besaßen zusätzliche Gliedmaßen, sie

Paul musste über sich selbst lachen. *Vielleicht erhalte ich ja eines Tages genauere Informationen*, dachte er.

Tomo, einer von Gurneys Männern, betrat den Aufenthaltsraum durch die Tür unter dem Bildschirm. Er war ein untersetzter Mann mit tassförmigem Brustkorb, dicken Armen und einem runden Gesicht, das er sorgsam von Emotionen frei hielt. Er nickte Paul zu. »Empfehlungen von Mr. Halleck, Mylord. Er bat mich, Ihnen mitzuteilen, dass Sie sich zurück in den Kontrollkegel begeben können, sobald keine Gefahr mehr droht und wir auf dem Weg sind. Befehl des Herzogs, Mylord.«

»Danke, Tomo«, sagte Paul. »Würden Sie Mr. Halleck mein Bedauern mitteilen? Meine Mutter hat mich gebeten, hier zu bleiben, bis sie zurückkehrt.«

Der Mann verneigte sich. »Sofort, Mylord.« Er verließ den Raum auf dem Weg, auf dem er gekommen war, und versiegelte die Tür hinter sich.

Paul warf einen Blick nach oben auf das verräterische Glitzern in den Ecken, wo verborgene Kameras als Augen

fur diejenigen fangierten, die sich im Kontrollkegel aufhielten. Er lächelte. Gurney hatte seinen Mann geschickt, um Paul das Gefühl von Sicherheit zu geben. Er setzte sich bequemer hin, drehte sich steif in der künstlichen Schwerkraft.

Nur noch anderthalb Tage bis Arrakis, dachte er.

Er lehnte sich zurück, und der Stuhl passte sich der Veränderung an. Er hatte eine Lektion zu durchdenken, eine tiefgehende Lektion von seiner Mutter, mit all ihren eigentümlichen Mentaten-Untertönen. Die Entscheidung, seine Ausbildung fortzusetzen, war ihm nicht schwergefallen. Es war beinahe gewesen, als hätte eine Macht in seinem Innern die Wahl für ihn getroffen. Paul vertiefte sich in den Geisteszustand zur Verarbeitung seiner Lektionen und spürte, wie sich das Gelernte mit den zugehörigen Informationen in seinem Kopf verband.

Drei kurze Atemzüge lösten es aus. Er fiel in den Schwebezustand ... fokussierte sein Bewusstsein ... Erweiterung der Aorta ... er vermied die unkonzentrierte Mechanik des Bewusstseins ... Bewusstsein aus freien Stücken ... angereichertes Blut, das schnell in die überladenen Bereiche floss ... man verschafft sich nicht mit Hilfe seiner Instinkte Nahrung, Schutz oder Freiheit, obwohl einige humanoide Geschöpfe danach trachten, Tiere zu sein ... *der Hai kommen ist ein Raubtier* ... das tierische Bewusstsein übersteigt nicht den gegenwärtigen Augenblick und dringt auch nicht zu dem Gedanken vor, dass seine Beute ausgerottet werden könnte ... das Tier zerstört ohne zu produzieren ... die tierischen Freuden halten sich dicht an die Ebene des Sinnlichen und meiden die Wahrnehmung ... der wahrhaft Menschliche braucht einen Bezugsrahmen, ein Hintergrundraster, durch das er sein Universum betrachten kann ... körperliche Einheit entsteht durch Nerven/Blutströme, die einem tiefen Be-

wusstsein für die zellularen Bedürfnisse entsprechen der Mensch braucht ein Erfahrungsuniversum, das logischen Sinn ergibt, doch die Logik verführt die Aufmerksamkeit alle Dinge/Zellen/Wesen sind unbeständig man strebt nach innerer Permanenz der Ströme

Immer und immer wieder entrollte sich die Lektion in Pauls Bewusstsein, und an ihrem Angelpunkt befand sich ein einziger Gedanke:

Das menschliche Wesen kann die Umstände, in denen es sich befindet, und seine Einschränkungen innerhalb dieser Umstände einschätzen All das ist durch geistige Programmierung möglich so dass er niemals seinen Körper aufs Spiel setzen muss, bevor nicht der optimale Kurs berechnet wurde In der Verdichtung des Zeitablaufs kann ein menschliches Wesen das so schnell tun dass sich der Vorgang auch als augenblicklich bezeichnen lässt

AUGEN, BLAU IN BLAU

»Wir haben ein Forschungsprojekt über dieses Phänomen mit den blauen Augen gestartet«, sagte Hawat »Es ist ein Merkmal, das auf Arrakis natürlich alles andere als unbekannt ist Sie erinnern sich zweifellos an die Abtastbilder von diesem Geschöpf der Harkonnens, Piter Vries.«

»Der Mentat« sagte Leto

»Wenn er nur einen anderen Titel trägen würde«, sagte Hawat und zuckte dann mit den Schultern »Manche behaupten, dass das Merkmal der blauen Augen von der Strahlung der Arrakis Sonne herrührt Das Hauptargument dafür ist der Vergleich mit der Sonne von Tressi, die den Augen der Menschen, die dort in der fünften Generation geboren werden, eine gelbe Farbe verleiht «

»Piter Vries stammt von Arrakis?«, fragte Leto.

»Nach den zuverlässigsten Informationen, die wir finden konnten, nicht, Herr.« Hawat wandte sich ab und ging auf und ab, die alten Schultern gebeugt, die ledrige Gesichtshaut von intensiver Konzentration zerfurcht. »Einer der Mittelsmänner, die wir ausgeräuchert haben, hatte sich ein amateurhaftes biologisches Labor eingerichtet, mehrere Katzen mit Kängururatten in einem geschlossenen ökologischen Kreislauf. Laut den dazugehörigen Aufzeichnungen wurden die Ratten in dieser isolierten Umgebung geboren, und zwar als Nachkommen von Tieren, die nicht von Arrakis stammten. Man hat sie kein einziges Mal aus dem System entfernt und sie nur mit Gewürz gefüttert. Man hat sie in einem Bereich gehalten, der von allen örtlichen Strahlenquellen abgeschirmt war, und trotzdem hatten sie alle blaue Augen. Bedenken Sie, dass man sie lediglich mit Gewürz gefüttert hat.«

»Schon andere haben die Theorie aufgestellt, dass das Gewürz dieses Merkmal verursacht«, sagte Leto.

»Aber andere haben keine Aufzeichnungen über Testreihen gemacht, bei denen man den Geschöpfen schließlich das Gewürz entzog und sie starben, statt wieder auf eine normale Ernährung umzusteigen.« Er hielt inne und blickte den Herzog an. »Sie starben unter allen Anzeichen von Drogenentzugserscheinungen.«

Der Herzog befeuchtete sich die Lippen. »Das erscheint unmöglich. So etwas habe ich noch nie gehört. Viele benutzen die Melange regelmäßig. Sie ist Teil *unserer* Ernährung, Thufir. Mit Sicherheit hätte man schon viel früher Berichte über Entzugserscheinungen gehört. Ich selbst habe seit … « Er schüttelte den Kopf. »Ich habe kein Gewürz mehr genommen seit … verdammt, Thufir. Ich weiß, dass ich das Zeug nehmen und auch die Finger davon lassen kann.«

»Konnen Sie das, Herr?«, fragte Hawat leise

»Aber ich ...«

»Hat irgendjemand, der sich regelmäßigen Melange-Konsum leisten kann, jemals einen Entzugsversuch gemacht?«, fragte Hawat. »Ich rede nicht von den gelegentlichen Benutzern aus dem Mittelstand. Ich rede von den oberen Zehntausend, die es sich ohne Probleme leisten konnen und von seiner bewiesenen altershemmenden Wirkung wissen, von denen, die es taglich und in großen Mengen als erquickende Medizin einnehmen.«

»Das ware monstros«, sagte Leto.

»Es ware nicht das erste Mal, dass ein langsam wirkendes Gift unter dem Deckmantel des allgemeinen Wohls verbreitet wurde«, sagte Hawat. »Denken Sie nur an die Geschichte des Gebrauchs von Saturial, von Semuta, von Verite, von Tabak, von ...«

Jessica und Dr. Yueh: Das Gewürz

»Es ist mehr als das«, sagte sie. »Tuek hat hier eine Agentenvorhut. Diese Wachen da draußen sind jetzt seine Leute. Ich rieche Gewalt an diesem Ort.«

»Sind Sie sich ganz sicher, was die Agentenvorhut angeht?«

»Vergessen Sie nicht, dass ich oft als Sekretarin des Herzogs fungiere, Wellington. Ich weiß viel uber seine Geschafte.« Sie presste die Lippen zusammen und sprach mit tonloser Stimme. »Manchmal frage ich mich, welche Rolle die Bene-Gesserit-Ausbildung bei seiner Entscheidung für mich gespielt hat.«

»Wie meinen Sie das?«

»Eine Sekretarin, die einem in Liebe verbunden ist, ist doch eine sehr viel sicherere Wahl, finden Sie nicht?«

»Ist das ein guter Gedanke, Jessica?«

Sie schüttelte den Kopf. »Vielleicht nicht.« Sie schaute weiter auf die versengte Landschaft hinaus. »Aber trotzdem weiß ich, dass hier Gefahr droht, und zwar nicht vom Volk. Die einfachen Leute werden bald anfangen zu jubeln, weil man sie vom Joch der Harkonnens befreit hat – die meisten zumindest. Doch die Harkonnens haben sicher einige zurückgelassen, die ...«

»Also wirklich, ich bitte Sie!«

Sie warf ihm einen kurzen Blick zu und wandte sich dann ab. »Ich weiß, dass der große Hass des Herzogs auf die Harkonnens nicht inhaltslos ist. Die alte Fehde ist noch sehr lebendig. Die Harkonnens werden sich nicht damit zufriedengeben, bei Hof die Macht zu haben. Dieses neue Herzogtum ist nicht einfach nur ein Leckerbissen, den sie uns vorgeworfen haben, um sich ein Ende der Fehde zu erkaufen.« Sie nickte. »Ich hatte viel Zeit zum Nachdenken. Sie werden nicht ruhen, bis der Herzog und sein Geschlecht vernichtet sind.«

»Es handelt sich um einen ziemlich gewinnträchtigen Leckerbissen, Jessica.«

»Und er ist vergiftet. Er wurde uns so angeboten, dass wir ihn annehmen mussten. Der Baron darf nicht vergessen, dass Leto ein Vetter des Imperators ist, während sein eigener Titel aus einer Brieftasche stammt. Und er wird nicht vergessen, dass der Urgroßvater meines Herzogs auf Corrin einen Harkonnen wegen Feigheit verbannte.«

»Sie werden morbide, Jessica. Sie hatten auf dieser Reise *zu viel* Zeit zum Nachdenken. Sie sollten sich lieber mit Dingen beschäftigen, die für Sie von Interesse sind.«

»Es ist sehr gütig, dass Sie mich schonen wollen, alter Freund. Aber ich kann meinen Verstand nicht davon abhalten, über die Dinge nachzudenken, die ich sehe.« Sie

lächelte erschöpft. »Erzählen Sie mir vom Gewürzhandel. Ist er wirklich so gewinnträchtig, wie man sagt?«

»Melange ist das kostspieligste Gewürz, dass es je gab. Es bringt derzeit auf dem offenen Markt sechshundert zwanzigtausend Credits pro Dekagramm ein.«

Sie wandte sich ab, ging zu einem der leeren Bücherschränke hinüber und strich über die glänzende Oberfläche. »Lebt man davon wirklich länger?«

Er nickte. »Es hat gewisse geriatrische Qualitäten, weil es die Verdauung unterstützt. Es erzeugt ein Gleichgewicht an Verdauungsproteinen, das dem Körper hilft, mehr Energie aus der Nahrung zu ziehen.«

»Es hat nach Zimt geschmeckt, als ich es zum ersten Mal probiert habe«, bemerkte sie.

»Manchmal wird es mit Kassia oder Zimt verschnitten«, sagte er, »aber es enthält selbst einige Zimt-Aldehyde und Eugenol. Daraus finden viele, dass es nach Zimt riecht.«

»Aber es schmeckt jedes Mal anders«, wandte sie ein. »Dafür habe ich noch nie eine zufriedenstellende Erklärung gehört.«

»Wissen Sie, dass es nur vier Grundgeschmacksrichtungen gibt?«, fragte er.

»Natürlich. Sauer, bitter, salzig und süß.«

Er neigte den Kopf in ihre Richtung. »Es ist typisch für Melange, dass sie ungewöhnliche Geschmackspaarungen bilden und der menschlichen Zunge schmackhaft machen kann. Einige sind der Meinung, dass man erst *lernen* muss, es zu mögen.«

»Ein Körper, der lernt, dass ihm etwas guttut, interpretiert den dazugehörigen Geschmack immer als angenehm«, sagte sie. »Meinen Sie das?«

»Ja. Und aus demselben Grund ist es leicht euphorisierend.«

»Wie wächst es? Ist es eine Pflanze?«

»Nun die Harkonnens haben die Biologie des Gewürzes geheim gehalten, aber einige Informationen sind durchgesickert. Offenbar ist es pilzartig und es wächst unter den richtigen Bedingungen rasend schnell.«

»Und die wären?«

»Das wissen wir nicht. Versuche, es künstlich anzubauen, sind aus unbekannten Gründen gescheitert. Und wegen der Sandwürmer [er sah sie schaudern] ist es bislang unmöglich, das Gewürz vor Ort genauer zu untersuchen.«

»Also ist es ein Pilz.«

»Nicht direkt. Es hat einige pilzartige Eigenschaften glaubt man. Aber es ist sehr viel komplexer. Da ist zum Beispiel die seltsam gegabelte Karbolsäurekette. Wie kann die aus einem Pilz stammen? Und dann enthält es noch ein Cymol-Gegenstück. Melange ist ein faszinierendes chemisch-botanisches Problem. Viel mehr lässt sich dazu nicht sagen.«

»Sehen Sie, wie sehr ich um technische Informationen ringen muss?«, sagte sie. »Abgesehen von meinen Pflichten als Sekretärin erwartet der Herzog nicht von mir, dass ich intelligent bin.«

»Ist ihm bewusst, dass Sie es sind?«

PAUL UND JESSICA

(Versteckt, nach der Jager-Sucher-Attacke)

»Was bedeutet es, dass du eine Bene Gesserit bist, Mutter?«

Er hat meine Auffassungsgabe geerbt, dachte sie und sagte: »Das ist der Name der Schule, an der man mich ausgebildet hat.«

»Das weiß ich, Mutter. Aber es bedeutet auch etwas anderes. Wenn mein Vater, der Herzog, sich über etwas, das

›du tust, ärgert, sagt er immer ›Bene Gesserit‹, als wäre es ein Schimpfwort.«

Sie konnte ein amüsiertes Zucken ihrer Mundwinkel nicht unterdrücken. ›Und was ist es, was deinen Vater, den Herzog, an mir ärgert?‹

›Wenn du seinen Absichten zuwiderhandelst. Ich habe gehört, wie er dich eine ›Bene Gesserit Hexe‹ nannte.«

Ein lautloses Lachen ließ sie erzittern.

Pauls Miene blieb unverändert ernst. »Wirst du mich die Geheimnisse lehren, die du kennst, Mutter?‹

Jessica hauchte ein lautloses Gebet an Schwester Naha und den Eid der Nachfolge. *Ich war unvorsichtig und habe nun einen Sohn, anstelle einer Tochter*, dachte sie. *Nein! Ich war nicht unvorsichtig. Ich wusste, wie sehr mein Herzog sich einen Sohn wünschte. Aber trotzdem ist er ein Sohn … der einer Bene Gesserit Hexe.*

›Ich werde dich einige der Dinge, die ich weiß, lehren‹, erwiderte sie.

Unzufrieden mit dieser Antwort schaute er sie an. »Jetzt weiß ich, wie es meinem Vater, dem Herzog, manchmal mit dir geht‹, sagte er dann.

Ihr Gesicht zeigte nichts von ihrer trockenen Belustigung, aber er spürte ihre Reaktion trotzdem.

»Wir finden das nicht lustig‹, sagte er.

Und plötzlich sah sie, wie ein Schleier beiseitegezogen wurde, hinter dem die Zukunft lag. *Wenn er überlebt, wird er ein großer Herrscher*, dachte sie. *Er hat die Auffassungsgabe, die Schnelligkeit, die tiefschürfende Intelligenz … doch vor allem hat er die Würde.*

Sie erklärte förmlich. »Es tut mir leid, dass ich meinen Sohn beleidigt habe. Ich bitte das Vorrecht in Anspruch nehmen zu dürfen, meine Gefühle für mich zu behalten.«

›Das hast du, ohne darum bitten zu müssen‹, antwortete er. Ein winziges Lächeln ließ seine Mundwinkel

zucken. »Ich erbitte das Vorrecht deines Entgegenkommens.«

Sie zerzauste ihm das Haar. In ihren Augen brannten ungeweinte Tränen. »Bist du hergekommen, um mich zu beschützen, Schatz?«

»Natürlich. Mein Vater, der Herzog, hat mich angewiesen, dich zu beschützen, wenn er nicht da ist. Das würde ich sowieso tun, doch alle müssen dem Herzog gehorchen.«

»Du hast vollkommen Recht«, sagte sie. »Woher wissen wir, wann wir gefahrlos nach draußen gehen können?«

»Ich habe Dr. Yueh gesagt, dass ich dich suche und uns beide hinter einer Tür in Sicherheit bringe, bis er unser Klopfzeichen gibt.« Paul wandte sich um und klopfte an die Wand – dreimal, dann eine Pause, dann zwei und wieder drei Klopfzeichen.

»Das war vernünftig von dir.« Sie wandte sich ab und ballte die Hände zu Fäusten, bis ihre Knöchel schmerzten. Todesfallen – tödliche Gefahren für ihren Herzog und ihren Sohn, und sie selbst wollte man als Bezahlung für einen Verräter. Welchen Verräter? Wer war der vertraute Gefolgsmann?

»Wenn wir in diesem Zimmer sicher sind, solltest du dich entspannen, Mutter«, sagte Paul.

Sie nickte und zeigte ihm ein aufgesetztes strahlendes Lächeln. »Was haben du und Dr. Yueh getrieben?«

»Wir haben uns ein Filmbuch über unseren Planeten angesehen. Wusstest du, dass es unten in der Wüste riesige Sandwürmer gibt?«

»Ja, ich habe von ihnen gelesen.«

»Sie haben schon eine Menge Dünenmänner getötet – so nennt man die Gewürzjäger. Und sie haben schon ganze Gewürzfabriken verschlungen.«

»Ich nehme an, dass sie ziemlich grausig sind.«

»Und es gibt hier Windgeschwindigkeiten von sechs bis siebenhundert Stundenkilometern!«

»So stark?«

»Und der Wind trägt Flugsand, der sich durch Metall und alles mögliche andere bohren kann. Und manchmal wird der Sand heiß genug, um Plastik zu schmelzen, durch die Reibung.«

Sie kaute auf ihrer Lippe und dachte *Was für ein scheußlicher Ort!*

Paul sagte: »In dem Filmbuch heißt es, dass dies der trockenste bekannte terra – terraforme Planet ist.«

»Deshalb müssen wir so vorsichtig mit dem Wasser sein«, erklärte sie.

»Und Dr. Yueh sagt, dass es bei uns viel Wasser gibt. Unter dem Haus befindet sich ein großes Reservoir.«

»Trotzdem müssen wir vorsichtig mit dem Wasser sein. Es ist hier sehr kostbar. Diese Menschen zahlen sogar ihre Steuern in Form von Wasser.«

Paul erklärte voller Begeisterung: »Dr. Yueh sagt, dass es auf Arrakis ein Sprichwort gibt: ›Glanz kommt aus den Städten, Weisheit aus der Wüste.‹«

Und sie dachte *Leto, wo bist du? Du bist in Gefahr. Aber das weißt du natürlich.* Ein kurzer Moment der Angst überkam sie, als sie an das Zimmer dachte, in dem sie sich aufhielten. Was, wenn Lady Fenrings Versicherungen über dieses Zimmer falsch waren? Aber nein, eine Bene Gesserit machte solche Fehler nicht.

»Ich wünschte, ich könnte mich mit meinem Vater, dem Herzog, auf die Suche nach dem Gewürz machen«, sagte Paul.

»Er wird seine Männer nach dem Gewürz ausschicken«, sagte sie. »Er wird nicht selber gehen.«

»Nicht ein einziges Mal?«

»Vielleicht. Aber die Gewürzwüste ist ein viel zu gefährlicher Ort für einen Jungen.«

»Ich bin fast zwölf.«

»Ich weiß, Schatz, aber Menschen brauchen eine jahrelange Spezialausbildung, bevor sie in den Sand hinausgehen.«

»Ich könnte es lernen.«

»Vielleicht, wenn du erwachsen bist.«

»Ich werde lernen. Sagst du Dr. Yueh, dass er mir alle Bücher holen soll, die es über unseren Planeten gibt? Ich will sogar Bücher über die Zeit, bevor man das Gewürz entdeckt hat.«

»Wir besorgen alles, was wir finden«, versicherte sie ihm.

»Bis Dr. Yueh mir das Filmbuch gezeigt hat, dachte ich, dass wir das Gewürz schon immer hatten.«

Trotz ihrer Sorgen lächelte sie. »Erst seit etwa hundert Jahren.« Und dann dachte sie: *Aber das ist schon immer, wenn man fast zwölf ist.* Und sie erinnerte sich, dass es eine Zeit in ihrer Jugend gegeben hatte, als Begeisterung weniger ein Wort als vielmehr eine Welt gewesen war und weniger eine Welt als ein Universum.

Paul sagte: »Bevor man das Gewürz entdeckt hat, war Arrakis lediglich ein Ort, an dem man Pflanzen und Dinge untersucht hat, die wachsen, wo es wirklich trocken ist.«

»Die botanische Wüstenteststation seiner kaiserlichen Majestät«, sagte sie. Und sie fragte sich: *Wo ist Dr. Yueh? Haben die Wachen diesen Sucher noch nicht zerstört? Und welchen anderen Gefahren müssen wir gegenübertreten, wenn wir dieses Zimmer verlassen?*

Paul zupfte sich am Kinn.

Wie sehr er Leto ähnelt, wenn er ernst ist, dachte sie. Und plötzlich wurde ihr klar, dass Paul nur redete, um sie abzulenken, damit sie nicht an ihre Sorgen dachte.

»Ihre Majestat hat viele Geschopfe hierher gebracht«, sagte Paul »Und Pflanzen Hier gibt es eine mutierte Form wilden Buchweizens, den die Leute essen «

»*Eriogonum desertícole*«, sagte sie »Das ist der botanische Name fur wilden Buchweizen «

Er musterte ihr Gesicht »Du weißt alles uber Arrakis, nicht wahr?«, fragte er.

Sie sah ihn voll Zuneigung an und warmte ihre Liebe zu ihm an seinen Bemuhungen, sie abzulenken »Ich weiß einiges uber unsere neue Heimat. Man hat diese Pflanzen und Tiere hierher gebracht, um den Planeten auf menschliche Bewohner vorzubereiten Die meisten neu eingefuhrten Lebensformen stammen von der Erde Die Trockenpflanzen nennt man Xerophyten Ich habe ein Filmbuch uber nutzliche Xerophyten Ich sorge dafur, dass Dr. Yueh es morgen fur dich bereit hat «

Er musterte noch immer ihr Gesicht »Mach dir keine Sorgen, Mutter Die Wachen werden sich um die Gefahren da draußen kummern Bald werden sie kommen und uns holen Bis dahin beschutze ich dich.«

Sie legte ihm einen Arm um die Schultern und drehte sich zu der hohen Flache aus Filterglas im Sudwesten um. Draußen hatte sich die Sonne von Arrakis ein gutes Stuck weiter in Richtung Horizont bewegt

Paul legte seine Hand auf die Schulter, uber ihre

Flucht vor den Harkonnens: Mit Duncan und Liet-Kynes in der Wüstenbasis

(Pauls und Jessicas erste Zuflucht nach dem Fall von Arrakeen)

Jessica trat durch die Tür in ein fensterloses Labor.

Paul folgte seiner Mutter und warf einen Blick zurück auf den Ornikopter, den seine Mutter beschlagnahmt hatte, um sie herzubringen. Wie entschieden sie dem herzoglichen Wachtposten gegenüber aufgetreten war. Paul wusste, dass sie die *Stimme* benutzt hatte. Er fing bereits an, in den Begrifflichkeiten der Bene Gesserit zu denken.

Jessica musterte den länglichen Raum, in dem sie sich befanden. Es war ein ordentlicher Ort voller rechter Winkel und Quadrate, an dem sich etwa ein Dutzend Menschen in grünen Kitteln aufhielten. Die meisten arbeiteten an einem langen Tisch vor einer Wand, beobachteten Anzeigen oder tüftelten an Geräten herum. Es roch nach Ozon, und gedämpfte Laute ließen auf hektische Aktivität schließen. Maschinentönen, das Pferdewiehern von Transmissionsriemen und Multitreibern. An der Rückwand aufgestapelt sah Jessica Käfige mit Kleintieren.

»Dr. Kynes?«, sagte sie.

Eine der Gestalten am Arbeitstisch drehte sich um. Es war ein dünner Mann (*wie die meisten dehydrierten Hüllen, die man auf diesem Planeten sieht*, dachte sie).

»Ich bin Dr. Kynes.« Er sprach mit knapper Präzision und sah wie ein Mann aus, zu dem dieser Tonfall passte. Jessica sortierte ihn sofort als jemanden ein, von dessen Worten man rasiermesserscharfe Genauigkeit erwarten konnte und der alle ausgefransten Bedeutungsenden sauber abschnitt.

Gut, dachte sie *Diese Sorte Mensch ist im Allgemeinen ehrlich.*

»Ich bin Lady Jessica und« sie zeigte auf Paul »das ist mein Sohn Paul, der Erbe des Herzogs.«

Das Zucken von Dr. Kynes Kiefermuskeln verriet seine Anspannung. Die anderen blickten ebenfalls vom Tisch auf. Ihre Bewegungen waren vorsichtig, wachsam. Maschinengeräusche verstummten surrend. In der Stille war ein leiser Tierlaut von den Käfigen zu hören und verstummte unvermittelt, als würde sich sein Urheber plötzlich schämen.

»Wir fühlen uns geehrt, Euer Hochgeboren«, sagte Kynes.

Hochgeboren! Den Fehler machen sie alle, dachte Jessica. *Na gut, lassen wir es durchgehen.*

»Sie scheinen hier sehr beschäftigt zu sein«, bemerkte sie.

»Was ist das für ein Ort, Mutter?«, fragte Paul. Er blickte sich zwischen den Anwesenden um, die noch immer Anzeigen beobachteten und Geräte justierten. Das alles erinnerte ihn erstaunlich an Dr. Yuehs Labor, doch dieser Raum war besser ausgestattet.

»Wir erhalten hier nicht häufig königlichen Besuch«, sagte Kynes. »Wir sind … nicht vorbereitet. Bitte verzeihen Sie die …«

»Ich dachte, dieser Ort sei verlassen«, sagte Jessica. »Ist das hier nicht eine der alten biologischen Wüstenstationen? Ich habe sie auf einer Landkarte des Herzogs gesehen. Ich dachte, dies ist der Ort, den er morgen aufsuchen wollte.«

Kynes warf einen kurzen Blick auf den Tisch, befeuchtete sich die Lippen mit der Zungenspitze und wandte seine Aufmerksamkeit wieder Jessica zu.

»Man hat uns nicht mitgeteilt, dass Sie kommen«, sagte er. »Die …« Er zuckte mit den Schultern.

Jessica ließ den Blick erneut durch das Labor wandern und erkannte jetzt, was all die Geschäftigkeit bedeutete. Man beseitigte die Spuren irgendwelcher in letzter Minute durchgeführter Tests oder etwas in dieser Art! Die Wissenschaftler hier waren im Begriff, alles fortzuschaffen, um die Basis für Letos Besuch vorzubereiten!

Paul zerrte an ihrem Arm. »Kann ich mir die Tiere dort in den Käfigen ansehen?«

Sie schaute zu Kynes.

»Oh, die sind absolut ungefährlich«, sagte Kynes. »Aber steckt trotzdem nicht den Finger durch die Maschen. Einige der Kängururatten sind bissig.«

»Du bleibst bei mir«, sagte sie zu Paul. Sie sah deutlich, wie unbehaglich dem Planetologen zumute war. Sie starrte ihn an, was seine Nervosität noch verstärkte. »Ich möchte die Dinge gerne so sehen, wie sie wirklich sind«, sagte sie. »Deshalb treffe ich manchmal unangekündigt ein.«

Kynes' Miene verdüsterte sich. Durch die offene Tür warf er einen Blick auf den Ornikopter und die beiden Männer, die daneben standen.

Und Jessica begriff noch etwas. Kynes hatte damit gerechnet, dass jemand kommen würde. Sonst hatte schon der Ornikopter mehr Unruhe verursacht. Vielleicht hatte er seinen eigenen Transporter erwartet oder mehr von seinen Gehilfen. Jessica gestattete sich ein kühles Lächeln und schaute zur Tür hinaus.

»Idaho!«, rief sie. »Kommen Sie bitte her.«

Sie sah, wie Idaho mit dem einheimischen Piloten sprach und sich ihnen dann über den Sand näherte und durch die Tür trat. Mit seinem Brustschild und seinen Kürassierwaffen sah er recht eindrucksvoll aus. Seine Haltung Jessica gegenüber verriet höchste Ehrerbietung. Er gab sich jede erdenkliche Mühe, gegen die Schande seiner Trunkenheit anzugehen.

»Idaho«, sagte sie, »hier geht Seltsames vor sich. Behalten Sie diese Leute genau im Auge. Der Herzog wird davon erfahren wollen.«

Idaho ließ einen kalten Blick durch den Raum schweifen. Er war der ausgebildete Killer, der die Anwesenden wissen ließ, dass er sie zerquetschen konnte, wahren sie ihn nicht einmal anzukratzen vermochten. »Ja, Mylady«, sagte er.

Kynes schluckte. »Mylady, ich verstehe nicht. Das ist ...«

»Ja«, sagte sie. »Was ist das?«

Paul schaute zu Duncan Idaho auf und versuchte, seinen kalten Blick in die Runde nachzuahmen. Sein eigener Körperschild hielt auf voller Kraft. Er konnte das leichte Kribbeln an der Stirn spüren, wo das Energiefeld am stärksten war.

»Mein Herzog ist sehr großmütig zu Untertanen, die sich ihm gegenüber ehrlich und ehrenhaft verhalten«, sagte sie. »Zu Menschen, die ihn anlügen oder versuchen, ihn zu betrügen, hat er allerdings eine völlig andere Haltung, das versichere ich Ihnen.«

Kynes kaute auf seiner Unterlippe und versuchte, seine besondere Stellung geltend zu machen. »Mylady, mit allem gebotenen Respekt, diese Station ist nach wie vor Teil der imperialen ...«

»Und dem Imperator hat man mit Sicherheit erzählt, dass diese Station verlassen ist«, blaffte sie. »Spielen Sie nicht mit mir!«

Sie atmete ein und roch Zimt. Durch den Ozongeruch war das Aroma so abgeschwächt, dass nur ihre geübten Sinne ihn wahrnehmen konnten. Das Gewürz. Hier wurde etwas gemacht, das mit Gewürz zu tun hatte! Und das Ozon sollte den Geruch überdecken. Jetzt, mit hellwachen Sinnen, formte sie ein Gestalt. Abbild des Raums. Sie wusste, dass sie später dazu in der Lage sein würde, die

verschiedenen Eindrücke zu sortieren und sich eine genaue Vorstellung der hier stattfindenden Experimente zu machen.

»Wirklich, Mylady«, sagte Kynes. »Wir alle sind einfache Untertanen des ...«

»Sie haben mit Gewürz experimentiert«, warf sie ihm vor.

Kynes und seine Wissenschaftler erstarrten. Alle Blicke waren auf Jessica gerichtet. Die Angst war greifbar, er füllte den Raum wie eine zähflüssige Masse.

Jessica entspannte sich und lächelte. »Das haben die Harkonnens natürlich verboten«, sagte sie. »Aber begreift denn keiner von Euch Dummköpfen, dass mein Herzog kein Harkonnen ist, dass er Ihre Forschungen vielleicht mit anderen Augen sieht?«

Sie erkannte einen ersten Schimmer von Hoffnung in Kynes' Augen und warf Idaho einen Blick zu. »Sie können sich entspannen, Idaho. Wir sind gerade auf ein Symptom der Harkonnen-Krankheit gestoßen. Die Leute hier haben noch nicht das Atreides-Gegenmittel erhalten.«

Paul schaute zu seiner Mutter und dann wieder zu Kynes. Woher hatte sie von dem Gewürz gewusst? Es musste an ihrer Spezialausbildung liegen, begriff er. Aber wie? Das Wissen, dass sie so etwas konnte und dass auch er es vielleicht lernen würde, bestärkte ihn in seiner Entschlossenheit. *Ich werde lernen*, sagte er zu sich selbst.

Kynes begann: »Aber ...«

»Versuchen Sie nicht, sich zu entschuldigen«, unterbrach sie ihn. »Wir wissen, wie es auf einem Lehen der Harkonnens zugeht.« Sie blickte zum Arbeitstisch, holte ein Detail aus dem Gestaltbild hervor und dachte: *Lassen wir sie glauben, dass wir allmächtig sind.* »Sie haben die Gabelung der Karbokette nachverfolgt. Gut. Sagen Sie Ihren Leuten, dass sie ihre Arbeit wieder aufnehmen sol-

.en Der Herzog wird einen ausfuhrlichen Bericht uber Ihre Fortschritte wunschen «

Kynes sackte in sich zusammen Jede Falte in seinem Gesicht verriet Unterwerfung Wenn sie sogar wusste, in welche Richtung ihre Forschungen gingen

›Sagen Sie Ihren Leuten, dass mein Herzog solche Aktivitaten belohnt«, fugte Jessica hinzu »Insbesondere, wenn sie von Erfolg gekront sind Und eines noch Sie mussen nicht weiter daruber nachdenken, diesen Ort zu verlassen Die Lage scheint ausgezeichnet fur Ihre Arbeit zu sein. In der Nahe des Gewurzsands Ein Ort, wo Sie keine Gelegenheitsbesucher haben « Sie lachelte »Wir sind keine Gelegenheitsbesucher «

Nach und nach erhob sich leises Gelachter unter den Anwesenden und verriet ihr viel *Die Art, wie jemand lacht, zeigt dir, wo die Anspannung liegt*, lautete ein Axiom der Bene Gesserit Einer der Manner im Labor hatte nur vorgeblich gelacht Sie merkte sich, dass sie ihn spater genauer unter die Lupe nehmen musste »Gibt es einen Ort, wo wir uns unterhalten konnen, ohne Ihre Gehilfen zu storen oder selbst gestort zu werden, Doktor?«

Kynes zogerte und neigte dann den Kopf »In meinem Buro, Euer Hochgeboren « Er wies auf eine Tur, die gegenuber von der Wand mit den Tierkafigen lag

»Paul, du bleibst bei Idaho«, sagte Jessica ›Ich brauche nicht lange Du kannst dir die Tiere ansehen, wenn du mochtest, aber denk an die Warnung des Doktors Einige von ihnen sind bissig.«

Man musste ihnen nicht ausdrucklich sagen, dass sie stets ihre Schilde tragen sollten, dachte Jessica Sie gab Idaho beilaufig das Handzeichen, dass er ihre vorherige Anweisung, sich zu entspannen nicht befolgen sollte Er musste wachsam bleiben Idaho blinzelte zur Bestatigung. Als sie Kynes zu seinem Buro begleitete, fiel ihr auf, dass

einer der Gehilfen den Raum durchquerte und die Tür nach draußen schloss. Es war der, der nicht aufrichtig gelacht hatte.

Kynes' Büro war quadratisch, mit einer Seitenlänge von etwa acht Metern. Die currvfarbenen Wände wurden lediglich von einer Zeile Datenbänder und einem tragbaren Abtastschirm aufgelockert. Es gab keine Fenster. Fast genau in der Mitte des Zimmers stand ein gedrungener Schreibtisch mit einer Milchglasplatte voll gelber Blasen. Darum waren vier Suspensor-Stühle gruppiert. Auf dem Tisch lagen Papiere, die von einem kleinen Gewicht aus sandgeschliffenem Marmor festgehalten wurden.

Wo wollten sie das alles bloß verstecken?, fragte sie sich. Die Station war ein keilförmiges Gebäude, das man zwischen die Wände einer Schlucht getrieben hatte. Dann wurde ihr klar, dass dieses Zimmer einen weiteren Ausgang haben musste, vielleicht sogar eine ganze Wand, die sich beiseiteklappen ließ. Als sie mit dem Ornikopter heruntergekommen waren, war ihr aufgefallen, dass das Gebäude an einer Felswand kauerte. *Eine Höhle im Fels!* dachte sie. *Wie effizient.*

Kynes wies auf einen Stuhl. Sie setzte sich.

»Es gibt keine Fenster«, sagte sie.

»Hier oben, so nahe am Schildwall, bekommen wir einen Teil der Hochwinde ab«, erklärte er. »Sie haben Geschwindigkeiten von siebenhundert Stundenkilometern und mehr. Einige verirren sich hierher. Wir nennen das den Sandregen. Unter so einer Sandattacke dauert es nicht lange, bis ein Fenster undurchsichtig wird. Wir sind von den Abtasteraugen abhängig, die sich abschirmen lassen.«

»Ich verstehe.« Sie stellte ihren Stuhl auf geringeren Widerstand ein. »Ich habe meinen Sohn mit hierher gebracht, weil er eines Tages über Arrakis herrschen wird, Doktor. Er muss mehr über den Planeten lernen. Man

hat uns gesagt, dass dieser Ort als ausreichend sicher für einen Besuch des Herzogs eingestuft wurde. Deshalb bin ich davon ausgegangen, dass es hier auch sicher genug für meinen Sohn und mich ist.«

»Sie sind hier absolut sicher, Mylady«, sagte Kynes.

In ihrer Stimme lag lakonische Bitterkeit. »*Niemand* ist absolut sicher, nirgends.«

Kynes senkte den Blick.

»Ich habe gehört, dass Sie schon seit längerer Zeit auf Arrakis sind.«

»Seit einundvierzig Jahren, Mylady.«

»So lange schon?«

Er begegnete ihrem Blick und schaute an ihr vorbei. »Ich wurde auf Zentrum aufgezogen, und Arrakis war mein erster Auftrag, Mylady. Es war eine Familientradition. Mein Vater war vor mir hier. Er war Laborleiter, als Arrakis noch die botanische Wüstenteststation seiner kaiserlichen Majestät war.«

Es gefiel ihr, wie er die Worte »mein Vater« aussprach.

»Hat Ihr Vater das Gewürz entdeckt?«

»Er hat es nicht entdeckt, aber Männer, die unter ihm gearbeitet haben«, sagte Kynes. Er senkte den Blick auf die Tischplatte. »Das war sein Schreibtisch.«

Mit ihrer besonderen Wahrnehmungsgabe konnte Jessica den Stolz und die Hingabe spüren, die Kynes' Worte durchpulsten wie ein Herzschlag.

»Bitte setzen Sie sich, Dr. Kynes«, sagte sie.

Kynes schluckte. Offenbar peinlich berührt schaute er sich im Büro um. »Aber Mylady ...«

»Das ist schon in Ordnung«, sagte sie. »Ich bin nur die gebundene Konkubine des Herzogs, die Mutter seines Erben, aber es wäre auch in Ordnung, wenn ich von hoher Geburt wäre. Sie sind ein loyaler und ehrenhafter Mann, Dr. Kynes. Mein Herzog respektiert Ihresgleichen.

und bei Menschen, denen wir vertrauen, lockern wir die üblichen Rituale.« Sie wies auf den Stuhl ihr gegenüber. »Bitte, setzen Sie sich.«

Kynes setzte sich und stellte Hohe und Widerstand so ein, dass er steif auf der Stuhlkante sitzen konnte.

»Sie arbeiten immer noch mit einem imperialen Stipendium?«, fragte sie.

»Seine Majestät unterstützt unsere Arbeit großmütig.«

»Und die wäre?« Sie lächelte. »Nur der Vollständigkeit halber.«

Er erwiderte ihr Lächeln, und sie sah erste Anzeichen von Entspannung in seiner Haltung. »Großenteils handelt es sich um Trockenbiologie und Botanik, Mylady. Wir führen allerdings auch einige geologische Projekte durch – Bohrungen und Proben entnahmen und dergleichen. Bei einem ganzen Planeten erschöpfen sich die Möglichkeiten praktisch nie.«

»Weiß seine Majestät von der *anderen* Arbeit, die Sie hier verrichten?«

»Ich weiß nicht genau, wie ich es ausdrücken soll, My lady.«

»Versuchen Sie's.«

»Im Grunde verheimlichen wir dem Imperium nichts«, erklärte er. »Wir fertigen von allem Aufzeichnungen an. Wir legen wie verlangt regelmäßig Berichte vor. Und wir haben für all unsere Projekte die ordnungsgemäße Befugnis. Wir ...«

Sie lachte. »Kynes. Kynes«, sagte sie. »Sie sind fabelhaft. Dieses System ist fabelhaft. Und der imperiale Hof ist so weit weg.«

Kynes' Tonfall war steif. »Wir sind loyale Untertanen des Imperiums, Mylady. Bitte versuchen Sie nicht, meine Worte so zu verdrehen, dass ...«

»Verdrehen? Sie enttäuschen mich, Kynes.

»Was wir herausfinden, kommt dem imperialen Legat zugute«, sagte Kynes. »Es ist nicht etwa so, dass wir ...«

»Ich möchte, dass Sie vor allem eines bedenken, Dr. Kynes.« Sie ließ eine gewisse Schärfe in ihre Stimme eindringen. »Sie sind jetzt ein Untertan des Herzogtums Atreides. Hier erteilt mein Herzog die Befehle. Er ist ... ein loyaler Untertan des Imperiums. Und er weiß, wie man Aufzeichnungen anfertigt und die nötigen Berichte verfasst und wie er die ordnungsgemäße Befugnis für *seine* Projekte erhält.«

Und jetzt, dachte sie, *wollen wir mal sehen, ob dieser Mann etwas Stahl beigemengt ist.*

Kynes' Mundwinkel zogen sich zu einer sauerlichen Miene herab. »Und der Hof ist so weit weg. Ein unwichtiger Planetologe könnte längst tot und begraben sein, ... es mit ordnungsgemäßer Befugnis, wenn der Hof davon erfährt.«

»Sie haben zu lange unter den Harkonnens gelebt«, sagte sie. »Haben Sie nichts außer Angst und Misstrauen gelernt?«

»Oh, das Muster ist deutlich genug«, sagte er. »Mylady.«

»Welches Muster?«

»Die Armee zahmer Killer, der subtile Druck und auch der nicht so subtile.« Kynes umfasste die Armlehne seines Stuhls, bis seine Finger weiß wurden. »Ich hatte gehofft, dass dieses Mal ...« Er schüttelte den Kopf. »Dieser Planet konnte ein Paradies sein! Aber das Einzige, was Sie und die Harkonnens im Kopf haben, ist, Geld aus dem Gewürz zu pressen!«

Ihr Tonfall war lakonisch. »Und wie soll unser Planet ohne Geld zu einem Paradies werden?«

Kynes blinzelte.

»Wie die meisten Visionäre sehen Sie wenig von dem, was außerhalb Ihrer Vision liegt.«

Kynes kaute auf seiner Unterlippe. »Mylady, ich weiß, dass meine Worte unverblümt waren, aber …«

»Ich möchte, dass wir uns verstehen«, sagte sie. »Für gewöhnlich vernichtet mein Herzog keine wertvollen Männer. Ihre … ähem … scharfen Worte zeigen schlicht und einfach Ihren Wert. Sie beweisen, dass etwas Stählernes an Ihnen ist, etwas, das die Harkonnens nicht erweichen konnten. Mein Herzog braucht Stahl.«

Kynes holte tief Luft. Seine Blicke jagten durch die Ecken des Zimmers.

»Wie können Sie sich sicher sein, dass ich die Wahrheit sage?«, fragte sie. Ein ironisches Lächeln streifte ihre Lippen. »Das können Sie natürlich nicht, bis es zu spät ist, bis Sie eine unwiderrufliche Entscheidung getroffen haben. Doch der Weg der Harkonnens hat Ihnen überhaupt keine Hoffnung geboten, habe ich Recht?«

Er schüttelte den Kopf und starrte sie an.

»Ich kann ebenfalls unverblümt sprechen«, sagte sie. »Mein Herzog steht mit dem Rücken zur Wand. Dieses Lehen ist seine letzte Hoffnung. Wenn er Arrakis zu einem starken und sicheren Herzogtum ausbauen kann, hat das Geschlecht der Atreides eine Zukunft. Er kommt von Caladan, einem Planeten, der von Natur aus ein Paradies ist. Vielleicht zu annehmlich. Dort fällt es Männern nicht schwer, weich zu werden.«

»Mylady, es gibt Gerüchte, dass die Harkonnens hier Agenten zurückgelassen haben.« Er presste die Worte hervor, als wollte er mehr sagen und könnte es nicht.

»Natürlich haben sie Agenten zurückgelassen!« *Jetzt wissen wir gleich über ihn Bescheid*, dachte sie. »Kennen Sie irgendwelche dieser Agenten?«

Kynes warf einen Blick zur Tür und befeuchtete sich die Lippen. »Nein, Mylady. Natürlich nicht. Abseits meiner Arbeit habe ich kaum Kontakt zum Rest der Welt.«

Er lügt, dachte sie. Und der Gedanke schmerzte sie mehr, als es der Fall hätte sein sollen. Sie seufzte. Vielleicht ein andermal. Natürlich würde Tuek erfahren müssen, was dieser Mann wusste. Erneut seufzte sie.

»Was will Ihr Herzog wirklich von mir?«, fragte Kynes.

Nun gut, warum nicht das Thema wechseln?, dachte sie. »Kann das Gewürz künstlich angebaut werden?«

Kynes schürzte die Lippen. »Melange ist kein gewöhnliches … das heißt, es ist möglich … es sei denn … wissen Sie, ich glaube, dass eine symbiotische Beziehung zwischen den Würmern und dem, was auch immer das Gewürz erzeugt, besteht.«

»Aha?« Der Gedanke überraschte sie. *Aber warum nicht?*, fragte sie sich dann. *Es sind seltsamere Zusammenhänge bekannt.* »Was für Beweise haben Sie für eine solche Symbiose?«

»Nur sehr unzureichende, Mylady, das räume ich ein. Doch jeder Sandwurm verteidigt sein eigenes Gebiet mit Gewürzsand. Jeder scheint ein Territorium zu haben, das … nun … wissen Sie, wir haben nur ein konserviertes Exemplar … es befindet sich an einem anderen … Ort. Dieses Exemplar zu fangen war ein ziemlicher Aufwand, das können Sie sich bestimmt … «

»Sie haben einen lebenden Wurm?«

»Oh nein! Er ist ganz und gar tot. Konserviert. Wir haben ihn mit einer chemischen Explosion betäubt, uns in ihn hineingegraben und jedes Ringsegment mit mehrfachen Hochspannungsstoßen getötet. Jeder Ring muss einzeln getötet werden.«

Sie bemerkte, dass Kynes jetzt schneller sprach. Allmählich erwärmte er sich für sein Thema. »Ist es ein großer Wurm?«, fragte sie.

»Nein, eigentlich ein ziemlich kleiner. Er ist nur etwa achtzig Meter lang und hat fünfzehn Meter Durchmesser.

In der tiefen Wüste werden sie sehr viel größer – bis zum Zehnfachen. Unser Exemplar haben wir in den höheren Breitengraden gefangen, wo die Sanddecke über dem Felsfundament recht dünn ist. Die Sandwürmer sind natürlich recht selten in diesen Gebieten, und ich möchte hinzufügen, dass das Gewürz dort ebenfalls recht selten vorkommt. So weit im Norden wie hier findet man überhaupt keine Würmer.« Er machte eine umfassende Geste. »Zu viele Felsen. Außerdem liegen die Berge zwischen uns und der Wüste. *Und* es gibt keine Spur von Gewürz in diesen Breitengraden.«

»Nur weil es dort, wo keine Würmer sind, auch kein Gewürz gibt, heißt das nicht ...«

»Es gibt noch andere Hinweise«, warf er ein. »Meine Untersuchung unseres Exemplars lässt eine komplexe Beziehung vermuten. Es ist sehr schwierig, echtes Wissen über die tiefe Wüste zu erlangen. Fabrikraupen, Luftfahrzeuge, alles, was in der tiefen Wüste landen muss und nicht wieder fort kann, hat kaum eine Überlebenschance. Die einzige Hoffnung ist eine Rettungsmannschaft ... und zwar so schnell wie möglich, es sei denn, man schafft es auf einen der eher seltenen Vorsprünge von tieferliegenden Felsschichten. Jedes Jahr verschwindet eine vorher sehbare Menge Personal.«

»Ah, die Nutzen der Statistik«, murmelte sie.

»Wie bitte, Mylady?«

»Der allgegenwärtige Sand«, sagte sie. »Und Sie haben davon gesprochen, den Planeten zu einem Paradies zu machen.«

»Nun, Mylady, mit genug Wasser und ...«

Die Tür hinter Kynes sprang auf und gab den Blick auf unkontrollierte Gewalt frei. Schreie, das Klirren von Stahl auf Stahl und wachserne, verzerrte Gesichter. Jessica war plötzlich aufgesprungen und starrte in Idahos blutige

Augen, um ihn herum zu Klauen verkrummte Hande, verschwommene Bogen niederfahrenden Stahls Sie sah Paul an Idaho vorbeikriechen e.n Lahmer spuckte orangefarbenes Feuer Paul hatte sein kleines Messer in der Hand, das vergiftete, und stach und stach nach den Menschen, die an Idaho und an ihm zerrten

In einer anderen Fassung dieser Szene

»Als Erstes sollten wir unsere Familien Atomwaffen zuruckholen«, sagte Paul »Sie sind «

»Was ist mit der Leiche Ihres Vaters, mit seinem Wasser?«, fragte Kynes.

Paul erahnte eine versteckte Bedeutung in den Worten. »Mein Vater ist ehrenvoll gestorben «

»Das wissen Sie, ohne zu wissen, wie er gestorben ist?«

»Ich weiß es.«

»Vielleicht wissen Sie das, aber die Harkonnens sie haben immer noch sein Wasser «

»Die Harkonnens werden sein Wasser nicht beachten«, erwiderte Paul »Sie befolgen die Gebrauche von Arrakis nicht Das Wasser meines Vaters wird in die Luft und den Boden des Planeten entweichen und zu einem Teil von Arrakis werden, genau wie auch ich einmal ein Teil von Arrakis sein werde.«

»Die Fremen werden einem Mann, der das Wasser seines Vaters nicht hoit, nur ungern folgen «

»Ich verstehe«, sagte Paul

»Sie haben mich um meinen Rat gebeten, Herr «

»Haben Sie einen Vorschlag, wie sich das . Wasser meines Vaters zuruckholen ließe?«

»Soeben wird ein Trupp zusammengestellt, der unsere eigenen Toten in Arrakeen bergen soll Man konnte den

Leuten sagen, dass sie auch Ihren Vater holen sollen. Wenn sie Erfolg haben, würde ein symbolischer Kampf mit dem Anführer des Trupps, bei dem Sie gewinnen, alles wieder ins Lot rücken.«

»Aber das ist nicht der beste Weg«, sagte Paul.

»Nein. Der beste Weg ist, wenn Sie Ihren Vater selbst bergen.«

»Unsere Atomwaffen sind in Arrakeen«, sagte Paul. »Sie sind abgeschirmt und tief unter unserem Anwesen verborgen, genau unter dem Hauskraftwerk, sodass ihre Strahlung überdeckt wird.«

Er zögert nicht, diesem Mann alles zu erzählen, dachte Jessica. *Er ist sich Kynes' Loyalität sicher. In der Tat, was für ein Imperator mein Sohn doch wäre.* Sie schob den Gedanken beiseite. *Ich darf mich nicht von seinem Plan anstecken lassen!*

»Auf Arrakis ist das Wasser wichtiger«, sagte Kynes.

»Im Imperium sind die Atomwaffen einer Familie ebenfalls wichtig«, erwiderte Paul. »Ohne sie fehlt es einem an unausgesprochener Verhandlungsmasse.«

»Die Selbstmorddrohung«, sagte Kynes bitter. »*Ich werde euren Planeten zertrümmern.*«

»Ohne Atomwaffen kann man kein echtes Großes Haus sein. Doch andererseits ...« Er zeigte auf den Knauf des Crysmessers an Kynes' Hüfte, das zum Teil von seinem Mantel verdeckt wurde. »... ist ein Fremen ohne Messer ein Fremen?«

Ein Lächeln streifte Kynes' Lippen, und weiße Zähne blitzten in seinem Bart auf.

Neues Kapitel:

Die Flucht von Kynes' Wüstenbasis

In der Finsternis der Höhle spürte Jessica, dass ihr Leben zu Sand geworden war, der durch ein Stundenglas rieselte, immer schneller. Es gab keine leuchtenden Pfeile mehr, die ihnen den Weg wiesen – nur noch einen Spalt im Fels, durch den sie sich mit ausgestreckten Händen tasteten. Das Brausen eines Sandsturms über ihren Köpfen und Sand, der auf ihre ausgestreckte Hand fiel, verrieten Jessica schließlich, dass der Spalt sich in die Nacht öffnete. Ihre Augen versuchten, eine Erinnerung an Licht heraufzubeschwören, aber sie fanden nur die leere Gegenwart.

»Was ist?«, fragte Paul. »Wo sind wir?«

»Am Ende des Tunnels.« Sie versuchte ruhig zu klingen, um ihm nicht den Mut zu nehmen. »Hast du den letzten Pfeil gesehen?«

»Er war mit einem Zeichen versehen«, sagte er. »Was bedeutet es?«

»Ein Quadrat im Quadrat«, sagte sie. »Das bedeutet ›Ende des Weges‹. Es ist ein Bene Gesserit-Zeichen.« Sie fragte sich, was es mit diesem Rätsel auf sich hatte. Wie war Kynes oder wer auch immer diesen Ort geschaffen hatte darauf gekommen, hier ein Bene Gesserit-Zeichen anzubringen? *Das Ende, das zugleich ein Anfang ist.*

»Was spürst du, wenn du dich mit dem Fuß vortastest?«, fragte Paul.

»Da ist eine Art Kante«, antwortete sie. »Ich finde den Boden nicht. Wenn wir kein Licht auftreiben, müssen wir bis zum Morgen warten.«

»Ich spüre Flugsand«, sagte er. »Und ich habe Staub in der Nase.«

»Wenn wir nur Schilde hätten. Ich mache Idaho Vorwürfe, weil er dir seinen Schild nicht überlassen hat.«

»Flapp flapp flapp-flapp!«

Ein flatterndes Geräusch, dessen Ursprung sich in der Dunkelheit nicht ausmachen ließ. Es war *irgendwo* da draußen. Jessica verharrte regungslos, streckte nur einen Arm aus, um die Hand auf Pauls Schulter zu legen. Klauen der Angst zerrten an ihren Nerven.

»Was ist das?«, flüsterte Paul.

»Tschirreep!«, kam es aus der Tintenschwärze.

»Vielleicht trägt der Wind das Geräusch hierher«, sagte sie. »Sei leise und horch.«

Der Moment des Wartens war von einem Gefühl der Bewegung erfüllt. Jeder Laut hatte seine eigenen Dimensionen. Sie waren so winzig, diese kleinen Bewegungen. Begreifen durchströmte sie und drückte die Angst auf ein kontrollierbares Maß herab. Ihr unregelmäßiger Herzschlag beruhigte sich und gab der Zeit Form. Sie zwang sich zu innerer Ruhe.

»Das sind Kleintiere, vielleicht auch Vögel«, sagte sie. »Sie waren hier überall, und wir haben sie aufgeschreckt.«

Und sie begriff, dass diese Höhle den Tieren als Zuflucht vor dem Sturm gedient haben musste.

»Was war dieses andere Geräusch?«, fragte Paul.

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Was immer es war – es war draußen – ein gutes Stück entfernt.«

Sie spürte, wie Paul sich bewegte. Ihr Sohn konnte nur hoffen, im schützenden Farbgemisch der Linnheimschen zu verschwinden, mit dem Volk zu verschmelzen. Aber dazu mussten sie das Volk erst einmal finden.

»Hier an der Wand ist eine Art Griff«, flüsterte er.

»Vorsichtig«, sagte sie warnend. Sie bewegte die Hand an seinem Arm entlang, schloss ihre Finger um seine und

spurte darunter kaltes Metall. Ein Hebel, der aus einem vertikalen Schlitz ragte. Er war nach oben gestellt.

»Fühlt sich an wie ein hydraulischer Riegel«, sagte Paul. »Wie für eine luftdichte Tür in einem Raumschiff.«

Luftdicht, dachte sie. *Sanddicht.*

Vorsichtig zog sie den Hebel nach unten.

Ein leuchtender Spalt öffnete sich vor ihnen – ein vertikales Rechteck.

»Das ist eine Tür«, flüsterte Paul.

»Psst!«, ermahnte sie ihn.

Sie drückte gegen die Tür, die sich weit öffnete und den Blick auf mehr Schwärze freigab, die auf der anderen Seite der Öffnung von zwei Lichtpunkten durchbrochen wurde. Sie erkannte die schimmernden Punkte als das, was sie waren – Fußschalter.

»Geh rein«, befahl sie. »Bleib nahe bei mir. Halt dich an mir fest.«

Sie schlüpften durch die Tür, und Jessica zog sie hinter sich zu. Die Geräusche des Sandsturms wurden zu einem entfernten Heulen. Die Luft um sie herum fühlte sich sonderbar an. Sie war mit Staub durchsetzt – und schwachem Zimtgeruch.

Jessica ließ ihre Sinne in die Schwärze vordringen und spürte nichts Lebendiges außer sich selbst und ihrem Sohn.

»Was sind diese beiden leuchtenden Dinger?«, flüsterte Paul.

Sie antwortete mit lauter Stimme und legte Zuversicht in ihren Tonfall. »Fußschalter. Das hier muss der Ort sein, von dem Kynes gesprochen hat, wo der Kopter am Ende des Tunnels versteckt ist.« Sie streckte einen Arm aus, bewegte ihn, um Luftströmungen zu erzeugen, und spürte ein klobiges Objekt vor ihnen. »Pass auf, dass du nicht dagegenstoßt.«

»Ich habe Durst«, sagte Paul

»Vielleicht ist in dem Kopter Wasser.« Sie nahm ihn an der Schulter und schlich auf die Lichtpfützen am Boden zu – zwei leuchtende Kreise, die schwarze Symbole umschlossen. In einem der Kreise befand sich das Bild einer lodernden Flamme – der Lichtschalter. Der andere wurde von einer geraden Linie in zwei Hälften geteilt – eine Türkontrolle. Sie berührte die Flamme mit der Fußspitze.

Licht vertrieb die Dunkelheit.

Jessica ließ den Blick prüfend durch den Raum eilen, der sich ihnen darbot. Der Ornikopter stand direkt vor ihnen, verpackt in eine transparente Hülle. Um ihn herum hatte man eine unregelmäßige Höhlung aus dem natürlichen Fels gemeißelt und sie durch eine flache Metallfläche von der Außenwelt abgeschirmt. Der Raum war gerade groß genug, um den großen Ornikopter umrunden zu können.

»Der ist ziemlich groß«, sagte Paul. »Ich frage mich …«

Sie brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen und horchte. Das leise Pfeifen des Sturms wurde nun von einem regelmäßigen Zwitscherlaut unterbrochen, einem unmerklichen Piepen. Teilweise kam das Geräusch von über und hinter ihnen. Sie drehte sich um und hob den Blick zum rissigen Felsgestein.

»Was ist das?«, flüsterte Paul.

»Ich habe keine …«

Das hektische Flattern von Vogelflügeln ließ sie erschreckt verstummen. Ein gefiederter Schatten sauste über ihre Köpfe hinweg durch den Raum und verschwand in einem Spalt an der gegenüberliegenden Wand. Das zwitschernde Geräusch schwoll zu größerer Lautstärke an und verebbte dann wieder.

»Ein Vogel«, seufzte sie. »Er hat hier drinnen ein Nest …«

»Er sah aus wie eine kleine Eule«, sagte Paul. »Aber wie ist er hier reingekommen?«

»Da ist Staub«, sagte Jessica. Sie deutete auf die Hülle über dem Ornikopter und auf den Boden. »Irgendwo muss ein kleines Loch im Fels sein.« Sie trat an den Ornikopter heran. »Hilf mir, das Ding auszupacken.«

Staub erfüllte die Luft, als sie die Hülle zurückschlugen. Paul niesте. Jessica erinnerte sich an die Vorträge, welche Vorsichtsmaßnahmen man auf diesem Planeten beachten musste. *Nasenfilter*, dachte sie. *Wir müssen irgendwo Nasenfilter finden.* Sie stieg in den Kopter und überprüfte eine der beiden Steuerkonsolen.

Paul, der direkt hinter ihr saß, musterte die Armaturen und den Innenraum und blickte auf. »Er hat keinen Kampfschild.«

»Es ist kein Kampfkopter«, erwiderte Jessica. Sie schaute nach links und rechts auf die Flügel, das filigrane Metallgeflecht, das sich anfühlen ließ, um sie im Gleitflug in die Höhe zu tragen, oder zusammenfalten, um ihre Geschwindigkeit beim Flug mit Düsenantrieb zu steigern.

»Was sind das für Dinger auf dem Rücksitz?«, fragte Paul.

Sie wandte sich um, und ihr Blick folgte Pauls ausgestrecktem Finger. Zwei kleine Häufchen aus schwarzem Stoffs. Zuerst hatte sie sie für Kissen gehalten, doch jetzt sah sie, dass ihre Form an einen Menschenrücken angepasst war und dass sie verstellbare Riemen hatten. Notfalltaschen. Sie griff nach einer und drehte sie um. Sie war überraschend schwer und gab ein glückerndes Geräusch von sich. Eine orangefarbene Beschriftung kam zum Vorschein. Laut las Jessica: »Nur für den Notfall bestimmt. Inhalt: ein Destillzelt, vier Literjons, sechzig Energiekapseln.«

»Literjons«, sagte Paul. »Das stand auf einer Wasserma schine am Landefeld. ›Literjons hier nachfüllen.‹ Ist damit vielleicht Wasser gemeint?«

»Ja.« Während sie weiterlas, hatte sie das Gefühl, dass dieser erbarmungslose Planet sie mit jedem Wort mehr niederdrückte. ›Sechzig Energiekapseln, zwei Rekaths, zwei Burnusse, ein Distrans, ein Erste Hilfe-Päckchen, ein Grabgerät, ein Sandschnorchel, zwei Destillanzüge, ein Repkit, eine Baradye-Pistole, eine Sinkkarte, acht Filterstopfen, ein Parakompass, eine Bedienungsanleitung.«

»Was ist ein Rekath?«, fragte Paul.

»Ich weiß es nicht.« Sie wandte ihre Aufmerksamkeit dem handgeschriebenen Zusatz unter dem Gedruckten zu. Dort stand in gleichen Orangefarbton: »Ein Fremkit, vier Klopfer.«

»Klopfer?«

»Ich nehme an, dass es eine Gebrauchsanleitung gibt«, sagte sie. Aus einem Reißverschluss an einer der Taschen holte sie eine Miniatur-Gebrauchsanleitung mit einem Vergrößerungsgerät und einem Leuchtstäbchen, um die winzigen Seiten umzublättern.

»Destillzelt«, las Paul. »Da steeeht … es sammelt die verdunstete Körperflüssigkeit.« Er beugte sich über das Büchlein und fuhr fort: ›Atemrückgewinnung – atmen Sie immer durch den Trockenschlauch. Denken Sie daran: Wenn Sie sich länger in der Wüste aufhalten, muss jede Feuchtigkeit konserviert werden. Stellen Sie sicher, dass Sie ständig den Rekath und die Sammelflasche tragen. Siehe Anleitung für den korrekten Gebrauch der Kathether-Ausr…‹« Sein Blick wanderte ans untere Ende der Seite. »Mutter! Trinken wir etwa …?«

»Still«, sagte sie. »Wenn es gereinigt wird, ist Wasser Wasser. Was glaubst du, was wir auf dem Raumflug hierher getrunken haben?«

»Aber …«

»Lies weiter«, befahl sie. *Wenn mein Wasser aufgebraucht ist*, dachte sie, *wird Paul noch welches übrig haben.* »Unser Leben hängt davon ab, wie gut wir diese Anweisungen verinnerlichen. Siehst du, hier heißt es, dass manche Leute einen solchen Katheter schon monatelang ohne schädliche Nebenwirkungen getragen haben. Wir müssen aber damit rechnen, dass sie anfangs unangenehm sind.«

»Mir gefällt das nicht«, sagte er. Sein Tonfall klang beleidigt.

»Was gefällt dir nicht?«, fragte sie. »Zu leben?«

Er blickte zu ihr auf und schaute dann wieder in das Buch. Bald war er tief darüber gebeugt und untersuchte den Inhalt seiner Tasche.

Destillanzüge. Sie ähnelten dem Zelt und sollten ständig getragen werden.

Nasenstopfen. Sie zeigte ihm, wie man sie einsetzte.

Innerhalb einer Stunde hatten sie die Anleitung durchgelesen und alle Anweisungen befolgt. Dann begaben sie sich hinaus auf den offenen Sand. Unter ihren sandfarbenen Umhängen trugen sie die leichten Kunststoff-Destillanzüge. Ein Destillzelt bedeckte sie, dessen Schnorchel an einer Felswand entlang nach oben führte.

In Jessicas Notfalltasche befand sich jetzt nur noch ein Beutel aus grobem Stoff, auf dem »Fremkit« stand. Als sie ihn öffnete, quoll ein pastellblaues Tuch hervor, das wie Gaze flatterte, als sie es herauszog. Unter dem Tuch lag etwas, das wie ein Messer in einer Scheide aussah, und ein kleines Päckchen, auf dem »Klopfer« stand, sowie die handschriftlichen Worte: »Beiliegend Anweisungen, um einen Sandwurm zu rufen.«

»Einen Sandwurm rufen«, sagte Paul. »Warum sollte jemand so etwas tun?«

»Ich weiß es nicht.« Jessica zog das Messer aus der Scheide. Die Klinge war etwa zwanzig Zentimeter lang und vierkantig, und sie bestand aus einer milchweißen, trüben Substanz. Sie hielt die Waffe hoch und betrachtete die Spitze. Der Querschnitt des Messers sah wie ein flaches X aus, und in der Spitze befand sich ein haardünnes Loch.

Gift?, fragte sie sich.

Der Griff fühlte sich warm an und gab unter ihren Fingern leicht nach. Sie zögerte und überlegte, ob sie ihn fester drücken sollte, entschied sich dann aber dagegen. Stattdessen steckte sie das Messer in die Scheide zurück, um es sich später, wenn sie das Zelt verlassen hatten, genauer anzusehen.

Damit blieben nur noch die flache, kleine Dose, die mit »Distrans« beschriftet war und sich als Notsender entpuppte, und die Baradye-Pistole. Sie schob den Sender zurück in die Tasche und legte die Pistole an. Laut Bedienungsanleitung konnte man sie auf den Sand abfeuern und damit in einem Umkreis von zwanzig Metern orangefarbenen Farbstoff verteilen.

»Was ist das hier?«, fragte Paul. Er holte ein kleines Büchlein aus dem Erste-Hilfe-Kit.

Jessica nahm es entgegen und schlug die erste Seite auf.

Handschrift!

Die Zeichen waren klein, ließen sich aber ohne das Vergrößerungsgerät lesen. Das Leuchtstäbchen erhellte die Worte. Sie las, und während sie las, wurde sie immer aufgeregter, weniger wegen der Anweisungen, die das Buch enthielt, sondern mehr wegen dem, was sie implizierten.

Es begann mit zwei Gebeten.

»Gott gebe uns Wasserströme, auf dass wir Pflanzen und Korn und üppige Gärten hervorbringen können.«

Und:

»Moge Gottes Feuer ein kuhlendes Licht auf dein Herz werfen.«

Sie las den Titel des Buches »Das Kitab Al Ibar, das Buch *Azhar*, welches die *Ayat* und *Burhan* des Lebens verkundet Richte deinen Glauben auf dies, und *Al-Lat* wird dich nicht verbrennen.«

Sie blätterte um.

»Was ist das?«, fragte Paul

Sie las weiter, wahrend sie erklarte »Es ist ein Buch, in dem steht, wie man in der Wuste und von der Wuste lebt. Wie man das benutzt, was man in der Wuste findet « Sie blatterte erneut um, las einen Satz und blickte wieder auf. »Paul, etwas wie das hier kann es nur geben, wenn eine ganze Kultur dahintersteht «

»Was meinst du damit?«

»Es gibt ein Volk, das in der Wuste lebt – oder zumindest am Rand der Wuste – und das sich ›Fremen‹ nennt, was wahrscheinlich ›freie Menschen‹ bedeutet « Sie sah ihn an »Wenn wir sie finden wenn « Sie widmete sich wieder dem Buch und las weiter

Paul wandte sich ab, offnete sein eigenes Packchen und durchwuhlte es nach seinem Fremkit

Wahrend sie las, warnte sie halb in Gedanken: »Pass mit dem Messer auf Ich glaube, die Spitze ist vergiftet «

Bald schon lasen sie beide zwei kleine Leuchtstab chenpunkte im Leuchtg.obus Zwielicht des Zeltinnern.

Pau. blickte auf und schaute zum transparenten Ende des Zelts h.naus Er zeigte auf eine Sternengruppe ›Das ist das Sternzeichen der Maus Der Schwanz zeigt nach Norden.«

»Es gibt viel zu lernen«, stellte Jessica fest Sie befestigte das Mundstuck des Filterschlauchs und warf ihm einen Blick zu. »Hast du noch die Pistole, die Yueh dir gegeben hat?«

Er klopfte auf das Halfter unter seinem Umhang.

»Ich nehme an, dass Gurney dich im Gebrauch solcher Waffen unterrichtet hat.«

»Ja. Warum?«

»Wenn wir – wenn wir diese Fremen treffen, stellt sich vielleicht heraus, dass sie Fremden gegenüber nicht besonders aufgeschlossen sind.«

»Und sie erwarten vielleicht nicht, dass ein Kind bewaffnet ist«, ergänzte er. Er berührte den Schildschalter unter seinem Umhang. »Oder einen Schild trägt.«

»Falls es nötig werden sollte«, sagte sie.

Und Paul dachte: *Sie hat Recht. Erwachsene Männer kommen vielleicht nicht darauf, dass ich kein Kind mehr bin.*

Plötzlich merkte sie auf und spitzte die Ohren. »Hörst du das?«

»Ich höre nichts«, antwortete er.

»Die Abwesenheit von etwas ist ebenso bedeutend wie seine Anwesenheit«, erklärte sie. »Vergiss das nie.«

»Der Sturm«, sagte er. »Ich höre keinen Wind mehr.« Er schaute auf die Nottaltaschen, fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und dachte an Wasser. Aber wenn der Sturm – draußen war es immer noch dunkel. Sie brauchten die Dunkelheit.

Jessica beobachtete sein Gesicht, während die Gedanken in Sekundenschnelle durch seinen Kopf jagten. Als er einen Entschluss fällte, machte der Anblick seiner erwachsenen Entschiedenheit sie zugleich traurig und stolz.

»Draußen dürfte es immer noch dunkel sein«, sagte er. »Das sollten wir ausnutzen.«

Sie antwortete knapp und harsch, um ihn in seiner Entschlossenheit zu bestärken. »Genau. Zieh dich an, während ich mich um die Tür kümmere.«

»Das kann ich machen«, sagte er.

Eine Bewegung erregte Pauls Aufmerksamkeit. Er schaut durch Farbersumach und Gestrupp auf einen keilformigen mondbeschienenen Sandstreifen, der von hupfenden, springenden, wuselnden Bewegungen heimgesucht wurde.

»Kangurumause«, flusterte er.

Hopphopp! In die Schatten und wieder heraus.

Paul loste das Seil von seinen Huften und schupfte aus seinem Schlafsack. Er buckte sich und hob eine Handvoll Steinchen auf.

Jessica beobachtete ihn nachdenklich.

Paul ging auf den Sandstreifen zu. Er schlich sich dabei die Schatten – mit eleganten, katzenhaften Bewegungen.

Zack!

Die Steinchen prasselten auf die Sandflache. Zwei kleine Kreaturen blieben zappelnd liegen. Mit einem einzigen geschmeidigen Satz war Paul über ihnen und brach ihnen das Genick.

Langsam hob Paul den Kopf und schaute zu seiner Mutter zuruck. In seinem Burnus sah er aus wie ein Flecken grauer, gleitender Bewegung.

Der Jager, dachte sie. *Das Tier. Jetzt muss er wieder zum Menschen werden. Er muss es allein schaffen.*

»Wir werden nicht verhungern«, sagte Paul.

»Das werden wir allerdings nicht«, stimmte sie ihm zu.

»Sie haben Blut«, erklarte er. »Es ist ...« Er schuttelte den Kopf. »Wenn wir dazu gezwungen sind ... wenn wir kein Wasser finden.«

Sie nickte.

Er schaute auf die Mause, in jeder Hand eine. »Sie waren so schön.«

Jessica lachelte. Ihre gesprungenen Lippen schmerzten von der Bewegung.

»Wenn wir sonst nichts zu essen finden«, sagte er, »retten sie uns das Leben. Ich werde sie niemals vergessen.«

Sie nickte. Er kehrte langsam zurück.

»Wir sollten ein Feuer machen, um sie zu kochen«, schlug er vor.

»Der Mensch denkt vor allem praktisch.«

»Wie bitte?«

»Nichts, Schatz. Ich helfe dir dabei, Zweige fürs Feuer zu sammeln. Wir können es hier an der Felswand machen, da wird man es nicht so weit sehen.«

Entfernte Szenen und Kapitel aus *Der Herr des Wüstenplaneten*

Ursprüngliche Zusammenfassung zur Einleitung von *Der Herr des Wüstenplaneten*

Jahrhundertelang operierten die Bene Gesserit unter dem Deckmantel einer quasi mystischen Schule, während sie in Wirklichkeit ein Selektions- und Zuchtprogramm mit Menschen durchführten. Als das Programm anscheinend zu einem Ergebnis gekommen war, nahmen sie die unausweichliche »Prüfung der Tatsachen« vor. Die Aufzeichnungen über diese Prüfung verraten im Falle des Propheten Muad'dib das Unwissen der Schule über ihr eigenes Tun.

Man könnte einwenden, dass die Bene Gesserit nur die Tatsachen untersuchen konnten, die ihnen zugänglich waren, und keinen direkten Zugang zur Person des Muad'dib hatten. Doch sie hatten bereits große Hindernisse überwunden, und ihr Unwissen an diesem Punkt ging tiefer.

Das Programm hatte die Züchtung eines Menschen zum Ziel, den die Bene Gesserit als Kwisatz Haderach bezeichneten, was »Einer der an mehreren Orten zugleich sein kann« bedeutet. Einfacher ausgedrückt wollten sie einen Menschen mit Geisteskräften erschaffen, die es ihm gestatten, Dimensionen einer höheren Ordnung zu verstehen und zu nutzen.

Die Aufseherinnen der Schule konnten dabei vom Beispiel der Mentaten ausgehen. Der typische Mentat kann nach seiner Ausbildung zahlreiche Aufgaben gleichzeitig

losen. Er untersucht lange logische Verkettungen und Umstandsvariablen und scheint für den Außenstehenden innerhalb eines Sekundenbruchteils zu einem Schluss zu gelangen. Wie aus den Aussagen vieler Mentaten hervorgeht, fühlt sich der Rechenprozess für sie selbst allerdings häufig so an, als würden sie Jahrtausende brauchen, um die gegebene Aufgabe zu lösen. Einer der ersten Schritte bei der Ausbildung eines Mentaten ist es, ihnen ein Bewusstsein für diesen Zeit-Knick zu vermitteln.

Laut zahlreicher Bene Gesserit-Tests war Muad'dib der, den sie suchten. Er wurde als Paul Atreides geboren, Sohn des Herzogs Leto, dessen Bruhme man seit über tausend Jahren genauestens beobachtet hatte. Seine Mutter, die Bene Gesserit-Konkubine Jessica, war eine natürliche Tochter von Baron Wladimir Harkonnen und Trägerin von Gen Markern, die für das Programm von größter Bedeutung waren.

Man hatte Jessica befohlen, den Atreides eine Tochter zu gebären. Diese Tochter sollte dann laut Plan mit Feyd-Rautha Harkonnen vermählt werden, einem Neffen des Barons. Es bestand die hohe Wahrscheinlichkeit, dass in der nächsten Generation ein Kwisatz Haderach oder Beinahe-Kwisatz-Haderach entstanden wäre. Doch Paul Atreides erschien eine Generation zu früh auf der Bildfläche, als Lady Jessica sich ihren Befehlen willentlich widersetzte und einen Sohn zur Welt brachte.

Allein schon diese beiden Umstände hätten die Bene Gesserit auf die Möglichkeit aufmerksam machen müssen, dass eine unberechenbare Variable in ihren Planen aufgetreten war. Doch es gab auch weitere Hinweise, die sie praktisch ignorierten.

1 Als Jugendlicher stellte Paul Atreides die Fähigkeit unter Beweis, die Zukunft vorherzusagen. Seine hellseherischen

Visionen waren zutreffend und tiefgründig und widersetzten sich einer vierdimensionalen Erklärung.

2 Die Ehrwürdige Mutter Gaius Helen Mohiam, jene Bene-Gesserit-Aufseherin, die Pauls Menschlichkeit prüfte, sagte aus, dass er bei seiner Prüfung größere Todesqualen überwand als jeder andere bekannte Mensch. Allerdings versäumte sie es, diesem Umstand besondere Bedeutung beizumessen.

3 Als die Atreides-Familie auf den Planeten Arrakis umzog, begrüßte die dortige Fremen-Bevölkerung Paul als Propheten. »Die Stimme der Außenwelt.« Die Bene Gesserit wussten sehr wohl, dass die Entbehrungen eines Planeten wie Arrakis, mit seinem Mangel an Oberflächenwasser, seinen weiten Wüsten und dem damit einhergehenden Vorrang der grundsätzlichen Überlebensbedürfnisse bei einem hohen Anteil der Bevölkerung die intuitive Auffassungsgabe fördern. Die Reaktion der Fremen war ein weiterer von den Bene Gesserit ignorierter Hinweis.

4 Als die Harkonnens mit Unterstützung der fanatischen Sardaukar-Soldaten des Padischah-Imperators erneut Arrakis besetzten und dabei Pauls Vater und den Großteil seiner Truppen töteten, verschwanden Paul und seine Mutter. Doch fast unmittelbar danach gab es Berichte über einen neuen Glaubensführer bei den Fremen, der Muad'dib genannt wurde und ebenfalls als Prophet begrüßt wurde. Aus den Berichten ging eindeutig hervor, dass er von einer neuen Ehrwürdigen Mutter des Sayyadina-Ritus beschützt wurde, bei der es sich »um die Frau, die ihn austrug« handelte. Aufzeichnungen der Fremen, die den Bene Gesserit zur Verfügung standen, besagten eindeutig, dass die Legenden über den Propheten folgende Worte enthielten: »Er wird als Kind einer Bene-Gesserit-Hexe geboren werden.«

(Es ließe sich einwenden, dass die Bene Gesserit Jahrhunderte zuvor ihre Missionaria Protectiva nach Arrakis geschickt hatten, um eine solche Legende zu säen, für den Fall, dass einmal eine Angehörige der Schule dort festsaß und einen Unterschlupf brauchte. Also hatte man diese Legende vom Lisan Al Gaib guten Gewissens ignorieren können. Doch das trifft nur zu, wenn man zugesteht, dass die Bene Gesserit Recht daran taten, die anderen Hinweise Paul Muad'dib betreffend zu ignorieren.)

5 Als die Arrakis Affäre sich aufheizte, machte die Raumgilde den Bene Gesserit ihre Aufwartung. Die Gilde deutete an, dass ihre Navigatoren, die die Gewürzdroge von Arrakis einsetzten, um die zur Steuerung von Raumschiffen durch die Leere nötige begrenzte hellseherische Fähigkeit zu erlangen, »sich Sorgen um die Zukunft machten«. Das konnte nur bedeuten, dass sie einen Knotenpunkt sahen, einen Zusammenfluss zahlloser brisanter Entscheidungen, unter dem der weitere Weg verborgen war. Das war ein klarer Hinweis darauf, dass irgendjemand oder irgendetwas in die Dimensionen höherer Ordnung eingriff.

(Die Bene Gesserit waren sich darüber im Klaren, dass die Gilde nicht direkt mit der lebenswichtigen Gewürzquelle interagieren konnte, da die Gildennavigatoren ohnehin schon in einem gewissen Maße mit Dimensionen anderer Großenordnung arbeiteten, weshalb der kleinste Fehltritt katastrophale Folgen haben konnte. Es war wohlbekannt, dass die Gildennavigatoren keine Möglichkeit sahen, die Kontrolle über das Gewürz an sich zu reißen, ohne dabei einen ebensolchen Knotenpunkt zu erzeugen. Die logische Schlussfolgerung war, dass jemand mit Kräften einer anderen Großenordnung die Kontrolle über die Quelle des Gewürzes übernommen hatte.)

Angesichts dieser Tatsachen muss man zu dem unausweichlichen Schluss kommen, dass das Verhalten der Bene Gesserit in dieser Angelegenheit Ergebnis eines höheren Plans war, von dem sie nicht das Geringste wussten.

Dies ist die Zusammenfassung, die auf Anfrage von Lady Jessica unmittelbar nach der Arrakis Affäre von ihren eigenen Agenten ermittelt wurde. Die Offenheit dieses Berichts erhöht seinen Wert weit über das übliche Maß hinaus.

Neues Kapitel:

Alia und der Ghola von Duncan Idaho

> *Dies will ich euch sagen: Der Abfolgecharakter der wirklichen Geschichte kann durch Hellsicht nicht genau wiederholt werden. Wir begreifen Ereignisse als etwas aus der Kette Herausgelöstes. Deshalb verleugne ich meine eigenen Kräfte. Die Ewigkeit ist in Bewegung. Sie drängt sich mir auf. Sollen meine Untertanen an meiner Majestät und meinen hellseherischen Visionen zweifeln. Niemals aber sollen sie an der Ewigkeit zweifeln.*
>
> Sprüche zum Dünentag

Als Alia den Ghola in ihrem Audienzsaal betrachtete, musste sie daran denken, dass er eine religiöse Unbekannte war. Die Art, wie er gleichmütig den Tumult um sich herum überragte, beunruhigte sie.

Sie griff auf die für sie erreichbaren Mutter-Erinnerungen an Duncan Idaho zurück, um etwas über dieses Geschöpf herauszufinden, dessen Fleisch einmal einem Freund gehört hatte. Mit zunehmendem Misstrauen wurde ihr klar, dass sich ihre Informationen auf vorschnelle Urteile gründeten.

Alia Jessica hatte Duncan immer als einen Mann gesehen, den man als das erkannte, was er war – nicht aufgrund seiner Abstammung oder seines Heimatplaneten, sondern aus sich selbst heraus: standhaft, abgesondert, selbstgenügsam. Viele Freunde des Hauses Atreides waren so.

Jetzt wies sie alle vorschnellen Erwartungen zurück. Das hier war nicht Duncan Idaho. Das hier war der *Ghola*.

Auf den Altarstufen drehte sie sich halb herum und blickte zum Ghola hinüber, der bei dem Gildensteuermann und seinen Assistenten stand. Der Gesandte, der in seinem Tank mit orangetarbenem Gas schwamm, wirkte in jeder Hinsicht zufrieden mit einer Situation, mit der er eigentlich nicht zufrieden sein sollte.

»Haben Sie mich richtig verstanden, Gesandter Edric?«, fragte sie ungehalten. »Nehmen Sie meinen Verdacht nicht auf die leichte Schulter. Vielleicht sollte ich befehlen, dass man Sie in Haft nimmt, während wir Ihre Fregatten ausfindig machen und zerstören.«

»Erlauben Sie mir, die Schwester des Imperators daran zu erinnern, dass ich ein Gesandter bin«, sagte der Gildenmann. Er bewegte sich träge im Tank, eine treibende Gestalt, die unter schweren Lidern zu ihr aufblickte. »Sie können meine Person nicht bedrohen, ohne die Folgen zu tragen. Jeder zivilisierte Mensch im ganzen Imperium wird sich Ihnen entgegenstellen, wenn Sie eine solche Entscheidung treffen.«

»Mentat«, sagte Alia. »Was hat dieses Geschwätz zu bedeuten?«

Schon während sie sprach, wusste sie, was der Gesandte meinte. Es gab eine Grenze für die Gewalt, die selbst die Mächtigsten ausüben konnten, ohne sich dabei selbst zu zerstören.

»Muss ich Ihnen das wirklich erklären?«, fragte Duncan.

Sie schüttelte den Kopf. Die Hinweise waren überall um sie herum, und sie wusste nicht, warum sie sie nicht früher gesehen hatte. Ein Bene Gesserit-Axiom stieg an die Oberfläche ihres Bewusstseins wie ein Fisch in aufgewühlter See. »Wenn man sich auf einen Sinn konzentriert, geschieht dies auf Kosten der anderen. Das ist eine Gefahr. Vermeide sie.« Hellseherische Visionen waren ein Sinn, begriff sie. Und er hatte sie blind für das gemacht,

was sich mit bloßem Auge sehen ließ. Sie war auf allen Seiten von primitiven Strukturen umgeben – in Form von Geld, von Kultur, von gesellschaftlichen Gepflogenheiten. Die breite Masse wurde von den Forderungen der Regierung niedergedrückt.

Kein Volk ließ sich so etwas gefallen.

Jeder Machtmissbrauch wurde zu Ungunsten der Regierung ausgelegt werden, bis der aufgestaute Unmut sich in einem einzigen, gewaltsamen Umsturz entlud.

Alia starrte auf den Gildengesandten hinab und erkannte, dass sie einen Martyrer vor sich hatte. Man hatte ihn vorbereitet – gesalbt. Er war das Opfer, das die Gilde auf dem Altar ihres Machtanspruchs darbrachte.

»So liegen die Dinge also«, sagte Alia. »Dann berufe ich mit den Befugnissen, die der Imperator mir übertragen hat, ein formelles Verfahren ein. Die Richter des Landsraads sollen sich einfinden. Wählen Sie Ihren Verteidiger, Gildenmann.«

Der Gesandte fuhr in plötzlicher Erregung herum und wandte das Gesicht von ihr ab. *Die Hexe!*, dachte er. Sie war schon immer gefährlicher gewesen als ihr Bruder.

»Bei den Fremen gibt es ein Sprichwort«, sagte Alia. »›Für Gerechtigkeit sollte man nicht bezahlen müssen.‹ Lassen Sie mich hinzufügen, dass man für Gerechtigkeit auch nicht beten müssen sollte. Wen wählen Sie als Ihren Verteidiger?«

Duncan sah, wie der Gildenmann einem seiner Diener ein unmerkliches Handzeichen gab, und sprang auf, um sich zwischen die Gruppe im Audienzsaal und Alia zu werfen. Die instinktive Bewegung überraschte ihn selbst.

Während er sprang, sah Duncan, wie der Diener des Gesandten etwas auf Alia schleuderte. Mit einer blitzschnellen Bewegung durchkreuzte Duncans Hand die Bahn des Gegenstands, und er spürte, wie sein schwieliger Hand

prallen auf scharfes Metall traf. Etwas summte und fiel klappernd zu Boden, wo es wie ein verwundeter Fisch zappelte, und ihm wurde klar, dass sie es gewagt hatten, einen Jäger-Sucher auf die Schwester des Imperators zu werfen! Das Begreifen ging mit einem reflexhaften Tritt einher, der das Ding zerschmetterte, bevor es warmes Fleisch finden und sich in ein lebenswichtiges Organ bohren konnte.

Im Saal um ihn herum brach Gewalt aus.

Die Fremenwachleute warfen sich wie ein Mann auf die Gildengesandtschaft.

Verknotete Leiber taumelten im Kampf durch den Raum, rangen miteinander und wälzten sich am Boden – Messerblitzen, Knurren, Schreie.

Duncans Augen nahmen das Bild in sich auf, während er herumwirbelte, die Arme um Ada schloss und mit ihr in den Schutz des Gangs hinter dem Podium eilte.

Doch Ada entwand sich mit dem Messer in der Hand seinem Griff, und einen Moment lang dachte er, sie würde ihm die Klinge in den Leib stoßen. Doch stattdessen keuchte sie: »Halt!«

»Sie müssen sich an einen sicheren Ort zurückziehen!«, beharrte er und trat erneut zwischen sie und das Kampfgeschehen.

Ein seltsames Lächeln spielte um ihren Mund. »Ich befehle Ihnen, mir den Weg freizugeben, Duncan. Es ist sicher genug hier.« Sie machte eine Handbewegung, und er wandte sich um, als er bemerkte, dass es plötzlich still im Saal geworden war.

Blutige Roben. Gestalten lagen in unförmigen Haufen auf dem Boden. Nur noch Fremenwachen waren auf den Beinen, vor Anstrengung schwer atmend. Erstaunlicherweise stand der Tank des Gildenmannes unberührt inmitten des Blutbads. Der Abgesandte trieb im orangefarbe-

nen Gas und musterte Alia eindringlich mit vor der Brust verschrankten Armen.

»Mehr als mich zu toten, konnen Sie nicht tun«, erklarte er und in seiner kunstlichen Stimme klang eine seltsame Gefuhlsregung mit.

»Tatsachlich?«, fragte Alia. Sie machte eine herrische Geste in Richtung eines Wachhauptmanns. »Bringen Sie mir eine Lasgun.«

»Nein!«, entfuhr es Duncan.

»Tun Sie, was ich Ihnen sage«, befahl Alia.

Der Wachhauptmann zogerte. »Das Gildenschwein hat vielleicht einen Schild in seinem Tank«, sagte er.

»My Lady«, sagte Duncan. »Wenn Sie einen Lasgun-Strahl auf einen Schild richten, wird die Explosion die ganze Stadt verwusten.«

»Und der Gilde wird man vorwerfen, Atomwaffen gegen das Haus Atreides eingesetzt zu haben«, sagte sie. »Wer kann eine Lasgun-Schild-Explosion schon von der einer Fusionsbombe unterscheiden?«

»Fur mich spielt es keine Rolle, wie ich sterbe«, sagte der Gesandte. »Messer, Lasgun-Strahl – was auch immer Sie bevorzugen. Brechen Sie das Gesetz, wie Sie wollen. Sie haben meine Diener und Helfer abgeschlachtet. Ich weiß, was mich erwartet.«

»Ach, wissen Sie das wirklich?«, fragte Alia. Der Hauptmann legte ihr den schwarzen Griff einer Lasgun in die Hand.

Ohne hinzuschauen, nahm sie die Waffe entgegen, stieg die Stufen hinunter, trat an einer Leiche vorbei und blieb neben dem Tank des Gesandten stehen.

»Haben Sie einen Schild?«, fragte sie im Plauderton.

»Ich habe einen Schild«, gestand der Gildenmann mit angespannter Stimme, »Aber er ist abgeschaltet. So leicht spiele ich Ihnen die Gilde nicht in die Hande.«

Duncan trat hinter Alia und legte ihr eine Hand auf den Arm. »Konnen Sie ihm trauen, Mylady?«

»Was meinen Sie, Duncan?« Sie warf ihm einen Blick zu. Ihre Augen wirkten seltsam verhangen.

Duncan holte tief Luft und widmete sein Mentaten Bewusstsein der Frage. Es war unwahrscheinlich, dass der Gesandte einen Schild einsetzen wurde. Er war ein überzeugter Gildenmann. Eher wurde er sterben, als seine eigenen Leute zu betrugen.

»Es ist unwahrscheinlich, Mylady«, sagte Duncan. »Aber mussen Sie ihn toten?«

»Sie haben Einwande?«, fragte Alia. Sie ließ den Blick über die Kampfspuren im Saal schweifen. »Einige meiner Wachleute sind durch die Schuld dieses Geschopfs gestorben.«

»Ich beteilige mich nicht an offentlichem Morden«, sagte Duncan.

»Was für eine Art Mensch sind Sie?«, wollte Alia wissen. »Sie haben mich mit Ihrem eigenen Leib beschutzt, aber der Vernichtung meiner Feinde wollen Sie nicht zustimmen.«

»Man hat mir die Wildheit genommen«, sagte Duncan.

Sie beruhrte seine Wange. »Aber dennoch bestehen Sie aus Fleisch und Blut.«

»Toten Sie ihn nicht, Mylady«, sagte Duncan. »Ich weiß, dass es falsch ist.«

»Ich gebe hier die Befehle«, erwiderte sie. »Stimmen Sie dem zu?«

»Ja!«

»Dann treten Sie beiseite.«

Widerwillig und obwohl sich jeder Muskel in seinem Korper dagegen straubte, gehorchte er.

Alia wandte sich um, stellte die Lasgun auf kurze Entfernung ein, zielte auf den Gildenmann im Tank und drückte den Abzug.

Ein Loch von etwa zwei Zentimetern Durchmesser bildete sich im transparenten Material der Tankwand. Orangefarbene Gasschwaden strömten heraus und kräuselten sich in den unsteten Luftströmungen des Saals zur Decke hinauf.

Plötzlich hing ein durchdringender Geruch nach Melange im Raum.

Alia gab dem Wachhauptmann seine Lasgun zurück, ohne den Blick vom Gildengesandten abzuwenden. Steuermann Edric trieb unverletzt in seinem Tank, den eindringlichen Blick auf Alia gerichtet.

Sie wartete, ohne etwas zu sagen.

Als wurden sie von einer äußeren Kraft gelenkt, wandten sich die Augen des Gesandten dem Loch in seinem Tank zu, durch den das orangefarbene Gas entwich.

»Riechen Sie das Gewürz, Duncan?«, fragte Alia.

»Seine Atemluft muss damit gesättigt sein«, sagte Duncan. Er beobachtete, wie sich das orangefarbene Gas langsam im Audienzsaal verteilte.

»Hexe!«, platzte es aus dem Gesandten heraus. »Machen Sie ein Ende und töte mich!«

»Ich soll Sie töten?«, fragte sie. »Ohne Gerichtsverfahren? Halten Sie mich für eine Barbarin?«

Die Brust des Gesandten bebte. »Sie wissen nicht, was Sie tun!«, protestierte er.

»Wirklich nicht?«, fragte sie.

»Ich hätte meinen Schild einschalten sollen!«, knurrte Edric.

»In der Tat«, erwiderte Alia. »Wen wählen Sie als Ihren Verteidiger?«

»Versiegeln Sie sofort meinen Tank!«

»Versiegeln Sie ihn doch selbst.«

Hektisch presste der Gildenmann eine Flossenhand auf das Loch in seinem Tank und fummelte an seiner Hufttasche herum.

Alia ließ das Crysmesser aus der Scheide an ihrem Hals gleiten. Ihre Fremenwachleute versteiften sich. Das Crysmesser war in vielerlei Hinsicht heilig, und es waren Außenweltler anwesend. Alia schien das Unbehagen ihrer Wachleute nicht zu bemerken. Sie streckte das Messer aus. Licht schimmerte auf der milchfarbenen Klinge. Langsam und mit Bedacht bohrte sie die Klinge in die hinter dem Lasgun-Loch bloßliegende Handfläche des Gesandten.

Mit einem durchdringenden Schrei riss der Gildenmann die Hand vom Loch weg und hob die blutende Wunde.

Alia zog die rot benetzte Messerspitze zurück und hielt sie hoch, sodass Duncan sie sehen konnte.

»Menschliches Blut, darauf wette ich«, sagte sie. Dann hielt sie die Klinge einem ihrer Wachmänner hin. »Banerjee, wischen Sie diese Klinge ab und bringen Sie das Blut zu einem Tech-Mann. Ich möchte, dass es untersucht wird. Ich wüsste gerne, wie viel Menschliches es mit mir gemeinsam hat ... und worin es sich unterscheidet.«

Steuermann Edric hatte inzwischen ein Stück Stoff aus seiner Tasche hervorgeholt. Er verband sich die verletzte Hand und stopfte ein weiteres Stück desselben Materials in das Loch in seinem Tank.

»Was ich mit Ihnen gemeinsam habe?«, sagte er mit einem wütenden Blick zu Alia. »Das gemeinsame Band allen Lebens. Aber die dunklen Erinnerungen an Ihre Barbarei ... die teile ich nicht mehr.«

»Ich glaube, es gibt noch einen weiteren Unterschied zwischen uns«, sagte Alia. »Was meinen Sie, Hayt?«, erkundigte sie sich mit einem Blick zu Duncan.

Statt einer Antwort sagte der Ghola. »Warum nennen Sie mich so?«

»Hayt?«, erwiderte sie. »Nennt man Sie nicht so?«

»Doch.« Sein Tonfall klang widerstrebend.

»Wurden Sie meine Frage beantworten?«

Duncan nickte. »Die Luft, die dieser Gildenmann atmet, ist mit Melange gesattigt. Das sagt viel uber ihn aus.«

»Diese Kapseln, die er sich standig in den Mund wirft«, sagte Alia, »erweitern sie dieses Bild nicht?«

»Noch mehr Gewurz, wurde ich sagen«, stimmte Duncan zu.

»Die Dosis, die dieser Gildenmann braucht, um seinen Bedarf zu decken, ist geradezu unglaublich«, sagte Alia. »Was errechnen Sie daraus?«

Duncan holte tief Luft. Sein Blick wurde abwesend, als er sich in die Mentaten-Trance zurückzog. Schließlich sagte er: »Die Steuerleute der Gilde benutzen das Gewurz, um ihre hellseherischen Krafte zu verstarken. Ohne die Droge konnen sie keine sicheren Raumwege fur ihre Heighliner vorhersehen. In Ausubung ihrer Pflicht mussen sie immer mehr Melange konsumieren.«

»Die notwendige Dosis nimmt mit einer Rate zu, die vom Druck ihres Verlangens erhoht wird«, sagte Alia. »Das ist etwas, das sowohl ich als auch mein Bruder bereits gespürt haben.«

»Sie sind Narren«, wutete Edric.

Alia wandte sich zum Gildenmann in seinem Tank um und musterte ihn. Das orangefarbene Gas war dunner geworden, und er wirkte bleich, wie er zwischen seinen Suspensoren hing.

»Haben Sie sich fur einen Verteidiger entschieden?«

»Ich wahle die Ehrwurdige Mutter, die Sie gefangen halten«, blaffte Edric. »Gaius Helen Mohiam!«

»Nun gut«, sagte Alia und wandte sich dem Wachhauptmann zu. »Der Gesandte bleibt bis zum Verfahren in unserem Gewahrsam, unter standiger Bewachung. Ich mochte tagliche Berichte uber seine Aktivitaten. Derweil pumpen Sie das Gas aus seinem Tank ab und lassen es

analysieren. Ersetzen Sie das Gas durch die unverfälschte Luft von Arrakis.«

»Das können Sie nicht tun«, protestierte der Gildenmann. »Das dürfen Sie nicht.«

»Warum nicht?«, fragte Alia. »Würde Sie das töten?«

»Sie wissen, dass es mich nicht töten würde«, zischte er und bewegte das Gesicht nahe an die durchsichtige Wand seines Tanks heran.

»Es wird ihm seine hellseherischen Fähigkeiten nehmen«, sagte Duncan.

»Sie haben keinerlei menschliche Gefühle!« Vor Erregung zitterte Edric am ganzen Leib.

»Menschliche Gefühle?«, fragte Alia. »Was sind das für süße Töne über menschliche Gefühle? Kaum scheitern Sie, ziehen Sie sich auf ein starkes innerliches Empfinden zurück, dem Gewalt zuwider ist. Ha! Lassen Sie mich Ihnen etwas sagen, Spieler. Menschliche Gefühle sind das kraftlose Argument, das den Verlierer ausweist. Sie haben es versäumt, die Folgen Ihres Handelns zu erwägen, Spieler.«

»Wie haben Sie mich genannt?«, fragte Edric, und die Bestürzung war seiner Stimme selbst durch das Mikrofon deutlich anzumerken.

»Spieler!«, sagte Alia. »Ich mache Ihnen ein Kompliment.«

»Das kann nicht Ihr Ernst sein«, protestierte Edric.

»Spieler und Ökologen sind die Einzigen, die die Folgen ihres Handelns ernsthaft *messen*«, sagte Alia. »Wir Orakel sind immer Spieler. Aber wir stehen eine Stufe über den Politikern und Geschäftsleuten, das gebe ich zu.«

Der Gildenmann schüttelte den Kopf, eine fischartige Bewegung, die zitternde Wellen über seine Haut sandte. »Ich flehe Sie an, mir nicht das Gewürz in meiner Luft wegzunehmen«, bettelte er.

»Womit wurden Sie für diese Gnade bezahlen?«, fragte Alia.

»Bezahlen?«

»Die Regierung meines Bruders ist stets verhandlungsbereit.«

»Bezahlen?«, wiederholte Edric, diesmal mit lauterer Stimme.

»Schlussendlich«, sagte Alia in vernünftigem Tonfall, »ist das Regieren immer ein Geschäft. ›Reichtum geht überall vorbei‹, hat mein Vater oft gesagt.« Sie warf Duncan einen Seitenblick zu und stellte fest, dass seine metallischen Augen hinter geschlossenen Lidern verborgen waren. Das verlieh ihm ein seltsames, menschlicheres Aussehen. Eine in sich ruhende Gestalt. Seine Ghola-Substanz war verhüllt.

Als spürte er ihren Blick, öffnete Duncan die Augen. Die Metallkugeln schimmerten, als er sie ihr zuwandte.

»Regierungen übersehen gerne ihre eigenen Unzulänglichkeiten«, sagte er. »Das hat man mich gelehrt. Sehen Sie nicht, wie Sie Ihrem Feind in die Hände spielen?«

Die Zornesröte stieg Alia ins Gesicht.

»Es gibt Fragen, die Sie nicht stellen dürfen!«, blaffte sie.

»Wenn der fragende Mund mit Gewalt geschlossen wird, ist das der Tod der Zivilisation«, erwiderte Duncan.

Alia starrte ihn wütend an und zwang sich, ruhiger zu atmen. Plattitüden!

Edric beobachtete den Ghola. Dann drehte sich der Gildenmann herum und richtete seine Aufmerksamkeit auf beide Personen vor seinem Tank.

»Hayt«, sagte Edric, »würden Sie meine Verteidigerin unterstützen?«

Alia wirbelte herum. »Sie wagen zu viel, Gesandter!«

»Tue ich das?«, fragte Edric und musterte dabei Duncan.

»Allerdings tun Sie das«, sagte Duncan. »Ich bin ein Geschenk an das Haus Atreides, und man hat mich ohne Bedingungen übergeben und angenommen. Sie haben nicht länger Anspruch auf meine Dienste.«

»Mein Bruder muss sofort verständigt werden«, sagte Alia mit leiser Stimme. »Schließlich ist es sein Urteil, das letztlich den Ausschlag gibt.«

»Sie sollten das Gesetz ernster nehmen«, knurrte der Gildenmann. »Die Sprache des Gesetzes ist einfach genug, damit auch der geringste Bürger sie versteht.«

»Die Worte des Gesetzes bedeuten allein das, was sie laut meinem Bruder bedeuten«, erwiderte Alia.

Mit einer gewissen Endgültigkeit wandte sie sich ab, gab ihren Wachleuten zu verstehen, hinter ihr die Reihen zu schließen, und begab sich zum Gang hinter dem Thron. Dort drehte sie sich noch einmal um. »Hayt, Sie kommen mit mir.«

Duncan zuckte mit den Schultern und fiel in den Marschschritt der Wachleute ein.

Er konnte hören, wie weitere Wachleute hinter ihm den Tank des Gildenmannes ins Schlepptau nahmen und durch den Saal zogen. Weitere Wachleute würden kommen, um die Leichen einzusammeln und ihr Wasser zu beanspruchen.

Schließlich waren Alias Leute nach wie vor Fremen.

Neues Kapitel:

DER MENSCHLICHE DISTRANS

(Die Figur namens Otmo wurde in der veröffentlichten Fassung von Der Herr des Wüstenplaneten *zu Korba geändert.)*

Als er ankam, war die Wache auf dem Paradehof ausgeschwärmt. Es war ein Bild hektischer Verwirrung. Gerüchte eilten in einem einzigen lärmenden, einschüchternden Durcheinander von Mund zu Mund.

Beide Monde standen voll am Himmel, doch sie befanden sich auf der fensterlosen Seite des Gangs, durch den Paul in die Festung zurückkehrte. Der Flur blieb im Dunkeln, bis auf einen einzigen Lichtbalken, der aus der Tür zum Verhörzimmer drang. Die mangelhafte Beleuchtung auf dem Weg hierher war eine Sicherheitsregel. Dunkelheit machte ihn zu einem schwereren Ziel.

Die Nachricht vom Kampf in Otheyms Haus war ihm vorausgeeilt, und jetzt waren laute Rufe aus dem Wachbereich zu hören, als bekannt wurde, dass der Imperator zurückgekehrt war. Wachmänner traten unschlüssig aus dem Zimmer, das Licht im Rücken.

Zwei von Stilgars Männern trugen Bijaz vor Paul her. Die imperiale Gesellschaft hatte keine Zeit, sich von den kurzen Beinen des Zwergs aufhalten zu lassen. Bijaz hatte sich von seinem Schreck erholt. Sein wacher, neugieriger Blick schoss aufmerksam umher.

»Holt sofort den Naib Rat her«, befahl Paul, als er das Zimmer betrat. »Und dämpft das Licht, außer in der Ecke dort drüben.« Er machte eine Handbewegung. »Dort befragen wir Bijaz.«

»Man befragt einen menschlichen Distrans nicht«, sagte Bijaz. Sein würdevoller Tonfall brachte ein paar der Wachleute zum Lachen.

»Hört ihn euch bloß an«, sagte einer. »Hört ihr das?«

»Setzt ihn ab«, sagte Paul. »Stilgar? Wo ist Stilgar?«

»Er ist auf dem Weg zu den Naibs, Herr«, antwortete jemand hinter ihm.

Paul erkannte Bannerjees Stimme, warf einen Blick über die Schulter und fragte: »Haben Sie einen Distrans-Rekorder bereitgemacht?«

»Alles bereit, Herr.« Bannerjee wies auf einen Diener, der eine dünne Aufzeichnungsröhre in der Hand hielt, an deren Ende eine Shigadrant-Rolle glitzerte.

Paul schaute zurück zum Zwerg, der nun im hellen Licht der Leuchtgloben zwischen den beiden regungslosen Wachmännern stand. Schweißperlen schimmerten auf Bijaz' Stirn. Der Zwerg sah plötzlich aus wie ein Geschöpf von seltsamer Integrität, als würde der Zweck, den ihm die Tleilaxu beigelegt hatten, durch seine Haut hindurchstrahlen. Hinter dieser Maske der Gedankenlosigkeit und Feigheit steckte innere Stärke, erkannte Paul.

»Fungierst du wirklich als Distrans?«, fragte er.

»Viele Dinge fungieren als Distrans, Herr«, sagte Bijaz. »Alles, was eine Stimme und ein Nervensystem hat, kann ein Distrans sein. Das sollten Sie wissen. Sie wissen schließlich alles.«

»Ganz und gar nicht«, sagte der Wachmann links von Bannerjee und stieß ihn in die Seite.

Paul dachte an das Codewort, dass Otheym ihm implizit mitgeteilt hatte, den Namen des Getöteten: Jamis. Es widerstrebte ihm, das Wort auszusprechen und es auf diese Weise am Zwerg zu testen. Jemanden als Distrans zu benutzen kam ihm wie eine Verletzung der Menschenwürde vor, selbst wenn es sich um einen Menschen wie diesen handelte.

»Stellen Sie den Rekorder auf sofortige Übersetzung ein«, sagte Paul.

Der Wachmann neben Bannerjee legte am Gerät einen Schalter um.

»Jamis«, sagte Paul.

Bijaz versteifte sich. Ein hoher, klagender Laut drang aus seinem Mund. Sein Blick wurde glasig. Der Klagelaut klang unstet und schwankend.

Paul betrachtete den Rekorder, aus dem nun eine hohe Stimme drang. Die Worte wurden langsam und mit großen Pausen gesprochen, als wäre der Sprecher zutiefst erschöpft. »Tibana war ein Apologet des Sokratischen Christentums«, sagte die brüchige Stimme. »Wahrscheinlich wurde er auf IV. Anbus geboren und lebte irgendwann im achten bis neunten Jahrhundert, etwa zur Regierungszeit der zweiten Corrinos. Von Tibanas Schriften hat nur ein kleiner Teil überdauert, dem dieser Ausschnitt entnommen ist. Die Herzen aller Menschen bewohnen dieselbe Wildnis. Das sind Worte, die man bedenken sollte, wenn man sich mit dem Gedanken an Verrat trägt.«

Paul ließ den Blick kurz über die verständnislosen Gesichter seiner Diener und Weggefährten schweifen. Er hatte ihnen nicht gesagt, was für Informationen Bijaz hatte, und sie wussten nicht, was sie erwartete. Namen wurde dieser Zwerg gleich den Namen irgendeines Anwesenden nennen?

»Die Fremen der tiefen Wüste haben die Blutopfer an den Shai-Hulud wiederbelebt«, drang es zeitgleich mit Bijaz' Wimmern aus dem Rekorder. »Sie sagen, der Imperator und seine Schwester seien ein und dieselbe Person, die Vorder- und die Rückseite eines einzigen Wesens, das halb männlich, halb weiblich ist.«

Paul bemerkte, wie sich ihm mehrere Blicke zuwandten. Plötzlich hatte er das Gefühl, sich in einem Traum zu befinden, der von einem anderen Bewusstsein kontrolliert wurde, und dass er eben das vielleicht im nächsten Au-

genblick vergessen und sich in den Verwicklungen dieses Bewusstseins verlieren würde.

»Imperator und Schwester müssen gemeinsam sterben, um diesen Mythos Wirklichkeit werden zu lassen«, fistelte der Rekorder. »Die Worte des Panygeristen Otmo werden in geheimen Zeremonien gepredigt. Muad'dib ist der Coriolissturm«, sagt man. Er ist der Wind, der den Tod im Leib trägt. Alia ist der Blitz, der aus dem vom Sand verdunkelten Himmel zuschlägt.‹ Und man ruft ›Blast das Licht aus! Der Tag ist gekommen!‹ Das ist das Signal zum Angriff, das sie lernen.«

Paul dachte an das uralte Ritual. Mystizismus, verwoben mit Volksüberlieferungen, alten Aussprüchen, alten Sitten, vergessenen Bedeutungsebenen – ein blutiges, viele Zeitalter überspannendes Spiel von Ideen und Vorstellungen. Ideen. Ideen. Ihnen war eine schreckliche Macht zu eigen. Sie konnten Zivilisationen auslöschen oder zu einem strahlenden geistigen Licht werden, das das Leben der Menschen über Jahrhunderte hinweg erleuchtete. Er schaute den Zwerg an und sah junge Augen in einem alten Gesicht. Voll kommen blaue Augen! Dann war der Zwerg also melangeabhängig. Was mochte das bedeuten? Paul musterte diese Augen, volles Blau inmitten eines Netzwerks aus knotigen weißen Falten, die auf die Mulden unter den Schläfen zuliefen. Was für ein großer Kopf. Alles schien auf den geschürzten Mund zuzulaufen, aus dem weiterhin das monotone, hohe Jammern drang.

Die Namen, dachte Paul. *Komm zu den Namen.*

»Unter den Naibs«, fistelte der Rekorder, »sind die Verräter Bikouros und Cahuit. Außerdem ist da Djedida, Otmos Sekretär.«

Paul spürte, wie sich die Wachmänner um ihn herum versteiften, als sie die Bedeutung dessen, was hier ge-

schah, begriffen. Bannerjee machte einen halben Schritt nach vorn und starrte hasserfüllt auf den Zwerg.

Bannerjee auch?, fragte sich Paul. Ein Gefühl der Bedrohung hatte Besitz von ihm ergriffen. Bikouros, Cahuett, Djedida!

»Dann wäre da Abumojandis, Bannerjees Diener«, fuhr Bijaz fort. »Und Eldis ...«

Neben Paul kam es zu hektischer Bewegung, etwas, womit er gerechnet hatte, doch nicht in dieser Art und Weise. Bannerjee wirbelte herum und positionierte sich zwischen Paul und dem Diener mit dem Distrans Rekorder. Der Diener hatte den Rekorder gehoben und richtete ihn wie eine Waffe auf Paul. Ein Flammenstrahl schoss aus dem Gerät hervor und traf Bannerjee an der Hüfte. Die Fistelstimme des Distrans verstummte, doch Bijaz' Gejammer dauerte an, als Paul ein Silbermesser aus der Scheide in seinem linken Ärmel schleuderte. Es sah aus, als würde der Messergriff plötzlich aus dem Hals des Dieners sprießen. Bannerjee taumelte rückwärts und fiel in Pauls Arme. »Mylord, ich habe versagt«, knurrte er.

Der Diener lag am Boden, und Wachleute hielten ihn an den ausgestreckten Armen fest. Er starrte aus toten Augen zur Decke. Jetzt erkannte Paul den Mann als Abumojandis, ein Fremen aus dem Stetch Balak in der tiefen Wüste. Dann entsprach Othevms Liste also den Tatsachen – all diese Leute waren Verräter.

Ärzte zogen Bannerjee aus Pauls Armen.

Paul wurde bewusst, dass Bijaz noch immer sein monotones Wehklagen ausstieß. Der Distrans Rekorder gab keinen Laut mehr von sich.

»Jemand soll einen neuen Rekorder holen!«, blaffte Paul. »Und versucht dieses Geschöpf zum Schweigen zu bringen!«

Noch während er die Worte sprach, wurde ihm klar, dass man den Zwerg nicht zum Schweigen bringen konnte, solange die Nachricht nicht zu Ende war. Das Ganze funktionierte wahrscheinlich nur in eine Richtung. Man konnte die Nachricht aktivieren und abspulen. Sie würden von vorne anfangen müssen.

»Bringt ihn ins Nebenzimmer«, sagte Paul.

Seine Befehle sorgten erneut für hektische Bewegung, die durch die Ankunft der Naibs, die den Fremenrat der Sietch-Führer stellten, unterbrochen wurde. Stilgar führte die Gesellschaft an. Er trug nun förmliche Gewandung, eine ernste Gestalt unter einem schwarzen Haarschopf. Sein zerknittertes Gesicht, seine kräftige Nase und seine gemeißelten Wangenknochen vermittelten Wachsamkeit.

»Mylord«, sagte er, »was ist …?«

Paul hieß ihn mit einer Handbewegung verstummen und wandte seinen suchenden Blick der restlichen Gesellschaft zu. Bikouros und Cahuenn fehlten.

»Wo sind Bikouros und Cahuenn?«, fragte er ungehalten.

»Sie sind in die Wüste gegangen, um einen Beobachter für den Quizarat abzuliefern«, sagte Stilgar. »Sie sind aufgebrochen, während wir … in der Stadt waren.«

»Der Beobachter«, fragte Paul. »Wer?« Noch während er die Worte sprach, wusste er die Antwort.

»Wieso?«, meinte Stilgar. »Otmo hat seinen eigenen Gehilfen geschickt, Diedida.«

»Also haben sie sich davongemacht«, sagte Paul. Er bemerkte, dass die Ärzte inzwischen eine Bahre für Bannerjee gebracht hatten, und wandte einem von ihnen den Blick zu.

»Er wird überleben, Mylord«, erklärte der Arzt. »Der Verräter hat einen Schneidstrahler benutzt, und Ihr Messer hat diesen Abschaum rechtzeitig erwischt.«

»Dieser Mann hat mich mit seinem eigenen Leib abgeschirmt«, sagte Paul. »Sorgen Sie dafür, dass es ihm an nichts mangelt.«

»Ja, Mylord.«

»Es gibt Verräter unter den Naibs«, sagte Paul. »Bikouros und Cahuelt sind zwei von ihnen. Und Diedida. Ich rechne nicht damit, dass man sie fangen wird, aber schicken Sie ihnen trotzdem jemanden hinterher.«

Stilgar wandte sich gehorsam ab.

»Und suchen Sie Eldis«, fügte Paul hinzu.

»Ihren Gefängniswärter, Herr?«, fragte Stilgar und wandte sich wieder Paul zu.

»Kennen Sie noch einen anderen Eldis?«

»Aber er ist bei der Reisegesellschaft, die in die Wüste aufgebrochen ist«, sagte Stilgar. »Er hat von einem Besuch bei ...«

»Ihnen hinterher«, blaffte Paul.

»Sofort!« Stilgar eilte hinaus.

Paul musterte die versammelten Naibs in ihren kostbaren Roben. Sie waren ganz andere Menschen als zu ihren Stetch-Zeiten. Schweigend erwiderten sie seinen Blick.

Bei jedem Einzelnen spürte Paul, dass die Gestalt des echten Fremen-Naib vom Bild eines hemmungslosen Genusssüchtigen überdeckt wurde, eines Mannes, der von Vergnügungen kostete, die sich die meisten anderen nicht einmal vorstellen konnten. Er sah, wie Blicke zur Tür wanderten, durch die man Bijaz fortgebracht hatte. Die wehklagenden Laute des Zwergs setzten sich endlos fort. Einige der Naibs schauten zu den Fenstern, die sich in einen der ummauerten Gärten der Festung öffneten. Es waren unbehagliche Blicke. Diese Männer mochten keine Gebäude, daran konnten auch die exotischsten Genüsse nichts ändern. Die Enge überirdischer Räume fühlte sich

für sie unnatürlich an. In einer vernünftigen Höhle, von Fremenhänden aus dem arrakischen Fels gemeißelt, hatten sie sich entspannt.

Paul musterte die Gesichter von Hobars, Rajifiri, Tasmin, Sa id, Umbu, Legg – alles Namen, die solche Bedeutung für das Leben der Fremen hatten, dass sie fest mit bestimmten Orten auf dem Wüstenplaneten verknüpft waren: Umbus Sietch, Rajifiris Sink.

Er konzentrierte sich auf Rajifiri, dachte an den ungehobelten, bärtigen Kommandanten der zweiten Welle bei der Schlacht von Arrakeen zurück und stellte fest, dass Rajifiri zu einem gelackten Gecken in einer edel geschnittenen Parato-Seidenrobe geworden war. Das Gewand stand bis zur Hüfte offen, um den Blick auf eine blütenrein gewaschene Halskrause und ein reichverziertes, mit grün glitzernden Edelsteinen besetztes Unterkleid freizugeben. Ein purpurfarbener Gürtel mit goldenen Nieten an den Rändern lag um seine Hüften. Die Ärmel, die aus den schlitzförmigen Armlöchern der Robe schauten, waren zu fließenden Falten aus dunkelgrün-schwarzem Stoff zusammengerafft.

Das Grün-Schwarz bedeutete, dass er die Farben des Hauses von Paul Atreides trug und treu zu ihm stand. Jetzt fragte sich Paul, ob diese Loyalität wirklich tiefer ging als die blütenreine Seide.

Das Wehklagen des Zwergs wurde leiser und verstummte.

Paul erklärte den Naibs knapp die Lage und hielt dabei in ihren Gesichtern nach Reaktionen Ausschau, die seiner geübten Aufmerksamkeit verraten würden, mit was für Männern er es wirklich zu tun hatte. Doch es waren zu viele, um alle gleichzeitig im Auge zu behalten, und die ganze Situation wurde von intensiven Empfindungen verdunkelt, von einer allgemeinen Erregung, die der in einer

Schlacht ähnelte. Er sah, dass die Aufregung alte Verhaltensmuster bei den Naibs wachrief. Ein wenig vom Lack seines Imperiums blätterte von ihnen ab.

Einer nach dem anderen verlangten sie seine Aufmerksamkeit und beteuerten empört ihre Loyalität.

Er ließ ihre schneidenden Worte mit einer Handbewegung verstummen. »Sie warten hier und schauen durch die Tür zu, während wir den Zwerg weiter befragen.«

Als er sich abwandte, um ins Nebenzimmer zu gehen, bewegte sich etwas zu seiner Rechten. Stilgars breitschultrige Gestalt schob sich durch die dichtgedrängten Naibs.

»Man verfolgt sie, Mylord«, sagte er und blieb vor Paul stehen. »Ich muss sagen, wäre ich der Verfolgte, würde mich niemand fangen – und in jener Reisegesellschaft gibt es Männer, die sich ebenso gut in der Wüste auskennen wie ich.«

»Haben Sie Leute geschickt, die Ihre Art zu denken teilen?«

Stilgar hob die Augenbrauen.

»Entschuldigung, Stil«, sagte Paul. »Natürlich haben Sie das. Was werden die Fluchtlinge tun?«

»Die Antwort auf diese Frage kennen Sie so gut wie ich, Herr.«

Paul nickte. Die tödliche Truppe hatte zweifellos Freunde auf anderen Planeten, in der Gilde, bei den Bene Gesserit, vielleicht sogar im Landsraad. Paul wusste, dass seine Feinde auf anderen Planeten alles tun würden, was in ihrer Macht stand – außer sich selbst bloßzustellen –, um den Glanz der imperialen Macht stumpf werden zu lassen. Ein paar Fluchtlinge von Arrakis abzuholen würde keine große Aufgabe für sie sein.

»Geben Sie ihnen zwei Tage, dann sind sie fort von Arrakis«, sagte Paul.

»Sollten wir nicht lieber mit der Befragung dieses menschlichen Distrans fortfahren?« Stilgar deutete mit einer Kopfbewegung in Richtung Nebenzimmer.

Paul machte auf dem Absatz kehrt und ging hinüber. Bijaz saß an die gegenüberliegende Wand gelehnt im Schneidersitz auf einem niedrigen Diwan. Sein großes Gesicht wirkte nun ruhig. Obwohl er offenbar entspannt war, ging eine gewisse charismatische Wachsamkeit von ihm aus, die Paul an alte Götzenbilder erinnerte. Die Wachleute neben Bijaz nahmen Habtachtstellung ein. Einer trat zögernd vor, einen Distrans-Rekorder in der Hand.

Stilgar nahm ihn entgegen, untersuchte ihn und nickte Paul zu.

Bijaz erwiderte grinsend Pauls Blick. »Hei, hei«, sagte er. »Haben Sie viel erfahren?«

Er weiß nicht, dass wir den größten Teil der Botschaft verpasst haben, dachte Paul.

»Wir werden es uns noch einmal anhören«, erklärte Paul.

»Und was gewinnen Sie dadurch?«, fragte Bijaz. »Die Nachricht bleibt die gleiche.«

»Wir wollen ihren Wahrheitsgehalt überprüfen«, sagte Stilgar.

»Und wer ist dieser große Lümmel, der nach der Wahrheit verlangt?«, erkundigte sich Bijaz.

Stilgar versteifte sich und legte eine Hand an sein Messer.

»Weiß er nicht, dass der Imperator auf den Sieg abzielen sollte und nicht auf die Wahrheit?«, fragte Bijaz und neigte den Kopf leicht nach links.

»Halt deine Zunge im Zaum, sonst schneide ich sie dir heraus«, knurrte Stilgar.

Bijaz warf Paul einen fragenden Blick zu. »Würden Sie das zulassen, Herr?«

»Es wäre möglich, dass er Sie erwischt, wenn ich gerade nicht da bin«, sagte Paul im Versuch, die Stimmung aufzulockern.

Doch Stilgar schüttelte nur knapp den Kopf. »Jetzt ist nicht die richtige Zeit für Witze, Mylord. Fangen wir an.«

Paul holte tief Luft und sagte: »Jamis.«

Als das Schlüsselwort erklang, das ihn in Trance hatte zurückversetzen sollen, blinzelte Bijaz nur, ohne den Blick von Paul abzuwenden.

»Jamis«, wiederholte Paul.

Keine Reaktion.

»Warum nennen Sie den Namen unseres gefallenen Kameraden?«, fragte Stilgar.

»Das ist das Schlüsselwort für den Distrans«, sagte Paul. Erneut wiederholte er: »Jamis.«

Bijaz schaute ihn weiter wach und aufmerksam an.

»Ihr Distrans wurde gelöscht«, sagte Stilgar und schaute sich misstrauisch zu den Wachmännern um. »Die Botschaft existiert nicht mehr.«

»Wie hat man es getan, Bijaz?«, fragte Paul und unterdrückte ein Gefühl enttäuschter Wut.

»Als der Meuchelmörder auf Sie losgegangen ist, hatte ich einen Moment lang Kopfschmerzen«, sagte Bijaz.

»Ein Löschsignal im Distrans-Rekorder«, sagte Paul. »Das bedeutet, dass sie mehr als bereit waren, mich zu töten.« Er nickte bei sich, wandte sich um und erzählte Stilgar mit gesenkter Stimme, was Otheym über den Pany geristen Otmo gesagt hatte.

»Ein Verräter?«, fragte Stilgar. »Er?« Seine Brauen senkten sich wütend. »Ich werde ihn sehr langsam mit einem Messer aufspießen.«

»Nein.« Paul schüttelte den Kopf. »Wir haben die Botschaft verloren, die Bijaz bei sich trug, und ...«

»Dann bekommen wir sie von Otmo – wenn nötig, auf die harte Tour«, sagte Stilgar.

»Glauben Sie etwa, dass diese Leute nicht darauf vorbereitet sind?«

»Aber wie …?«

»Es gibt andere Möglichkeiten, unsere Feinde auszurauchern«, versicherte Paul. »Wie spät ist es, Stil?«

»Es wird bald Morgen.« Er schaute sich zu den Gesichtern der Naibs um, die sich in der Tür drängten. »Warum, Mylord?«

»Der Steinbrenner«, sagte Paul. »Berufe eine Versammlung des Landsraads ein. Die Naibs sollen daran teilnehmen … und ein Gildenbeobachter.«

»Es wird keine Beweise dafür geben, dass der Brenner atomares Material enthielt, Herr«, sagte Stilgar. »Das ganze Ding ist inzwischen zu Schlacke verbrannt, und wie sollen wir eine Hintergrundstrahlung nachweisen, die anders als …?«

»Es war ein Steinbrenner«, sagte Paul. »Man kann einen Steinbrenner nicht anders zünden. Jemand spielt hier ein sehr gefährliches Spiel. Es muss Hinweise darauf geben, wie man ihn hierhergebracht hat. Er hat eine Spur hinterlassen, die so klar ersichtlich ist wie die Fußabdrücke eines Vogels im Schlamm.«

»Ein Vogel im Schlamm, Mylord?«

»Vergessen Sie es, Stil«, sagte Paul. »Das Ding lässt sich zurückverfolgen. Ein Gilden-Heighliner hat es hergebracht, das ist es, was wir nicht vergessen dürfen. Die Gilde wird sich vor dem Landsraad verantworten müssen. Kein einziges Handelsabkommen wird unterzeichnet oder ausgeführt, bis …«

»Das Gewürz, Mylord«, sagte Stilgar.

»Natürlich stoppen wir alle Gewürzlieferungen«, erwiderte Paul. »Wollen wir doch mal sehen, wie ihnen das

gefällt. Wenn ihnen das Gewürz ausgeht, fliegt in unserem Universum kein einziges Schiff mehr. Und wir verschiffen kein Gewürz, solange man uns nicht die Schuldigen überstellt.«

»Es sei denn, sie haben einen Ersatzstoff«, gab Stilgar zu bedenken.

»Unwahrscheinlich.«

Bijaz fing an zu kichern.

Paul wandte sich zum Zwerg um. Das Geschöpf hatte auch die Aufmerksamkeit der übrigen Anwesenden auf sich gezogen.

»Wie sie sich morgen wünschen werden, dass sie keine Zähne hätten«, sprudelte es aus dem kichernden Bijaz hervor.

»Was im Namen des Wurms meint er damit?«, fragte Stilgar ungehalten.

»Ohne Zähne können Sie nicht knirschen«, erklärte Bijaz ernst.

Selbst Stilgar lachte leise. Paul stand schweigend und wachsam da.

»Wen meinen Sie mit sie?«, fragte er.

»Nun, Herr«, antwortete Bijaz, »diejenigen, die diesen Steinbrenner für Sie ausgelegt haben. Könnte es sein, dass sie den Gewürzfluss versiegen lassen wollten?«

Neues Kapitel:

DAS ENDE DER VERSCHWÖRUNG

(*Dieses Kapitel verändert den Ausgang von* Der Herr des Wüstenplaneten *dramatisch*)

> *Meine Feinde können sich immer zerstreuen. Sie können sich immer zerstreuen. Selbst das Gesetz eines Imperators hat Grenzen.*
>
> Muad'dib und sein Gesetz, Stilgars Kommentar

Edric blickte durch das kleine, durch ein Kraftfeld blockierte Sprechloch zur Nebenzelle. Langeweile und tiefer Fatalismus ergriffen ihn. Nebenan ging die Ehrwürdige Mutter in der Enge ihrer Zelle ruhelos auf und ab und ignorierte ihre Besucherin mehr oder weniger.

Irulan saß auf dem Bett der Ehrwürdigen Mutter, die Hände im Schoß gefaltet. Ihr blondes Haar war im Nacken zu einem festen Knoten gebunden, und ihr Gesicht zeigte einen Ausdruck blutarmer Strenge.

»Ich habe genau das getan, wozu man mich angewiesen hat«, sagte Irulan. Konnte sie zu den Kindern fliehen und sie mitnehmen?

Die Ehrwürdige Mutter schaute warnend zur Tür, wo die Wachen standen, und ließ den Blick anschließend durch die Zelle wandern, überall dorthin, wo sich wahrscheinlich Abhörgeräte befanden. Sie rümpfte die Nase. Der Geruch hier missfiel ihr.

»Es spielt keine Rolle mehr, was sie mithören«, blaffte Irulan. »Wenn er weiter herrschen will, muss er zu meinen Bedingungen mit mir verhandeln.«

»Ihre Bedingungen?«, erkundigte sich die Ehrwürdige Mutter in leisem, verschlagenem Tonfall.

»Er hat seine Konkubine verloren, seine Verbindung zu den Fremen«, sagte Irulan.

»Wissen Sie das ganz sicher?«, fragte die Ehrwürdige Mutter, ohne Irulan anzusehen. Etwas stimmte hier nicht – mit der begrenzten Fähigkeit zur Hellsicht, die die Gewürzabhängigkeit ihr gab, konnte sie es spüren.

»Sicherheitsübertragungen lügen nicht«, erwiderte Irulan. »Sie ist tot. Es gibt zwei Balger, aber sie haben keinerlei Status.«

»Sie haben den Status, den er ihnen verleiht.«

Als hätte sie die Ehrwürdige Mutter nicht gehört, fuhr Irulan fort: »Und er wird gezwungen sein, Sie freizulassen. Er ist ein gerissener Politiker, mein Ehemann. Die Tage des Gewürzmonopols sind gezählt, und das weiß er. Er muss Zugeständnisse machen, Kompromisse. Daran kommt er nicht vorbei.«

»Ihr Ehemann!«, höhnte die Ehrwürdige Mutter.

»Jetzt wird er in jeder Hinsicht mein Ehemann sein«, sagte Irulan selbstgefällig. »Das ist eines der Zugeständnisse, die wir verlangen.«

»Tun wir das?«, fragte die Ehrwürdige Mutter. Sie bemerkte Edrics Gesicht auf der anderen Seite des Sprechlochs. »Was sagen Sie dazu, Gildenmann?«

»Die Tage des Gewürzmonopols *sind* gezählt«, antwortete Edric, »aber ich glaube nicht, dass das Endergebnis unseren Wünschen entsprechen wird.«

»Was sehen Sie in der Zukunft?«, wollte die Ehrwürdige Mutter wissen. »Was wird geschehen?«

Edric schüttelte den Kopf. Welche Rolle spielte das? Jetzt konnten sie ohnehin nichts mehr daran ändern. Dazu war es viel zu spät.

»Sie sind doch ein Steuermann, ein lebendes Orakel«, drangte die Ehrwardige Mutter. »Was sehen Sie?«

Erneut zuckte Edric mit den Schultern. Ein ungewohntes Gefuhl der Nachsicht ließ ihn schweigen.

»Sie nennen sich lebendes Orakel«, hohnte Irulan, »doch Sie konnen trotzdem nicht wissen, was ich alles getan habe oder tun werde.«

Edric beugte sich vor, um ihr ins Gesicht zu blicken. »Sie sollten nicht hier sein, Mylady«, erklarte er. »Die Wachen werden Sie von hier fortbringen. Gehen Sie, solange noch Zeit ist.«

»Was ist das fur ein Unsinn?«, fragte die Ehrwurdige Mutter ungehalten. Die unausgesprochene Nachricht in Edrics Worten war ihr nicht entgangen.

»Dies ist ein gefahrlicher Ort«, erklarte Edric. »Und bald wird er noch gefahrlicher sein.«

»Geschwatz«, sagte die Ehrwurdige Mutter, doch ihrem Tonfall fehlte es an Uberzeugung. Sie ging hektisch in ihrer Zelle auf und ab, getrieben von ihren eigenen ruhelosen Vorahnungen.

»Sie haben etwas gesehen!«, sagte Irulan anklagend und stand auf, um Edrics Blick durch das Loch zu erwidern.

Die Ehrwurdige Mutter zog sie zuruck. »Er hat nichts gesehen außer den Leberflecken, die auf seinen Augen schwimmen! Nicht wahr, Steuermann?«

»Mag sein«, stimmte Edric zu, nun wieder von Langeweile beherrscht.

»Und was ist es?«, fragte die Ehrwurdige Mutter ungeduldig.

»Was es ist?«, wiederholte Edric. Er schuttelte den Kopf. Ihm fehlte die gewurzgesattigte Luft seines Tanks. In seinen Zellen tobte ein Hunger, den kein Magen stillen konnte.

»Was haben Sie gesehen?«, klaffte die Ehrwurdige Mutter.

»Er ist tot«, sagte Edric.

»Tot?«, fragte Irulan. »Wer ist tot?«

»Der Atreides«, antwortete Edric.

Die Ehrwurdige Mutter war vor dem Sprechloch stehen geblieben. Sie nickte geistesabwesend. ›Das war es also«, murmelte sie. »So werden die Dinge laufen.«

»Sie wissen, dass das seinen Sieg uber uns bedeutet«, sagte Edric.

»Unsinn.«, blaffte Irulan. Sie warf ihm einen zornigen Blick zu, voller Abscheu fur sein orangefarbenes Gesicht und das gewurzvernebelte Blau seiner winzigen Augen.

»Schlau, schlau, schlau ...«, murmelte die Ehrwurdige Mutter.

»Das kann nicht wahr sein«, sagte Irulan. Tranen standen in ihren Augen.

»Schlau, schlau ...«, sagte die Ehrwurdige Mutter.

»Es ist wahr«, erwiderte Edric. »Er ist tot. Er ist zum Sterben in die Wuste gegangen. Zum Shai-Hulud, wie man an diesem trostlosen Ort sagt.«

»... schlau, schlau ...«, sagte die Ehrwurdige Mutter kopfschüttelnd.

»Nicht schlau!«, stieß Irulan hervor. Sie wandte ihren hasserfullten Blick der Ehrwurdigen Mutter zu. »Wenn er das getan hat, ist er ein Narr!«

»Schlau«, widersprach die Ehrwurdige Mutter.

»So handelt ein Kind!«, wutete Irulan. »Wenn ich erst mal tot bin, wird es euch leidtun! So wurde ein Kind ...«

»Und es wird uns leidtun«, stellte Edric fest.

»So handelt kein Kind«, sagte die Ehrwurdige Mutter.

»Aber warum sollte er sich selbst das Leben nehmen?«, fragte Irulan ungehalten.

»Warum nicht?«, erwiderte Edric.

»In der Tat, warum nicht?«, sagte die Ehrwürdige Mutter. »Er hatte nur ein einziges Leben zur Verfügung. Wie sonst hätte er es so vorteilhaft einsetzen können? Das war schlau. Es war der höchste Akt intelligenten Handelns. Damit hat er all unsere Pläne zunichtegemacht. Ich bin voller Neid.«

»Mylady«, sagte Edric und sah Irulan an, »haben Sie eine Religion?«

»Wovon reden Sie?«, fragte Irulan. Sie legte eine Hand an ihre Wange und erwiderte seinen Blick voller Unbehagen.

»Hören Sie!«, sagte Edric.

In der plötzlichen Stille fiel Irulan ein leises Brandungsgeräusch auf, das An- und Abschwellen zahlreicher Stimmen.

»Was ist das?«, fragte sie.

»Ein Mob«, antwortete die Ehrwürdige Mutter. »Hat man es ihnen gesagt?« Sie warf einen Blick zu Edric.

»Warum fragen Sie, ob ich eine Religion habe?«, hakte Irulan nach.

»Man gibt Ihnen die Schuld«, sagte Edric. »Man sagt, dass Sie Chani getötet haben, und das hat Muad'dib getötet.«

»Was ... wie ...« Irulan eilte zur Tür der Zelle und rüttelte daran. Doch die Wachen waren fort.

»Sie gehen den Geräuschen nach«, sagte Edric. »Es ist ohnehin zu spät.«

»Warum wollen Sie wissen, ob ich eine Religion habe?«, schrie Irulan, rannte von der Tür zurück zum Sprechloch und starrte hindurch.

Die Ehrwürdige Mutter zog sie zurück und zeigte auf das Bett. »Setzen Sie sich.«

»Manchmal hilft eine Religion«, sagte Edric. »Sie ...«

»Vergessen Sie es«, sagte die Ehrwürdige Mutter kopfschüttelnd.

Das Brandungsgerausch war lauter geworden. Jetzt konnte man einzelne Stimmen heraushoren.

»Ich verlange, dass man mich hier rauslasst!«, sagte Irulan mit leiser Kleinkindstimme.

»Einmal habe ich ihn auf Religion und Gottesorientierung angesprochen«, sagte Edric mit einem Blick zur Ehrwurdigen Mutter. »Das war eine interessante Unterhaltung.«

»Oh«, erwiderte die Ehrwurdige Mutter. »Was haben Sie gefragt?«

»Unter anderem, ob Gott zu ihm spricht.«

»Und was hat er gesagt?«

»Er sagte, dass alle Menschen mit Gott sprechen. Und ich habe ihn gefragt, ob er ein Gott ist.«

»Ich wage zu vermuten, dass er darauf eine hintersinnige Antwort parat hatte«, sagte die Ehrwurdige Mutter. Sie musste laut sprechen, um den anschwellenden Larm zu übertonen.

»Er meinte, dass manche das behaupten.«

Die Ehrwurdige Mutter nickte.

»Ich habe ihn gefragt, ob auch er das behaupten wurde«, fuhr Edric fort. »Und er hat geantwortet, dass im Laufe der Geschichte nur sehr wenige Gotter unter den Menschen gelebt haben. Ich habe ihm vorgeworfen, dass er meine Frage nicht beantwortet hatte, und er sagte, ›Habe ich das nicht ... habe ich das nicht ...‹«

»Ich wunschte, ich hatte davon gewusst«, sagte die Ehrwurdige Mutter.

»Warum kommt niemand, um mich hier rauszulassen?«, fragte Irulan ungehalten von ihrem Platz auf dem Bett.

Die Ehrwurdige Mutter trat ans Bett, setzte sich neben Irulan und nahm ihre Hand. »Mach dir keine Sorgen, Kind. Aus dir wird schon bald eine Heilige.«

Dann gaben sie das Reden auf, weil die Zelle sich in das Innere einer ohrenbetaubenden Trommel verwandelt hatte. Jemand hammerte mit einem Rammbock gegen die Tur.

Schließlich brach die Tur, sprang auf, und der Mob ergoss sich in die Zelle. Die ersten starben recht schnell, doch ein Mob kennt keine Zahlen. Schließlich gewannen die Eindringlinge die Oberhand und zerrissen die Gefangenen bei lebendigem Leibe.

[Handschriftliche Bemerkung von FH: Die Ehrwurdige Mutter kann nicht fliehen, zu alt. Vielleicht halt sie den Mob auf, damit Irulan entkommen kann?]

Der blinde Paul in der Wuste

(Dies war das ursprungliche Ende von Der Herr des Wüstenplaneten*)*

Mit einem Mal setzte er sich auf und schaute sich im grunen Zwielicht des Destillzelts um. Das Fremkit-Bundel lag zu seinen Fußen. Er fuhlte sich durch das Zelt und diese wenigen Besitztumer eingeengt. Das Fremkit zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Eine interessante kleine Ansammlung menschlicher Erzeugnisse. Doch teilweise waren es genau diese Dinge, die ihm hier das Uberleben ermoglichten. Es war wirklich seltsam. Sehr viel Tod war in die Erfahrungen eingeflossen, aus denen diese wenigen Gegenstande hervorgegangen waren — und doch bedeuteten sie Leben. Er dachte daruber nach, einige von ihnen zuruckzulassen. Welche wurden sich wohl durch ihre Abwesenheit als am todlichsten erweisen? Die Baradye-Pistole? Er zog sie aus dem Bundel und warf sie beiseite. Die Pistole nicht. Warum sollte er auch ein Muster im Sand hinterlassen, einen sichtbaren Hilferuf?

Seine suchenden Hände stießen auf einen Fetzen Gewürzpapier. Er holte ihn ans Licht und las. Eine offizielle Verlautbarung darüber, was ein Fremkit enthalten musste und in welcher Reihenfolge die Bestandteile zu verpacken waren. Eine offizielle Verlautbarung! Ihm wurde klar, dass er sie unterschrieben haben musste. Ja, da war es: »Auf Anordnung des Muad'dib.« Doch er konnte sich nicht erinnern, so etwas unterschrieben zu haben.

»Es sei die feierliche Pflicht des zuständigen Beamten ...«

Die getragene, wichtigtuerische Regierungssprache machte ihn wütend. Er zerknüllte das Papier und schleuderte es von sich. Was war aus dem alten, pflichtschuldigen Ton fall geworden, fragte er sich, aus der klaren Sprache, mit der man solchen Schwachsinn aussiebte? Irgendwo, an irgendeinem verlorenen Ort, hatte man sie eingemauert, abgeschottet, damit niemand sie zufällig wiederentdeckte. Sein Verstand machte sich nach Mentaten-Art auf die Suche. Muster des Wissens schimmerten in seinem Kopf. So wogt viel echt das Haar einer Meerungfrau, dachte er, lockend ... es lockt den bezauberten Jäger in smaragdgrüne Höhlen.

Unvermittelt schreckte er hoch und zog sich von dem Ruf Abgrund zurück, der ihn einlud, sich in katatonisches Vergessen zu stürzen. Also, dachte er, die Mentaten-Berechnung war zu dem Ergebnis gelangt, dass er sich in sich selbst zurückziehen sollte. Gründe? Ausreichend. Er hatte sie im selben Moment gesehen, als er geflohen war. Damals schien sich sein Leben über die gesamte Existenzdauer des Universums zu erstrecken. Seine Hellsicht hatte ihm bereits unendlich viele Erfahrungen beschert. Doch das wirkliche Fleisch zog sich zusammen, lag in all seiner Endlichkeit vor ihm und machte aus seiner Smaragdhöhle ein Destillzelt, das nun im Puls

schlag des Windes knatterte. Auf der straffen Zeltoberfläche klang der herangewehte Sand wie das Picken von Vogelschnäbeln.

Paul kroch zum Eingang, öffnete ihn, schlüpfte aus dem Zelt und ließ den Blick über die Wüste schweifen. Er sah die offensichtlichen Vorzeichen eines Sturms: aufloderndes Sandboen, keine Vögel, der ätzend trockene Geruch von Staub. Er schloss seinen Destillanzug und versuchte, durch den braunen Dunst zu spähen, der den Horizont verbarg. In der verschwommenen Ferne erhob sich ein Staubwirbel, der Paul vermet, was sich darunter befand. Er rief sich ein Bild des Sturms vor sein inneres Auge, ein riesiger Wurm aus Sand und Staub – zweihundert oder mehr Kilometer walzender, fauchender Gewalt. Er war von weit her gekommen, ohne unterwegs Hindernissen zu begegnen, und hatte dabei stetig an Geschwindigkeit und Kraft zugenommen. Innerhalb einer Stunde konnte er in der offenen Wüste sechshundert Kilometer oder mehr zurücklegen. Wenn Paul hier einfach nur herumstand, würde der Sturm zu ihm kommen, ihm das Fleisch von den Knochen schaben und schließlich seine Knochen zu feinen Splittern zermahlen. Er würde eins werden mit der Wüste. Die Wüste würde ihn erfüllen.

Dann dachte Paul an das hartnäckige Streben des Lebens nach dem Tod. Staunen rührte ihn an. Er kam zu dem Schluss, dass er sich nicht einfach dem Planeten überlassen konnte. Ein Atreides konnte sein Schicksal nicht aus der Hand geben, nicht einmal, wenn er sich des Unvermeidlichen voll und ganz bewusst war.

Paul erkannte, dass ihm nicht die Zeit blieb, das Zelt zu retten. Er griff hinein, nahm das Fremkit, verschloss es und ließ es von seinem Arm baumeln, während er über den Felskamm zur windabgewandten Seite kletterte. Zum

Überleben brauchte er eine Nische, die ihm Schutz vor dem Sturm bot, doch auf dieser Seite war die Felswand fugenlos. Ein früherer Sturm hatte die Oberfläche zu einer glatten Wölbung abgeschliffen, über die er sich in den Sand hinabrutschen ließ. Doch die Fremen hatten noch andere Möglichkeiten. Er entschied sich für eine Düne und rannte darauf zu. Als er den Kamm erreichte, kam der Wind bereits in heftigen Böen, ließ ihn taumeln und zu Boden gehen und schüttete tauchend Sand über die windabgewandte Dünenseite. Der Sturm folgte ihm, während er fiel. Im Dünental grub Paul sich in den Sand, kämpfte um jeden Zentimeter, wobei seine rechte Hand vom Gurt des Fremkits behindert wurde. Eine Sandlawine vom Dünenkamm umspülte ihn und hielt seine Füße fest. Staub verstopfte die Filter seines Destillanzugs. Er spuckte das Mundstück aus und zog sich den Umhang über den Kopf, und im gleichen Moment wurde er von einer weiteren Sandlawine begraben.

Die Sturmgeräusche wurden abrupt gedämpft. Paul zog den Kopf zwischen die Schultern und schaffte sich etwas Platz, um das Fremkit zu sich hereinzuziehen. Blind tastend fand er den Sandverdichter und baute sich damit ein Nest mit Sandwänden. Bald hatte er genug Platz, um den Schnorchel herauszuholen. Die Luft war bereits von seinen Atemrückständen schal geworden. Er bohrte den Schnorchel windabseits nach oben durch den Sand, tastete nach der Oberfläche, nach Luft. Als er schließlich welche fand, blies er den Filter frei, ein Vorgang, den er nach fast jedem zweiten Atemzug wiederholen musste.

Es war wirklich ein gigantischer Sturm. Er hatte sich genau auf seiner Route befunden, mittendrin. Wenn er vorbeigezogen war, musste Paul sich vielleicht dreißig Meter Sand nach oben graben. Er lauschte auf das

entfernte Heulen des Windes, das durch den Schnorchel zu ihm drang. Würden seine Grabgeräusche einen Wurm anlocken? Würde es so enden?

Paul lehnte sich an die verfestigte Wand seines Nests, wobei er das Schnorchelmundstück mit den Zähnen fest hielt. Pusten, um den Filter zu reinigen ... einatmen, ausatmen, einatmen ... pusten.

Die Leuchtstäbchen im Fremkit lagen wie grüne Edelsteine neben ihm, das einzige Licht in der Dunkelheit, die ihn umgab. Sollte dies sein Grab sein? fragte sich Paul. Der Gedanke erschien ihm irgendwie lästig. Ein Mausenest für Muad'dib, für Muad'dib, die Springmaus.

Eine Weile fand er es amüsant, sich Nachrufe auszudenken. Er starb auf Arrakis. Hier hat man ihn auf die Probe gestellt und für einen Menschen befunden.

Und er fragte sich, wie seine Gefolgsleute ihn nennen würden, wenn er außerhalb ihrer Reichweite war. Er wusste, dass sie darauf beharren würden, ihn in den Begrifflichkeiten des Meeres zu beschreiben. Obwohl sein Leben staubdurchtränkt war, war es das Wasser, das ihm ins Grab folgen würde.

»Er ist untergegangen«, würden sie sagen.

Nie wieder Regen sehen, dachte er. *Oder Bäume.*

»Ich werde nie wieder einen Obstgarten sehen«, sagte er. Im Sandnest hallte seine Stimme leise wider.

Die Fremen würden Regen zu Gesicht bekommen, das wusste er. Und zahlreiche Obstgärten, die schöner wären als der im Sietch Tabr.

Die Vorstellung von Fremen mit schlammverkrusteten Füßen kam ihm seltsam vor.

Wasser.

Feuchtigkeit.

Er dachte an den Taumarkt, auf dem sich in Arrakeen die Wasserverkäufer getroffen hatten. Jetzt waren sie ihrer

Arbeit beraubt, zerstört durch die Veränderungen, die von den Händen Muab'dibs herabtropften

Muad'dib der Fremde, den sie hassten

Muad'dib war ein Geschöpf von einer anderen Welt Caladan – wo war Caladan? Was bedeutete Caladan für jemanden, der von Arrakis stammte? Unmerklich brachte Muad'dib eine fremde Substanz in den chemischen Stoffwechsel von Arrakis ein. Er störte das geheime Leben der Wüste. Die Sonne und die Monde von Arrakis zwangen der Wüste ihren eigenen Rhythmus auf. Doch dann war Paul Atreides gekommen. Arrakis hatte ihn als Erlöser willkommen geheißen, hatte ihn Mahdi und Muad'dib genannt – und ihm einen geheimen Namen gegeben, Usul, das Fundament der Säule. Nichts von alledem änderte etwas daran, dass er ein Eindringling war, ein Produkt anderer Rhythmen, Gift für Arrakis.

Eindringling.

Aber waren nicht alle Menschen Eindringlinge?, fragte er sich. Sie setzten eine Maske aus Worten auf, nahmen eine Rolle an, und sie gingen in die unerforschten Weiten hinaus und übersäten, von Stern zu Stern wandernd, das Universum.

In der Finsternis schüttelte Paul den Kopf.

Er hatte ein wenig Raum im Universum geschaffen. Zumindest dafür würden sich die Menschen an Muad'dibs Djihad erinnern.

Langsam wurde ihm bewusst, dass der Schnorchel keine Geräusche mehr von sich gab. War der Sturm vorbeigezogen? Er blies in das Mundstück, um es zu reinigen. Kein Windgeheul drang durch den Schlauch zu ihm.

Soll ein Wurm kommen, dachte er. *Ich muss zumindest versuchen, dort oben im Freien zu sterben, mit bei den Beinen auf meinem Planeten.* Er holte den Sandverdichter aus dem Fremkit und begann sich schräg nach

oben zu bohren. Sand wurde abgeschabt und rieselte bei der Arbeit um ihn herum zu Boden. Sand kratzte über das Fremkit, als er es mit einem Gurt am Fuß befestigte, hinter sich her zog – ein Trick, den Otheym ihm beigebracht hatte.

Otheym war nun tot, verkohlt im sengenden Strahl des Steinbrenners. Doch einer seiner Überlebenstricks lebte fort. Otheym hatte ihn zuvor von einem anderen gelernt. Und davor hatte noch ein anderer dieses Wissen weitergereicht. Es war ein einfacher Gedanke, aber lebenswichtig. Verliere dein Fremkit nicht, aber lass dich dadurch nicht beim Graben behindern. Nimm es mit, indem du es mit einem Gurt an deinem Fuß befestigst.

Paul hatte das Gefühl, dass sein Fuß eigentlich der eines anderen Mannes war, der lange vor ihm auf dem Wüstenplaneten gelebt hatte. Er erinnerte sich an einen seiner frühen Tage auf diesem Planeten, bevor die Fremen ihn gefunden und ausgebildet hatten. Er hatte ein Fremkit verloren, den Schlüssel zum Überleben. Draußen in der Wüste hatten er und seine Mutter ohne die darin enthaltenen Hilfsmittel sterben können. Damals hatte ihre Prana Bindu-Ausbildung sie gerettet – das Training, das in die Tiefen des Verstands und bis zum winzigsten Muskel reichte.

Ihm wurde plötzlich klar, dass er sich für den größten Teil seiner Zeit auf Arrakis für seine Mutter geschämt hatte. Sie war eine Bene Gesserit. In ihren Adern floss das verhasste Blut der Harkonnens, die seinen Vater getötet hatten. Aber vor ihr hatte es andere gegeben – zahllose Menschen, die alle in gewisser Weise einen Fuß im Gurt eines Fremkits hatten.

Während sein Verstand sich mit solchen Überlegungen herumschlug, hatte er sich fast bis zur Oberfläche hinaufgegraben. Jetzt kam der behutsame Durchbruch. In jenem

Moment war ein Freme praktisch hilflos. Dort draußen konnte ihn alles Mögliche erwarten – tödliche, von den Grabgeräuschen angelockte Feinde.

Vorsichtig bohrte er nach dem Dünenhang, der nah sein musste. Seine Instinkte sagten ihm, dass er nah war.

Mit einer kleinen Explosion herabrieselnden Sandes fiel Tageslicht zu ihm herein.

Paul wartete, horchte, sandte all seine Sinne aus.

Kein Schatten passierte das Loch, nichts als grauer Himmel, der sich mit der herannahenden Abenddämmerung verdunkelte. Allerdings roch es stark nach Gewürz, und kühle Luft berührte seine Wangen, wo die Kapuze des Destillanzugs seine Haut nicht bedeckte. Das leichte Zischen von windgetragenem Sand war als beständiges Hintergrundgeräusch zu hören. Er drückte ein Ohr an die Wand seines Baus – kein entferntes Tosen eines Wurms, keine Schritte, kein Sand, der von achtlosen Füßen los getreten wurde.

Paul setzte seine Nasenstopfen ein, verschloss seinen Anzug sorgfältig, sicherte sein Fremkit und schlüpfte aus dem Bau auf die windzugewandte Seite einer Düne. Der Sand war hier vom Wind fest zusammengedrückt. Unter seinen Füßen fühlte er sich wie eine Kruste an. Auf dem Dünenkamm über ihm hob der leichte Wind irgendetwas trudelnd in die Höhe. Überall um ihn herum gingen braune Flocken nieder. Paul fing eine, hielt sie an seine Stopfen und roch den kräftigen, schwindelerregenden Duft von frischer Melange. Er ließ den Blick über die Dünen schweifen. Die Wüste um ihn herum war von Gewürz bedeckt – ein Vermögen an Melange. Irgendwo in der Tiefe war eine Gewürzblase aufgebrochen. Er warf die Gewürzflocke in die Luft und kletterte durch Melange-Verwehungen den Dünenhang hinauf.

Kurz vor dem Kamm legte er das Ohr an den Sand und lauschte. Kein Wurmgerausch war zu horen, trotz des Larms, den er beim Graben verursacht hatte.

Vielleicht gibt es in dieser Gegend keine Wurmer, dachte er.

Unmittelbar vor dem Kamm legte er sich nach Fremen-Art flach hin, kroch hinauf und schaute sich um. Schlagartig erstarrte er und blieb regungslos liegen, als er sah, dass von einer windabwarts gelegenen Dune Sand aufstieg. Eine Gestalt im Kapuzenmantel kletterte dort eine Dune hinauf. Dahinter kamen noch mehr – insgesamt uber zwanzig Personen. Einen Moment lang richteten sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Himmel im Nordosten, dann schwarmten sie in einem vertrauten Muster uber den Sand aus. Paul erkannte, dass sie einen Wurm rufen wollten. Gelegentlich hielten sie inne und schauten nach Nordosten.

Paul blickte zum Horizont im Nordosten und sah uber dem gleißenden Sonnenuntergang die von unten angestrahlten Punkte, die die Aufmerksamkeit der Truppe erregt hatten. Thopter. Die vier, die Paul zahlte, waren in einem Suchmuster verteilt und hielten auf die Fremen auf den Dunen zu. Wahrend die Thopter sich naherten, wartete der Trupp mit gesenkten Kopfen.

Ein einzelner Thopter loste sich aus der Formation, flog uber die Fremen hinweg und ging uber Paul in Schraglage. Das Donnern seiner Flugel wirbelte die Melange zu einem kleinen Sturm auf. Der Thopter beschrieb einen Bogen in Windrichtung und machte sich landebereit.

Mit einem Mal kam Bewegung in den Fremen-Trupp. Maula-Pistolen wurden unter Mantеln hervorgezogen, und ihre Mundungen verfolgten den landenden Thopter. Der Pilot schien die Gefahr zu bemerken, fuhr die Flugel aus und schoss in steilem Steigflug davon.

Alle vier Thopter ordneten sich zu einer engen Formation, kreisten noch einmal über dem Trupp, senkten dann die Nasen und entfernten sich dann in Richtung Nordosten.

Sie haben mich gesehen, dachte Paul, *aber sie haben gedacht, dass ich zum Trupp gehöre.* Er beobachtete die Fremen. Sie verteilten sich nun in einer vertrauten stumpfwinkligen Anordnung. Es gab keinen Zweifel daran, wer sie waren und was sie taten. Wilde Fremen, Renegaten, die nicht bereit waren, sich in das ökologische Muster einzufügen, das ihren Planeten veränderte. Sie bereiteten sich darauf vor, einen Wurm zu rufen, der sie in die tiefe Wüste tragen sollte.

Ein Angehöriger des Trupps, offensichtlich der Anführer, rief seinen Gefährten von seinem Platz auf der Spitze einer Düne etwas zu. Ein Mann löste sich vom Rest und eilte mit einem Klopfer in der Hand über die Dünen. Seine Füße wirbelten kleine Staubwolken auf. Noch während er rannte, senkte sich die Nacht über die Wüste, sodass nun der erste Mond mit seinem scharf gezeichneten Handabdruckmuster den Himmel beherrschte.

Der Klopfer stimmte trommelnd seinen Ruf an. »Wumm wumm wumm wumm.« Es war ein Laut, den man ebenso sehr durch den Sand spürte wie hörte. Wenn ein Wurm sich in Reichweite dieses Lauts befand, wurde er tobend und fauchend durch den Sand herangeschossen kommen, nur um sogleich als Reittier für den Fremen-Trupp eingefangen zu werden.

Konnte er sich ihnen anschließen?, fragte sich Paul. Ein Fremen konnte seinen Sietch, seine Freunde und Familie nur aus besonderen Ehrengründen verlassen. Andere Stämme mussten diese Gründe prüfen und, falls sie hinreichend erschienen, den Abtrünnigen aufnehmen – vorausgesetzt, sie brauchten nicht dringend sein Wasser. Die Wasserbürde war wichtiger als alles andere.

Aber hier handelte es sich um Renegaten, die Muad'dibs Maßnahmen ablehnten. Es waren Manner, die die Blutopfer und die alten Riten wieder aufgenommen hatten. Sie wurden ihn mit Sicherheit erkennen. Welcher Fremen kannte nicht Muad'dibs Gesicht? Dort standen Manner, die bei ihrer Fremen Ehre geschworen hatten, den Wandel auf Arrakis zu bekampfen. Sie wurden Muad'dib moglicherweise sofort toten, sein Leben als Opfer in einem ihrer Rituale darbringen.

Dann horte er das leise Rauschen von Sand, das erste Anzeichen, dass ein Wurm die Rufe des Klopfers gehort hatte. Das ventilgetriebene Gerat sandte sein Signal noch immer von den im Mondlicht liegenden Dunen aus. Der Trupp war allerdings nicht mehr zu sehen. Die Fremen waren mit der Wuste verschmolzen, um zu warten.

Der Wurm kam von Sudwesten, an der Felseninsel vorbei. Er war recht groß – etwa hundert Meter lang – und bewegte sich zum Teil über der Sandoberflache. Seine kristallenen Zahne blitzten im Mondlicht, als er sich auf den storenden Klopfer zuschlangelte. Paul konnte das kraftvolle Spiel seiner Schwungsegmente erkennen.

Eine Gestalt erhob sich aus den Dunen, als der Wurm vorbeizog. Bringerhaken blitzten auf und bohrten sich in die Ringsegmente des Wurms. Im gleichen Augenblick verschlang das Geschopf den Klopfer und brachte ihn damit zum Verstummen. Darauf kletterten die Fremen an den Haken hoch und wendeten den Wurm mit beilaufiger Anmut, indem sie seine Segmente aufstemmten. Anspornerliefen über den hohen Rucken des Wurms nach hinten, als das Geschopf sich weiter aus dem Sand erhob. Die Sporne schlugen einen treibenden Rhythmus an. Der Wurm wurde schneller.

Paul wandte den Blick, um ihnen nachzusehen.

Der Wurm war nun auf dem Weg dorthin zurück, wo er hergekommen war. Die Mantel der Reiter, die auf seinem Rücken verteilt waren, flatterten im Fahrtwind. Ihre Stimmen wehten zu Paul herüber und wurden leiser, als sie hinter dem Felsvorsprung verschwanden. »Hyah! Hyah! Hyah! Hyah! ...«

Paul wartete an die Dünenseite gedrückt, bis ihre Stimmen mit den Geräuschen der Wüstennacht verschmolzen und nicht mehr zu hören waren. Nie zuvor hatte er solch tiefe Einsamkeit verspürt. Der Trupp von wilden Fremen hatte den letzten Rest menschlicher Zivilisation mit sich genommen. Nur die Wüste war geblieben.

Erstaunt stellte er fest, dass es ihm gar nicht mehr wichtig war, wo im Universum er sich befand. Er hatte das Gefühl, dass er eine ihm zugewiesene Rolle bis zu ihrem Ende gespielt hatte und dass nun das Publikum fehlte. Jemand sollte applaudieren, dachte er, doch es gab kein Publikum. Ihm wohlbekannte Sterne standen an ihrem Platz am Himmel, aber sie wiesen ihm keine Richtung mehr, und er sah sie auch nicht mehr als Wegmarken. Um ihn herum war lediglich Raum, vor einem gewaltigen Panorama der Zeit. Die Sterne schauten an ihm vorbei und durch ihn hindurch wie die leeren Blicke seiner Untertanen. Es waren die verschlossenen Augen der Unwissenheit, die ständig versuchten, ihrem verantwortungsvollen Status als menschliche Sinne zu entkommen. Es waren die Augen, denen nichts entging.

Ein paar Minuten lang horchte er auf die Geräusche der Nacht um sich herum und identifizierte sie. Die Wüste wimmelte von Leben, das sich an sie angepasst hatte. Er hatte sich nicht angepasst. Sein Körper bestand größtenteils aus Wasser. Das Wasser war ein Gift, das einen Wurm

krank machen konnte. Wenn ein Wurm zu viele Menschen verschlang, starb er.

Schließlich stieß er sich mit den Armen vom Dünensand ab, kletterte ins Tal und folgte der Spur des Wurms. Er wusste, warum er sich für diese Richtung entschieden hatte, und innerlich lachte er sich darüber aus. Hier war das Leben vorbeigekommen. Hier waren Menschen vorbeigekommen. Außerhalb dieser Spur lag schreckliche Einsamkeit, in der eines jeden Menschen Weg dem Vergessen anheimfiel.

Irgendwann im Laufe der Nacht gelangte er zu der Erkenntnis, dass Chani der Mond aus seiner Vorahnung gewesen war. Sie war diejenige, die, begleitet von diesem schrecklichen Verlustgefühl, vom Himmel gestürzt war. Er blieb stehen, noch immer untähig zu weinen. Er spürte nur den Schmerz der Tränen, ohne ihre Erleichterung. Er holte eine Wassergabe aus seinen Auffangtaschen und goss das Wasser als Opfer für Chani und den Mond in den Sand.

Die Geste half, und er folgte weiter der Wurmspur, ohne sich dabei die Mühe zu machen, seine Spur durch unregelmäßige Schritte zu verbergen. Irgendwann während der schleppenden Morgenstunden wurde ihm klar, dass er das Fremen verloren hatte. Es spielte keine Rolle mehr. Paul Muad'dib war ein Atreides, ein Mann von Ehre und Prinzipien. Er durfte nicht zu dem Ungeheuer der Möglichkeiten werden, das ihm seine Zukunftsvision gezeigt hatte. Das durfte er nicht zulassen.

Langsam beschlich ihn die Erschöpfung, während er der Wurmspur ins Niemandsland folgte. Seine Prana-Bindu-Ausbildung hielt seine Beine in Bewegung, lange nachdem jeder andere zu Boden gestürzt wäre. Selbst als die Morgendämmerung hereinbrach, marschierte er weiter. Den ganzen Tag marschierte er und bis in die darauf folgende Nacht.

Am zweiten Tag gab es niemanden mehr, der marschierte.

Nur der Wind blies Sand über das kahle Felsfundament. Sandrinnsale umspülten die kleinsten Auslaufer, wanden sich, wandelten sich wandelten sich unablässig

KURZGESCHICHTEN

Einleitung

In Anbetracht der gewaltigen Ausmaße des *Dune*-Universums haben wir oft Schwierigkeiten, die Romane nicht zu dick werden zu lassen. Es gibt so viele mögliche Geschichten und faszinierende Ideen zu erforschen. Aus diesem Materialreichtum entwickeln sich zahlreiche Nebengeschichten, die sich erzählen ließen, Horsd œuvres zum exotischen Hauptgang.

Als wir im Jahre 1999 »Das Flüstern der Meere Caladans« veröffentlichten, handelte es sich um die erste neue *Dune*-Geschichte seit Frank Herberts Tod dreizehn Jahre zuvor. Sie erschien im Magazin *Amazing Stories*, und die entsprechende Ausgabe war in Kürze ausverkauft und ist auch nicht mehr nachbestellbar. Die Handlung der Geschichte findet zeitgleich mit dem Harkonnen-Angriff auf die Wüstenstadt Arrakeen in Franks Originalroman *Der Wüstenplanet* statt. Anschließend schrieben wir die drei Romane zur Vorgeschichte des *Wüstenplaneten*: *Haus Atreides*, *Haus Harkonnen* und *Haus Corrino*.

Als wir uns der *Legenden*-Trilogie zuwandten, die von den epischen Ereignissen um Butlers Dschihad erzählt, machten wir die *Dune*-Fans mit historischen Begebenheiten bekannt, die zehntausend Jahre vor den Geschehnissen in *Der Wüstenplanet* stattfanden. Wir fanden, dass das Grund genug für eine Kostprobe war, um die Leser behutsam an eine ganz neue Epoche heranzuführen, die 115 Jahre umfassen würde.

»Harkonnen-Hatz« ist unsere Kurzgeschichte, die in die Welt von Butlers Dschihad einführt. Auf einer unserer Signierreisen mussten wir einmal mehrere Stunden im Bahn-

hof von Los Angeles warten. Dort, auf einer unbequemen Holzbank, die länger war als eine Kirchenbank, sammelten wir Ideen für »Harkonnen Hatz«. In dieser Vorläufergeschichte, die das Fundament für den heiligen Krieg zwischen Menschen und Denkmaschinen legte, machten wir die Leser mit den Vorfahren der Atreides und der Harkonnens bekannt und mit den bösen Maschinen mit menschlichem Verstand, die Frank Herbert in *Der Wüstenplanet* erwähnte.

Wir reichten uns einen Laptop hin und her und verfassten eine genaue Übersicht, Szene für Szene. Dann wählte jeder von uns die Szenen aus, die er am interessantesten fand, wie ein Teamleiter, der Baseballspieler anwirbt. Kurz nachdem wir von unserer Reise zurückgekehrt waren, schrieben wir unsere Szenen, tauschten Disketten aus und überarbeiteten die Textstücke des anderen. Die Änderungen schickten wir uns per Post und per Fax, bis wir mit dem Endergebnis zufrieden waren.

Unsere zweite Dijhad-Geschichte, »Prügel Mek«, schlägt eine Brücke zwischen dem ersten und dem zweiten Roman der Trilogie, *Butlers Dijhad* und *Der Kreuzzug*. Die Handlung ist an einem entscheidenden Punkt in der Lücke von fast einem Vierteljahrhundert zwischen diesen beiden Büchern angesiedelt. Darin werden zwei tragische Schlüsselfiguren ausgearbeitet, die später eine wichtige Rolle spielen.

Zwischen dem zweiten und dem dritten Roman der Reihe vergeht sogar noch mehr Zeit, Jahrzehnte, in denen es zu erstaunlichen Wendungen im langen Krieg gegen die Denkmaschinen kommt. In unserer letzten Brückengeschichte, »Gesichter einer Martyrerin«, haben sich die überlebenden Hauptfiguren dramatisch gewandelt. Hier zeigen wir einige der Ereignisse, die zur Endschlacht zwischen den Menschen und ihren Todfeinden in *Die Schlacht von Corrin* führen.

Das Flüstern der Meere Caladans

Arrakis, im Jahre 10191 des imperialen Kalenders
Arrakis – auf ewig bekannt als Dune, der Wüstenplanet

Die Höhle im massiven Schildwall war dunkel und trocken. Eine Lawine hatte sie von der Außenwelt abgeschlossen. Die Luft schmeckte nach Felsstaub. Die überlebenden Atreides-Soldaten kauerten sich in der Finsternis zusammen, um Energie zu sparen und die Batterien ihrer Leuchtgloben wieder aufzuladen.

Draußen hämmerte das Bombardement der Harkonnens auf das Schlupfloch ein, in das sie sich geflüchtet hatten. Artillerie? Was für eine Überraschung, mit solch scheinbar überholter Technik angegriffen zu werden. Trotzdem erwies sie sich als wirkungsvoll. *Verdammt wirkungsvoll.*

In den Augenblicken der Stille, die immer nur wenige Sekunden anhielten, lauschte der von Schmerzen geplagte junge Rekrut Elto Vott auf das keuchende Atmen der verwundeten, zu Tode verängstigten Männer. Die abgestandene drückende Luft lag schwer auf seiner Brust und steigerte noch den Schmerz, der sich anfühlte, als hätte er Glasscherben in den Lungen. Er schmeckte Blut, eine unerwünschte Flüssigkeit in der völligen Trockenheit, die sie umgab.

Sein Onkel, Feldwebel Hoh Vott, hatte ihm nicht ehrlich gesagt, wie schwer seine Verletzungen waren, und stattdessen Eltos »jugendliche Widerstandskraft und Ausdauer« betont. Elto hatte den Verdacht, dass er im Sterben lag, und er war nicht der Einzige, dem es so ging. Diese

letzten verbliebenen Soldaten wurden alle sterben, wenn nicht an ihren Verletzungen, dann an Hunger oder Durst.

Durst.

Eine Männerstimme zerschnitt die Dunkelheit. Sie gehörte einem Schützen namens Deegan. »Ich frage mich, ob Herzog Leto davongekommen ist. Ich hoffe, er ist in Sicherheit.«

Jemand schnaubte beruhigend. »Thufir Hawat würde sich eher selbst die Kehle aufschlitzen, als zuzulassen, dass der Baron unseren Herzog anrührt oder den jungen Paul.« Es war Signalwärter Scovich, der gerade mit den flexiblen Hüftkäfigen hantierte, in denen zwei Distrans-Fledermäuse gefangen waren, Geschöpfe, in deren Nervensystem man Nachrichten eintragen konnte.

»Verfluchte Harkonnens!« Deegans Seufzen wurde zu einem Schluchzen. »Ich wünschte, wir wären zu Hause auf Caladan.«

Nachschubfeldwebel Vitt war nicht mehr als eine körperlose Stimme in der Dunkelheit, die in beruhigendem Tone seines verletzten jungen Neffen erklang. »Hörst *du* das Flüstern der Meere Caladans, Elio? Hörst du die Wellen, die Gezeiten?«

Der Junge konzentrierte sich angestrengt. Tatsächlich, der unablässige Artilleriebeschuss klang wie Brecher, die über den glänzend schwarzen Felsen am Fuß der Klippe von Burg Caladan zusammenschlugen.

»Vielleicht«, sagte er. Aber eigentlich hörte er es nicht. Die Geräusche ähnelten sich nur entfernt, und sein Onkel, ein Meister von Jongleur – ein herausragender Geschichtenerzähler –, war nicht auf der Höhe seiner Fähigkeiten, obwohl er sich kein aufmerksameres Publikum hätte wünschen können. Stattdessen schien der Feldwebel wie betäubt von den Ereignissen und verhielt sich uncharakteristisch still, obwohl er doch sonst so gesellig war.

Elto dachte daran zurück, wie er barfuß die Strände Caladans entlanggerannt war, auf dem Heimatplaneten der Atreides, weit, weit weg von diesem leblosen Haufen aus Dünen, Sandwürmern und kostbarem Gewürz. Als Kind war er auf Zehenspitzen durch den Schaum gelaufen, den die Wellen zurückließen, und den winzigen Scheren der Krabbentische ausgewichen, von denen es so viele gab, dass man in nur zehn Minuten genug für eine anständige Mahlzeit zusammenbekam.

Diese Erinnerungen waren sehr viel lebhafter als das, was gerade geschehen war.

Mitten in der Nacht waren die Alarmsirenen losgegangen, ironischerweise als es Elto Vitt zum ersten Mal gelungen war, in der Atreides-Kaserne auf Arrakis wirklich tief und fest zu schlafen. Nur einen Monat zuvor waren er und ein paar andere Rekruten auf diesen trostlosen Planeten beordert worden und hatten sich vom üppigen Caladan verabschiedet. Imperator Shaddam IV. hatte Herzog Leto Atreides die Regierungsgewalt auf Arrakis übertragen. Das war eine großmütige Geste, handelte es sich doch um den Planeten, der die einzige bekannte Quelle für das Melange-Gewürz darstellte.

Viele treue Atreides-Soldaten hatten das als lohnendes Geschäft gesehen, aber sie hatten keine Ahnung von Politik ... und von den Gefahren. Offenbar war sich auch Herzog Leto nicht der Risiken bewusst gewesen, denn er hatte seine Konkubine Lady Jessica und ihren fünfzehnjährigen Sohn Paul mit nach Arrakis genommen.

Als die Alarmsirenen schrillten, fuhr Elto hoch und rollte sich aus seiner Koje. Sein Onkel Hoh Vitt war bereits in voller Feldwebeluniform und brüllte, dass sie sich beeilen sollten, *beeilen!* Die Hauswachen der Atreides griffen nach ihren Uniformen, Ausrüstungstaschen und Waf-

fen. Elto erinnerte sich, dass er sich ein Gähnen gestattet hatte, verärgert, dass offenbar schon wieder eine Truppenübung anstand – und gleichzeitig hatte er gehofft, dass es nur das war.

Der stämmige, vernarbte Waffenmeister Gurney Halleck stürmte in die Kaserne und brüllte mit donnernder Stimme Befehle. Er war knallrot vor Wut, und seine purpurne Inkvine-Narbe zeichnete sich wie ein gezackter Blitz auf seinem Gesicht ab.

»Die Hausschilde sind unten. Wir sind verwundbar!« Angeblich hatten die Sicherheitsteams alle Fallen, Spionagekameras und Mordvorrichtungen aufgespürt, die ihre verhassten Harkonnen-Vorgänger hinterlassen hatten. Jetzt verwandelte sich der klobige Halleck in einen Wirbelwind geblaffter Befehle.

Draußen waren Explosionen zu hören, die die Kaserne erschütterten und Panzerplastfenster erzittern ließen. Feindliche Kampf-Ornithopter schossen über den Schildwall hinweg. Wahrscheinlich kamen sie von einer Harkonnen-Basis in der Stadt Carthag.

»Waffen bereitmachen!«, bellte Halleck. Das Summen von Lasguns tanzte über die Steinmauern Arrakeens und steckte Gebäude in Brand. Orangefarbene Explosionen ließen Plastfenster splittern und enthaupteten Wachtürme. »Wir müssen das Haus Atreides verteidigen!«

»Für den Herzog!«, schrie Onkel Hoh.

Elto zerrte am Ärmel seiner schwarzen Uniform, bis die Naht richtig saß, und rückte das rote Falkenwappen der Atreides und die rote Mütze seiner Abteilung zurecht. Alle anderen hatten bereits ihre Stiefel an und die Batterien in ihre Lasguns gerammt. Elto versuchte hektisch aufzuholen. Seine Gedanken rasten. Sein Onkel hatte Beziehungen spielen lassen, damit man Elto der Elitеabteilung auf Arrakis zuteilte. Die anderen Männer hier waren

drahtig und hart wie Peitschenleder, die besten, handverlesenen Truppen der Atreides. Er *gehörte* nicht zu ihnen.

Der junge Elto hatte es kaum erwarten können, Caladan hinter sich zu lassen und nach Arrakis aufzubrechen, in so weite Ferne. Er war noch nie zuvor in einem Gilden-Heighliner gereist, war noch nie einem mutierten Navigator so nahe gewesen, der den Raum allein mit seinen Gedanken falten konnte. Bevor er seine ozeanische Heimat verließ, hatte Elto nur ein paar Monate damit verbracht, den Männern bei ihrer Ausbildung zuzuschauen, mit ihnen zu essen, in der Kaserne zu schlafen und ihren bunten, derben Geschichten von vergangenen großen Schlachten und ihren Taten im Dienste der Atreides-Herzoge zu lauschen.

Auf Caladan hatte Elto sich immer sicher gefühlt, doch auf Arrakis waren die Soldaten schon nach kurzer Zeit grimmig und ruhelos geworden. Es gab beunruhigende Gerüchte, verdächtige Ereignisse. Früher an diesem Abend, als die Männer sich in ihre Kojen gelegt hatten, waren sie aufgebracht gewesen. Über die Gründe hatten sie nicht sprechen wollen, entweder aufgrund strikter Befehle ihres Vorgesetzten, oder weil sie nicht genug Einzelheiten kannten. Vielleicht zeigten sie Elto, dem neuen Kameraden, der sich noch nicht bewiesen hatte, auch nur die kalte Schulter.

Aufgrund der Umstände seiner Einberufung hatten einige Männer der Eliteabteilung nicht viel für Elto übrig. Sie beschwerten sich oft über seine amateurhaften Fähigkeiten und fragten, warum Herzog Leto es so einem Anfänger erlaubt hatte, zu ihnen zu stoßen. Ein Signalwärter und Kommunikationsspezialist namens Formic Scovich hatte so getan, als wollte er nett sein, und den Jungen mit falschen Informationen gefüttert. Es war ein dummer Streich gewesen, und Onkel Hoh hatte der Sache

ein Ende bereitet, denn mit seinem Spielmannstalent für kleine, geflüsterte Geschichten, die aufgrund des uralten Verbots nur ohne Zeugen weitererzählt wurden, konnte er jedem Einzelnen hier wochenlang entsetzliche Alpträume bereiten, und das wussten die Männer.

Die Angehörigen der Atreides-Elitetruppen fürchteten und respektierten ihren Nachschubfeldwebel, doch selbst die Entgegenkommendsten von ihnen hießen seinem Neffen keine Vorzugsbehandlung zukommen. Es war für alle offensichtlich, dass Leto Vitt nicht zu ihnen gehörte, dass er nicht vom gleichen traubeinigen Kämpferprobten Schlag war.

Als die Hauswache der Atreides aus der Kaserne stürmte, war sie den Angriffen schutzlos ausgeliefert, da der Hausschild deaktiviert war. Die Männer wussten, dass die Ursache ihrer Verwundbarkeit nicht nur ein technischer Fehler sein konnte, nicht nach allem, was sie gehört hatten, was sie gespürt hatten. Wie hatte ein erwiesenermaßen fähiger Mann wie Herzog Leto Atreides das nur zulassen können?

Wutentbrannt grollte Gurney Halleck: »Ja, es ist ein Verräter unter uns.«

Auf dem von Fluchtlichtern erhellten Gelände wimmelte es von Harkonnen-Soldaten in braunen Uniformen. Weitere feindliche Transporter spien Sturmtruppen aus.

Leto umklammerte sein Lasgun-Gewehr und versuchte sich an die Übungsmanöver und an seine Ausbildung zu erinnern. Wenn sein Onkel überlebte, würde er eines Tages eine detailreiche Geschichte über diese Schlacht erzählen. Er würde Bilder von Qualm, Lärm und Feuer heraufbeschwören und den Ruhm der Atreides-Truppen und ihre Treue zu Herzog Leto preisen.

Atreides-Soldaten rannten durch die Straßen, wichen Explosionen aus und versuchten verbissen, die Eindring-

linge aufzuhalten. Lasguns schickten leuchtend blaue Blitze durch die Nacht. Die Eliteeinheit warf sich mit Kampfgeschrei ins Getümmel, doch Elto sah bereits, dass sie angesichts dieses massiven Überraschungsangriffs hoffnungslos in der Unterzahl waren. Ohne die Schilde hatte Arrakeen bereits den Todesstoß erhalten.

Elto blinzelte in der Höhle. Er sah Licht. Ein Hoffnungsschimmer verblasste, als ihm klar wurde, dass es nur ein wiederaufgeladener Leuchtglobus war, der über seinem Kopf in der Luft hing. Kein Tageslicht.

Noch immer in ihrem Felsengrab gefangen, lauschten die Atreides-Soldaten auf den fortgesetzten Artilleriedonner. Staub und Steinchen regneten von der zitternden Höhlendecke. Elto versuchte nicht zu verzweifeln, aber er wusste, dass das Haus Atreides inzwischen mit Sicherheit gefallen war.

Bei kurzen Inspektionen, als er sich noch eingewöhnt hatte, war Elto zum ersten Mal Gurney Halleck und den anderen bedeutenden Männern von Herzog Letos Sicherheitsstab begegnet, insbesondere dem bekannten Schwertmeister Duncan Idaho und dem alten Mentaten Assassinen Thufir Hawat. Der schwarzhaarige Herzog inspirierte seine Männer zu solcher Loyalität, verströmte ein so außergewöhnliches Selbstvertrauen, dass Elto sich niemals hatte vorstellen können, wie man diesen mächtigen Mann zu Fall bringen konnte.

Einer der Sicherheitsexperten war mit der restlichen Abteilung hier eingeschlossen. Jetzt stellte Scovich ihn in barschem, angriffslustigem Tonfall zur Rede. »Wie kommt es, dass die Hausschilde abgeschaltet waren? Das muss ein Verräter gewesen sein. Jemand, den ihr übersehen habt.« Die Distrans Fledermäuse in den Käfigen an Scovichs Hüfte wirkten unruhig.

»Wir haben bei der Überprüfung des Palasts keine Mühen gescheut«, erwiderte der Mann, mehr erschöpft als verteidigend. »Es gab Dutzende von Fallen mechanischer und menschlicher Art. Als der Jäger Sucher beinahe Paul Atreides getötet hatte, hat Thufir Hawat seinen Rücktritt eingereicht, aber der Herzog hat sich geweigert, das Gesuch anzunehmen.«

»Jedenfalls habt ihr nicht alle Fallen gefunden«, beschwerte sich Scovich auf der Suche nach einem Vorwand für einen Streit. »Ihr solltet die Harkonnens draußen halten.«

Feldwebel Hoh Vitt trat zwischen die beiden, bevor es zu einem Schlagabtausch kommen konnte. »Wir können es uns nicht leisten, uns gegenseitig an die Kehle zu gehen. Wir müssen zusammenarbeiten, wenn wir hier raus kommen wollen.«

Doch Elto sah in den Gesichtern der Männer, dass sie alle es besser wussten. Sie würden dieser Todesfalle niemals entkommen.

Der muskulöse Schlachtfeldingenieur der Einheit, Avram Faltz, ging im schwachen Licht auf und ab und maß mit einem behelfsmäßigen Abtaster die Dicke der sie umgebenden Fels- und Staubschicht. »Drei Meter massiver Fels.« Er wandte sich den herabgestürzten Gesteinsbrocken zu, die den Höhleneingang versperrten. »Hier sind es nur zweieinhalb, aber dafür gefährlich instabil.«

»Wenn wir nach vorn rausgehen, würden wir sowieso nur direkt ins Harkonnen-Bombardement laufen«, sagte Schütze Deegan. Seine Stimme zitterte vor Anspannung, wie eine zu straff gespannte Baliset-Saite, die jeden Moment reißen konnte.

Onkel Hoh schaltete einen weiteren Leuchtglobus ein. Die Kugel schwebte ihm hinterher, als er zu einer Tunnelbiegung ging. »Wenn ich mich richtig an die Anordnung

der Tunnel erinnere, befindet sich auf der anderen Seite dieser Wand ein Vorratslager Nahrung Medikamente . Wasser.«

Fultz bewegte seinen Abtaster über das feste Gestein Der bewegungsunfähig auf seinem Behelfsbett liegende und von Schmerzmitteln benommene Elto beobachtete ihn dabei Ihm fiel auf, wie sehr ihn der Vorgang an caladanische Fischer erinnerte die mit einem Echolot die Fischgründe am Riff absuchten

»Sie haben einen guten, sicheren Ort für diese Vorräte ausgewählt Feldwebel«, sagte Fultz Vier Meter massiver Fels Die Einstürze haben uns abgeschnitten «

Deegan, dessen Stimme einen panischen Unterton hatte, stöhnte »Die Nahrung und das Wasser könnten genauso gut im Palast des Imperators auf Kaitain sein Dieser Planet Arrakis ist nicht der richtige Ort für uns Atreides!«

Der Schütze hatte Recht dachte Elto Die Atreides Soldaten waren zäh, aber in dieser lebensfeindlichen Umgebung waren sie wie Fische auf dem Trockenen

»Ich habe mich hier noch nie wohlgefühlt«, jammerte Deegan.

»Und wer hat dich dazu aufgefordert, dich *wohlzufühlen*?« bellte Fultz und legte sein Gerät beiseite »Du bist ein Soldat und kein verhätscheltes Prinzlein «

Deegan war so aufgeregt, dass seine Antwort ein einziger Wortschwall war »Ich wünschte, der Herzog hätte Shaddams Angebot, hierher zu kommen, niemals angenommen Er muss doch gewusst haben, dass es eine Falle ist! An einem Ort wie diesem können wir unmöglich überleben!« Er sprang auf und machte ausladende Gesten, als wäre er eine Vogelscheuche

»Wir brauchen Wasser das Meer« Es strengte Elto an, überhaupt etwas zu sagen »Erinnert sich noch irgendwer an *Regen*?«

»Ich schon« Deegans Stimme war ein mitleiderregendes Wimmern.

Elto dachte an seinen ersten Blick über die grenzenlose offene Wüste hinter dem Schildwall. Bereits sein erster Eindruck war von Nostalgie geprägt gewesen, von Heimweh. Das wellenförmige Panorama der Sanddünen war dem gleichmäßigen Muster der Meereswogen so ähnlich gewesen – doch ohne einen Tropfen Wasser.

Deegan stieß einen seltsamen Schrei aus, rannte zur nächstgelegenen Wand, krallte sich in den Stein, trat dagegen und versuchte sich mit bloßen Händen hindurchzugraben. Er riss sich die Nägel aus und schlug mit den Fäusten zu, wodurch er blutige Muster auf dem unnachgiebigen Fels hinterließ, bis zwei andere Soldaten ihn schließlich wegzerrten und zu Boden drückten. Einer von ihnen, ein Nahkampfspezialist, der an der berühmten Schwertmeister-Schule von Ginaz ausgebildet worden war, öffnete eins ihrer verbliebenen Erste Hilfe Päckchen und stellte Deegan mit einem starken Sedativ ruhig.

Der Artilleriedonner setzte sich fort. *Hören die denn nie auf?* Elto hatte das eigenartige niederschmetternde Gefühl, dass er vielleicht bis auf alle Ewigkeit in diesem Hohlenoch eingeschlossen sein würde, gefangen in einem Augenblick, aus dem es kein Entrinnen gab. Dann hörte er die Stimme seines Onkels.

Onkel Hoh, der neben dem klaustrophobischen Schützen kniete, beugte sich vor und flüsterte: »Hör zu. Ich möchte dir eine Geschichte erzählen.« Es war eine Geschichte, die nur für Deegans Ohren bestimmt war, doch die eindringliche Stimme des Spielmanns schien in der dicken Luft zu schimmern. Elto schnappte ein paar Worte über eine schlafende Prinzessin auf, eine verborgene, magische Stadt, einen verschollenen Helden aus Butlers Djihad, der von aller Welt vergessen schlief, bis er sich eines

Tages wieder erhob, um das Imperium zu retten. Als Hoh Vitt mit seiner Geschichte fertig war, starrte Deegan benommen zur Decke.

Elto ahnte, was sein Onkel getan hatte – er hatte das uralte Verbot missachtet und die verbotenen Kratte vom Planeten Jongleur, der alten Heimat der Vitt Familie, eingesetzt. Im schwachen Licht trafen sich ihre Blicke, und Onkel Hons Augen schimmerten angstlich. Gemäß der Konditionierung, die er seit seiner Kindheit durchlaufen hatte, versuchte Elto, nicht weiter darüber nachzudenken, denn auch er war ein Vitt.

Stattdessen rief er sich die Ereignisse wach, die er erst wenige Stunden zuvor durchlebt hatte.

Einige der Harkonnen-Soldaten in den Straßen Arrakeens hatten auf seltsame Weise gekämpft. Die Einheit der Atreides hatte die Lasguns geschultert, um ein Sperrfeuer zu legen. Die summenden Waffen hatten die Luft mit elektrischem Knistern erfüllt, das sich vom urtümlicheren Geräusch der Schreie und dem Trommelfeuer der veralteten Artilleriegeschütze abhob.

Der von Kampfnarben gezeichnete Waffenmeister bewegte sich an vorderster Front und brüllte mit mächtiger, befehlsgewohnter Stimme: »Passt auf! Und unterschätzt *sie* nicht!« Halecks Stimme senkte sich zu einem Knurren, und wenn Elto nicht in der Nähe des Kommandanten gewesen wäre, hätte er seine darauffolgenden Worte gar nicht gehört. »Ihre Formation sieht aus wie bei den Sardaukar!«

Elto schauderte beim Gedanken an die schrecklichen Elitetruppen des Imperators, die als unbesiegbar galten. *Haben die Harkonnens etwa Sardaukar-Kampftechniken erlernt?* Es war verwirrend.

Feldwebel Hoh Vitt packte seinen Neffen an der Schulter und drehte ihn herum, damit er ihn einer anderen

Abteilung zuweisen konnte. Die meisten schienen mehr durch das unerwartete und primitive Granatenbombardement verunsichert zu sein als durch die Tiefflugattacken der feindlichen Thopter.

»Warum benutzen sie Artillerie, Onkel?«, brüllte Elto. Er hatte noch immer keinen einzigen Schuss aus seiner Lasgun abgefeuert. »Solche Waffen sind seit Jahrhunderten nicht effektiv eingesetzt worden.« Zwar war der junge Rekrut in Sachen Kampfmanöver nicht besonders erprobt, aber immerhin hatte er sein Pensum Militärgeschichte gelesen.

»Harkonnen Teufel«, sagte Hoh Vitt. »Immer schmieden sie Pläne, immer fällt ihnen irgendein Trick ein. Verflucht sollen sie sein!«

Ein ganzer Flügel des Palasts von Arrakeen glühte orangefarben, verzehrt von den Flammen im Innern. Elto hoffte, dass die Atreides Familie davongekommen war. Herzog Leto, Lady Jessica, der junge Paul. Er konnte ihre Gesichter immer noch vor sich sehen, ihre stolzen, aber nicht unfreundlichen Mienen. Er konnte auch jetzt noch ihre Stimmen hören.

Die Straßenschlacht ging weiter. Harkonnen-Eindringlinge in blauen Uniformen rannten über eine Kreuzung, und Hallecks Männer brüllten ihnen eine Herausforderung entgegen. Ohne darüber nachzudenken, feuerte Elto seine Waffe auf die feindlichen Truppen ab, und die Luft erstrahlte in einem Spinnennetz blauweißer Linien. Er hantierte an seiner Lasgun herum und feuerte sie erneut ab.

»Richte das verdammte Ding nicht auf mich!«, blaffte Sovich. »Du sollst *Harkonnens* treffen!« Wortlos ergriff Onkel Hoh Eltos Gewehr, legte die Hände des jungen Manns an die richtigen Positionen, setzte alle Einstellungen zurück und klopfte ihm auf den Rücken. Elto legte

wieder an und traf einen blau uniformierten Eindringling.

Um ihn herum wummerten die qualvollen Schreie der Verletzten und mischten sich mit den hektischen Rufen von Ärzten und Gruppenführern. Über all dem brüllte der Waffenmeister mit verkrampften Lippen Befehle und Verwünschungen. Gurney Halleck sah aus, als sei er bereits besiegt, als hätte er seinen Herzog persönlich verraten. Vor Jahren war er einem Sklavenloch der Harkonnens entronnen, hatte bei Schmugglern auf Salusa Secundus gelebt und seinen Feinden Rache geschworen. Doch jetzt konnte der Sänger und Krieger die Situation nicht mehr retten.

Als man sie angriff, hob Halleck beide Hände in die Höhe, um seine Befehle an die gesamte Abteilung zu richten. »Feldwebel Vitt, nehmen Sie ein paar Männer mit in die Schildwalltunnel und bewachen Sie unsere Vorratslager. Sichern Sie Verteidigungspositionen und legen Sie Sperrfeuer, um diese Artilleriegeschütze auszuschalten.«

Ohne daran zu zweifeln, dass man seine Befehle befolgen würde, wandte Halleck sich den Resten seiner Elite einheit zu und bewertete die strategische Lage neu. Elto sah, dass der Waffenmeister seine besten Kämpfer ausgewählt hatte, um ihn zu begleiten. In jenem Augenblick hatte Elto im Herzen gewusst, was er auch jetzt wusste, als er daran zurückdachte. Wenn sein Onkel diese Ereignisse jemals als eine seiner mitreißenden Geschichten erzählen würde, dann wäre sie eindeutig eine Tragödie.

In der Hitze des Gefechts rief Feldwebel Hoh ihnen zu, dass sie im Eiltempo die Hangstraße hinaufrennen sollten. Die Männer aus seiner Abteilung nahmen ihre Waffen und verließen die Mauern von Arrakeen. Im Licht von

Lampen und tragbaren Leuchtgeräten sahen sie Glühwürmchenketten von evakuierten Zivilisten, die versuchten, an der felsigen Wand eine Zuflucht zu finden.

Keuchend, aber nicht gewillt, langsamer zu werden, gewannen sie an Höhe. Elto schaute auf die brennende Garnisonsstadt hinab. Die Harkonnens wollten den Wüstenplaneten zurückerobern und das Haus Atreides ausradieren. Die Blutfehde zwischen den beiden Adelsfamilien ging bis zu Butlers Dschihad zurück.

Feldwebel Vitt griff in eine getarnte Öffnung und gab den Zugangscode ein. Unter ihnen wurde immer noch geschossen. Ein Kampfthopter schoss im Sturzflug am Berghang entlang und hinterließ schwarze Streifen verbrannten Gesteins. Scovich, Flutz und Deegan eröffneten das Feuer, doch der Thopter zog sich zurück, nachdem er ihre Position ermittelt hatte.

Während die übrigen Männer seiner Abteilung in die Höhle hasteten, hielt Elto einen Moment lang auf der Schwelle inne, um die nächstgelegenen Artilleriegeschütze auszumachen. Er sah fünf der riesigen, altertümlichen Kanonen, die Arrakeen wahllos beschossen – es war den Harkonnens egal, wie viel Schaden sie anrichteten. Dann drehten sich zwei der mächtigen Läufe, so dass sie auf den Schildwall zeigten. Flammen schossen daraus hervor, gefolgt von fernem Donnern, und dann stürzten Granaten auf die Höhlenöffnungen.

»Rein da!« brüllte Feldwebel Vitt. Die anderen beeilten sich zu gehorchen, doch Elto war wie festgenagelt. Ein einziger Treffer ließ eine lange Reihe fliehender Zivilisten von der Hangstraße verschwinden, als hätte ein kosmischer Maler mit einem riesigen Pinsel beschlossen, sein Werk auszulöschen. Die Artilleriegeschütze feuerten immer weiter und richteten sich bald auch auf die Position der Soldaten.

Die Reichweite von Eltos Lasgun-Strahl war bei voller Energie mindestens so hoch wie die konventioneller Granaten. Er zielte und feuerte einen Dauerstrahl ab, obwohl er kaum mit großen Ergebnissen rechnete. Doch die Hitze, die vom Strahl ausging, traf auf den altertümlichen Sprengstoff in den geladenen Artilleriegranaten, und die folgenden mehrfachen Explosionen zerrissen die untere Hälfte der Mammutkanone.

Er wandte sich grinsend um und wollte seinem Onkel seinen Triumph zubrüllen – und dann schlug eine Granate aus dem zweiten Geschütz genau über dem Höhleneingang ein. Die Explosion schleuderte Elto tiefer in den Tunnel, während gleichzeitig tonnenweise Gesteinstrümmer herabregneten und ihn teilweise trafen. Die Lawine sandte Schockwellen durch einen ganzen Abschnitt des Schildwalls. Ihre Abteilung war eingeschlossen.

Nach Tagen in der gruftartigen Höhle versagte einer der Leuchtgloben den Dienst und ließ sich nicht wieder aufladen, und die übrigen beiden erhellten die Haupthöhle nur unzulänglich. Der verwundete Elto wurde von dem jungen Arzt mit seinem schwindenden Medikamentenvorrat versorgt. Eltos Schmerzen fühlten sich jetzt nicht mehr wie Glasscherben in seinen Eingeweiden an, sondern waren zu einer sehr kalten Schwärze abgeklungen, die leichter zu ertragen schien – aber wie sehr er sich nach einem Schluck Wasser sehnte!

Onkel Hon teilte seine Sorge, konnte aber sonst auch nichts für ihn tun.

Zu seiner Linken hockten zwei verdrossene Soldaten auf dem Steinboden. Mit den Fingerspitzen hatten sie ein Schachbrettmuster in den Staub gezogen und spielten nun mit hellen und dunklen Steinen eine improvisierte Partie Go – ein Überbleibsel von der alten Erde.

Alle warteten und warteten, nicht darauf, dass man sie rettete, sondern auf den Frieden des Todes, auf ein Entrinnen.

Das Bombardement draußen hatte endlich aufgehört. Ein sehr ungutes Gefühl gab Leto die Gewissheit, dass die Atreides verloren hatten. Gurney Halleck und seine Elitetruppeneinheit waren inzwischen zweifellos tot, der Herzog und seine Familie umgebracht oder gefangengenommen. Keiner der treuen Atreides-Soldaten wagte zu hoffen, dass Leto, Paul oder Jessica entkommen waren.

Signalwärter Scovich ging die Wände ab, starrte in dunkle Felsspalten und auf loses Gestein. Schließlich, nachdem er sorgfältig einen Befehl in die Stimmmuster seiner Distrans-Fledermäuse eingeprägt hatte, ließ er sie frei. Die kleinen Geschöpfe kreisten auf der Suche nach einem Weg in die Freiheit durch die staubige Enge. Ihre hohen Schreie hallten vom porösen Gestein wider, auf der Suche nach einer noch so winzigen Nische. Nach hektischem Flattern und Gleiten verschwanden beide schließlich durch einen Riss in der Decke.

»Wir werden sehen, ob es funktioniert«, sagte Scovich. In seinem Tonfall lag wenig Zuversicht.

Mit schwacher, aber tapferer Stimme rief Leto seinen Onkel heran. Er wandte den größten Teil der ihm verbliebenen Kraft auf, um sich auf einen Ellbogen zu stützen. »Erzähl mir eine Geschichte, wie viel Spaß wir auf unseren Angelausflügen hatten.«

Hohe Vitts Miene hellte sich auf, doch einen Moment später kehrte die Angst in seine Augen zurück. Er sprach langsam. »Auf Caladan. Ja, die alten Zeiten.«

»So lange ist es nicht her, Onkel.«

»Ach, aber es kommt mir so lange vor.«

»Du hast Recht«, stimmte Leto ihm zu. Er und Onkel Vitt waren mit einem Korakel an der Küste entlanggefah-

ren, vorbei an den üppigen Puni-Reisfeldern und auf die offene See hinaus. Sie hatten Tage in der schaumigen Brandungszone dunkler Korallenriffe verbracht, wo sie nach Muscheln tauchten und mit Messern die leicht entzündbaren Knötchen herausbrachen, die man Koralienjuwelen nannte. In jenen magischen Gewässern hatten sie Fächerfische gefangen – eine der großen Delikatessen des Imperiums – und roh gegessen.

»Caladan …«, sagte Schutze Deegan benommen, als er langsam aus seiner Benommenheit erwachte. »Erinnert ihr euch, wie *weit* das Meer war? Es schien die ganze Welt zu bedecken.«

Hoh Vitt war schon immer gut darin gewesen, Geschichten zu erzählen – übernatürlich gut. Er konnte seinen Zuhörern die unglaublichsten Dinge wirklich ersehnen lassen. Hohs Freunde und Familienangehörige machten sich einen Spaß daraus, ihm Ideen zuzuspielen, die er dann aufnahm, um eine Geschichte daraus zu machen. Blut, mit Melange vermengt … ein großes Heighliner-Rennen durch unbekannte Regionen des Faltraums … die universumsweite Weltmeisterschaft im Armdrücken, bei der zwei Zwergenschwestern ins Finale kamen … ein sprechender Schwurm.

»Keine Geschichten mehr, Elto«, sagte der Feldwebel mit ängstlicher Stimme. »Schlaf jetzt.«

»Du bist doch ein Meister von longueur, nicht wahr? Das hast du immer behauptet.«

»Ich rede nicht viel darüber.« Hoh Vitt wandte sich ab.

Seine Vorfahren waren einst stolze Mitglieder einer alten Schule von Geschichtenerzählern des Planeten longueur gewesen. Die Männer und Frauen einer Welt waren früher die wichtigsten Unterhaltungskünstler des Imperiums gewesen. Sie reisten zwischen königlichen Häusern umher und erzählten Geschichten oder sangen Lieder,

um die großen Familien zu unterhalten. Doch das Haus Jongleur fiel in Ungnade, als einige der umherziehenden Geschichtenerzähler sich in Fehden zwischen den Häusern als Doppelagenten erwiesen und ihnen niemand mehr traute. Als die Adligen die Dienste der Unterhaltungskünstler nicht mehr wollten, verlor das Haus Jongleur seinen Status im Landsraad und damit sein Vermögen. Gilden Heighliner steuerten den Planeten nicht mehr an. Gebäude und Infrastruktur einst auf der Höhe des Fortschritts, verfielen. Der Niedergang der Jongleurs hatte zur Folge, dass viele Neuerungen im Bereich der Unterhaltungsindustrie entwickelt wurden, unter anderem Holoprojektoren, Filmbücher und Shigadraht-Rekorder.

»*Jetzt* ist der richtige Zeitpunkt, Onkel. Bring mich zurück nach Caladan. Ich will nicht hier sein.«

»Das kann ich nicht, mein Junge«, antwortete er traurig. »Wir stecken hier alle fest.«

»Lass mich *glauben*, dass ich dort bin, so wie nur du es kannst. Ich will nicht in diesem Erdsloch sterben.«

Mit einem durchdringenden Kreischen kehrten die beiden Distrans-Fledermäuse zurück. Verwirrt flatterten sie durch das Gewölbe, während Scovich versuchte, sie wieder einzufangen. Nicht einmal sie hatten einen Fluchtweg gefunden.

Obwohl die gefangenen Soldaten sich wenig Hoffnung gemacht hatten, ließ das Scheitern der Fledermäuse sie entsetzt aufstöhnen. Onkel Hoh schaute sie an und richtete den Blick dann auf Elto. Seine Miene verhärtete sich zu einem Ausdruck grimmiger Entschlossenheit.

»Rune! Allesamt.« Er kniete sich neben seinen verletzten Neffen. Hohs Augen glänzten von Tränen – oder auch noch von etwas anderem. »Dieser Junge muss hören, was ich ihm zu sagen habe.«

Elto lehnte sich zurück und ließ die Augen halb zufallen, während er sich für die Worte bereitmachte, die ihm Erinnerungsbilder auf die Innenseiten seiner Lider malen würden. Feldwebel Vitt saß steif da, holte mehrmals tief Luft, um sich zu sammeln, sich auf seine außergewöhnliche Fähigkeit einzustimmen und das Feuer der Vorstellungskraft anzufachen. Um die Art von Geschichte zu erzählen, die diese Männer brauchten, muss ein Meister von Longueur zur Ruhe kommen. Er bewegte die Hände und Finger auf althergebrachte Art und Weise, vollführte die Bewegungen, die Generationen von Geschichtenerzählern ihn gelehrt hatten, die rituellen Vorbereitungen, die die Geschichte gut und rein werden ließen.

Fultz und Scovich rutschten unruhig hin und her und rückten dann näher heran, ebenfalls begierig, seinen Worten zu lauschen. Hoh Vitt schaute sie aus glasigen Augen an. Er sah sie kaum, doch er gab ihnen eine barsche Warnung. »Es ist gefährlich.«

»Gefährlich?« Fultz lachte und hob die dreckverschmierte Hand zur matt erleuchteten Decke und den sie umgebenden Felswänden. »Erzähl uns etwas, das wir noch nicht wissen.«

»Nun gut.« Hoh war zutiefst betrübt. Er wünschte, er hätte nicht seine Beziehungen spielen lassen, um Eltos Versetzung in diese prestigeträchtige Einheit zu erwirken. Der junge Mann sah sich noch immer als Außenseiter, doch ironischerweise hatte er – indem er im feindlichen Feuer ausgeharrt und eins der Artilleriegeschütze zerstört hatte – mehr Mut gezeigt als all die kampferprobten Soldaten.

Jetzt verspürte Hoh Vitt das überwältigende Gefühl eines dröhnenden Verlusts. Dieser wunderbare junge Mann, der nicht nur von seinen eigenen Hoffnungen und Träumen erfüllt war, sondern auch die seiner Eltern und seines

Onkels in sich trug, wurde sterben, ohne jemals sein großes Potenzial umgesetzt zu haben. Hoh blickte sich zu den Gesichtern der übrigen Soldaten um, und als er sah, mit welcher Erwartung und Verehrung sie ihn ansahen, verspürte er einen Moment des Stolzes.

Im ländlichen, hügeligen Hinterland von Jongleur, wo Hoh Vitt aufgewachsen war, lebte eine bestimmte Sorte von Geschichtenerzählern. Selbst die Einheimischen verdächtigten diese »Meister von Jongleur« der Zauberei und gefährlicher Machenschaften. Sie konnten Geschichten weben, die wie tödliche Spinnennetze waren, und um ihre Geheimnisse zu beschützen, ließen sie sich bereitwillig meiden und versteckten sich unter einem Mantel des Geheimnisvollen.

»Beeil dich, Onkel«, sagte Elto mit leiser und dünner Stimme.

Feldwebel Vitt beugte sich näher heran und sprach eindringliche Worte. »Du erinnerst dich doch, wie meine Geschichten immer anfangen, nicht wahr?« Er tastete nach den Pulsadern des jungen Mannes.

»Du warnst uns, dass wir nicht zu sehr an sie glauben sollen, dass wir immer daran denken sollen, dass es nur eine Geschichte ist ... sonst kann sie gefährlich werden. Wir könnten den Verstand verlieren.«

»Das sage ich dir auch jetzt, Junge.« Er musterte die dicht aneinandergedrängten Gesichter um sich herum. »Und allen anderen, die zuhören.«

Sovich gab einen abfälligen Laut von sich, doch die anderen schwiegen aufmerksam. Vielleicht glaubten sie, dass seine Warnung nur Teil seiner Erzählung war, dass sie zur Illusion gehörte, die ein Meister von Jongleur erschaffen musste.

Nach einem Augenblick der Stille wandte Hoh die Erinnerungstechniken der Meister von Jongleur an, eine Me-

thode, um große Informationsmengen zu übertragen und für zukünftige Generationen zu erhalten. In dieser Weise rief er sich den Planeten Caladan ins Bewusstsein, beschwor sein Bild bis in die kleinsten Einzelheiten herauf.

»Ich hatte einmal ein Flügelboot«, sagte er mit einem sanften Lächeln, und dann beschrieb er, wie er über die Meere Caladans gesegelt war. Er setzte seine Stimme wie einen Pinsel ein und wählte seine Worte mit Bedacht, wie ein Maler, der seine Pigmente mischt. Er sprach zu Elto, doch seine Geschichte entfaltete eine hypnotische Kraft und hüllte den Kreis der Zuhörer ein wie dünne Rauchschwaden.

»Du und dein Vater haben mich auf meinen einwöchigen Fischzügen begleitet. Ach, das waren Zeiten! Bei Sonnenaufgang aufstehen und bis zum Sonnenuntergang Netze auswerfen. Das goldfarbene Licht der Sonne umrahmte jeden Tag. Ich muss sagen, das wir die Zeit, die wir allein auf dem Meer verbrachten, sogar noch mehr genossen haben als den Fisch, den wir fingen. Die Kameradschaft, die Abenteuer und die urkomischen Missgeschicke.«

In seinen Worten waren unterbewusste Signale verborgen. *Rieche das Salzwasser, das Jod des trocknenden Seetangs. Höre das Flüstern der Wellen, das Platschen eines entfernten Fischs, der zu groß ist, um ihn in einem Stück an Bord zu holen.*

»Nachts, wenn wir allein auf den Seetanginseln den Anker auswarfen, blieben wir lange auf, wir drei, und spielten eine kurze Partie Tri-Schach auf einem Brett aus Flachperlen und Seeohrmuscheln. Die Spielfiguren waren aus den Stoßzähnen südcaladanischer Walrösser geschnitzt. Erinnerst du dich?«

»Ja, Onkel. Ich erinnere mich.«

Die anderen Männer murmelten zustimmend. Die bewegenden Worte des Spielmanns waren für sie ebenso

wirklich wie für den jungen Mann, der diese Ereignisse tatsächlich erlebt hatte.

Lausche den hypnotischen, pulsierenden Liedern der unsichtbaren Murmonen – verborgen hinter einer Nebelwand, die über das ruhige Wasser treibt.

Das Leichentuch aus Schmerz, das Elto einhüllte, löste sich auf, und er wurde an einen anderen Ort, in eine andere Zeit getragen, weit weg von dieser Hölle. Die ausgedörrte, staubige Luft roch erst dunstig, dann kühl und feucht. Als er die Augen schloss, spürte er die liebevolle Berührung einer caladamischen Brise an den Wangen. Er roch die Nebel seiner Geburtswelt, spürte den Frühlingsregen im Gesicht, sah Wellen, die an seinen Füßen leckten, während er auf dem felsigen Strand unterhalb der Atreides-Burg stand.

»Als du jung warst, bist du gern ins Wasser gesprungen, hast lachend und nackt mit deinen Freunden geschwommen. Erinnerst du dich?«

»Ich …« Elto spürte, wie seine Stimme mit denen der anderen verschmolz, eins mit ihnen wurde. »Wir erinnern uns«, murmelten die Männer andächtig. Die Luft um sie herum war mittlerweile dick und stickig, der Großteil des Sauerstoffs aufgebraucht. Ein weiterer Leuchtglobus erlosch. Doch das bemerkten die Männer nicht. Ihr Schmerz war betäubt.

Sieh, wie das Flügelboot einer Messerflosse gleich im blendenden Sonnenlicht dahintaucht und dann seinen Weg durch eine warme Brise unter einem bewölkten Himmel fortsetzt.

»Früher bin ich schwimmend auf den Wellen geritten«, sagte Elto mit einem leisen, erstaunten Lächeln.

Fultz hustete und brachte seine eigenen Erinnerungen ein. »Ich habe einmal einen Sommer auf einem kleinen Bauernhof mit Blick aufs Meer verbracht. Wir haben dort

Paradan Melonen geerntet. Habt ihr schon mal eine Paradan Melone gegessen, die frisch aus dem Wasser kommt? Die süßeste Frucht des Universums.«

Selbst Deegan, der noch immer halb benommen war, beugte sich vor. »Ich habe einmal einen Elecran gesehen, spät nachts und weit entfernt. Oh ja, sie sind selten, aber es gibt welche. Sie sind nicht nur Seemannsgarn. Er sah aus wie ein elektrischer Sturm auf der Wasseroberfläche, nur lebendig. Glücklicherweise ist das Ungeheuer nicht näher herangekommen.« Obwohl der Schütze erst vor kurzem in heillose Panik verfallen war, waren seine Worte jetzt von so andächtigem Ernst erfüllt, dass niemand an ihnen zweifelte.

Schwimm durchs Wasser, spüre, wie es deinen Körper liebkost. Stell dir vor, am ganzen Körper nass zu sein, vom Meer umgeben. Die Wellen umfangen dich, halten dich fest und beschützen dich wie die Arme einer Mutter.

Die beiden Distrans Fledermäuse, die immer noch nicht in den Käfig des Signalwärters zurückgekehrt waren, hatten seit Stunden an der Decke gehangen, doch nun erzitterten sie und fielen herab. Die Luft in ihrem Grab war fast vollständig verbraucht.

Elto dachte an die alten Zeiten in Cala City zurück, an die Geschichten, die sein Onkel den bezauberten Gästen seiner Familie vortrug. In jeder dieser Geschichten zwang Onkel Hoh sich an mehreren Punkten zu Unterbrechungen. Er hatte immer sehr darauf geachtet, seine Zuhörer daran zu erinnern, dass es *nur eine Geschichte* war.

Doch diesmal macht Hoh Witt keine Pausen.

Als Elto das auffiel, hatte er einen Moment lang Angst, wie ein Träumer, dem es nicht gelingt, aus einem Alptraum zu erwachen. Aber dann gestattete er sich aufzugeben. Obwohl er kaum noch atmen konnte, zwang er

sich zu sagen »Ich gehe ins Wasser ich tauche tiefer hinab ...«

Dann konnten alle Eingeschlossenen die Wellen horen, das Wasser riechen und sich an das Flustern der Meere Caladans erinnern

Das Flustern wurde zu einem ohrenbetaubenden Rauschen.

In den samtenen Schatten einer klaren Nacht auf dem Wustenplaneten heben sich Fremen Plunderer uber den Kamm des Schildwalls in die Trummer hinab Destil anzuge verwischten ihre Gestalten und gestatteten es ihnen, wie Kafer in Felsspalten zu verschwinden

Unter ihnen in Arrakeen hatte man die meisten Feuer bereits geloscht, doch um die Schaden hatte sich noch niemand gekummert Die neuen Harkonnen-Herren waren zu ihrem traditionellen Regierungssitz in Carthag zuruckgekehrt Sie wurden die zernarbte Stadt der Atreides ein paar Monate lang als offene, schwarze Wunde zurucklassen als Erinnerung fur das Volk

Die Fehde zwischen den Hausern Atreides und Harkonnen bedeutete den Fremen nichts - alle Adelsfamilien waren unerwunschte Eindringlinge auf dem geheiligten Wustenplaneten, den die Fremen schon Jahrtausende zuvor, nach der Zeit der Wanderungen fur sich beansprucht hatten Jahrtausendelang hatte dieses Volk das Wissen seiner Vorfahren bewahrt, darunter auch das alte terranische Sprichwort, dass jedes Ungluck auch sein Gutes hat, dass es immer einen Silberstreif am Horizont gab Die Fremen wurden das Blutvergießen der koniglichen Hauser zu ihrem eigenen Vorteil nutzen Die Todesdestillen zu Hause im Sietch wurden sich an den Kriegsopfern laben

Harkonnen Patrouillen suchten die Umgebung ab, doch die Soldaten interessierten sich kaum fur die verstohlenen

Fremen. Sie verfolgten und töteten sie nur zum Spaß und gaben sich keine ernsthafte Mühe, sie auszulöschen. Auch die im Schildwall eingeschlossenen Atreides-Leute beachteten die Harkonnens nicht weiter, weil sie davon ausgingen, dass keiner von ihnen überlebt haben konnte. Also ließen sie ihre Leichen in den Trümmern zurück.

Aus der Sicht der Fremen wussten die Harkonnens ihre Ressourcen offenbar nicht zu schätzen.

Mit bloßen Händen und metallenen Grabwerkzeugen machten sich die Plünderer gemeinsam an die Ausgrabung und legten einen schmalen Tunnel zwischen den Felsen frei. Nur ein paar schwache Leuchtgloben schwebten neben den Grabenden und spendeten dürftiges Licht.

Durch Lotung und genaue Beobachtungen in der Nacht des Angriffs wussten die Fremen, wo sich die Opfer befanden. Ein Dutzend hatten sie bereits geborgen, ebenso wie ein wertvolles Vorratslager, doch jetzt waren sie auf etwas sehr viel Kostbareres aus: auf das Grab einer ganzen Abteilung Atreides-Soldaten. Die Wüstenleute plagten sich stundenlang, schwitzten die Absorptionsschichten ihrer Destillanzüge durch und tranken nur dann und wann ein paar Tropfen wiederaufbereiteter Flüssigkeit. Die Feuchtigkeit in diesen Leichen würde ihnen viele Wasserringe einbringen und die Fremen-Plünderer reich machen.

Als sie in die Höhle durchbrachen, betraten sie einen klammen Steinsarg, der vom Geruch des Todes erfüllt war. Einige der Fremen schrien auf oder murmelten leise Gebete an den Shai-Hulud, doch andere stiefen weiter vor und verstärkten das Licht der Leuchtgloben, nachdem die Nachtpatrouillen sie nicht mehr sehen konnten.

Die toten Atreides-Soldaten lagen nahe beieinander, als wären sie bei einem sonderbaren Selbstmordritual gestorben. Ein Mann saß genau in der Mitte der Gruppe, und als

der Anführer der Fremen ihn bewegte, fiel er auf die Seite, und ein Schwall Wasser drang aus seinem Mund. Der Fremen kostete davon. Salzwasser.

Nun wichen die Plünderer völlig verängstigt zurück.

Vorsichtig untersuchten zwei junge Männer die Leichen und stellten fest, dass die Uniformen der Atreides-Soldaten warm und nass waren und nach Mehltau und Schimmel rochen. Ihre toten Augen waren weit aufgerissen, doch in ihrem starren Blick lag Zufriedenheit statt des zu erwartenden Schreckens, als hätten sie gemeinsam eine religiöse Erfahrung durchlebt. Alle toten Atreides-Soldaten hatten klamme Haut – und als die Fremen sie aufschnitten, kam etwas noch Seltsameres ans Licht.

Die Lungen dieser Toten waren voller Wasser.

Die Fremen flohen, ließen ihre Beute zurück und verschlossen die Höhle wieder. Später wurde sie zu einem legendären verbotenen Ort, dessen Geschichte unter den Fremen von Generation zu Generation weitergegeben wurde und bei jedem neuen Hörer Staunen erntete.

Irgendwie waren all diese Atreides-Soldaten, eingeschlossen in einer lichtlosen Höhle in der trockenen Wüste, *ertrunken*.

Harkonnen-Hatz

Eine Geschichte aus Butlers Dschihad

Die Raumjacht der Harkonnens verließ die familieneigenen Werke auf Hagal und durchquerte den interstellaren Abgrund in Richtung Salusa Secundus. Völlig lautlos flog das stromlinienförmige Schiff dahin, während in seinem Innern eine regelrechte Salve zorniger Schreie widerhallte.

Der ernste und gestrenge Ulf Harkonnen, der die Jacht steuerte, brachte es fertig, sich auf die Unwägbarkeiten des Weltalls und die unablässige Bedrohung durch die Denkmaschinen zu konzentrieren und dabei seinem einundzwanzigjährigen Sohn Piers noch Vorträge zu halten. Doch dann fuhr seine Frau Katarina, die eine zu gute Seefrau war, um den Namen Harkonnen zu tragen, dazwischen und meinte, dass sie sich nun lange genug gezankt hätten. »Es bringt doch nichts, wenn du weiter herumbrüllst und ihm Vorwürfe machst, Ulf.«

Dagegen protestierte der ältere der beiden Harkonnens mit Nachdruck.

Piers hingegen blieb wutschnaubend sitzen und zeigte keinerlei Reue. Die grausame Haltung, die seine adelige Familie von ihm erwartete, lag nicht in seinem Naturell, auch wenn sein Vater alles tat, um ihn zu provozieren. Ihm war klar, dass Ulf ihn während der gesamten Heimreise triezen und demütigen würde. Der sture Alte dachte nicht im Traum daran, sich zu fragen, ob nicht die etwas menschlicheren Methoden, die seinem Sohn vorschwebten, letztlich vielleicht effizienter sein könnten als die starre herkömmliche Vorgehensweise.

Wutend kraliten sich Ults Hande um die Steuerknuppel des Schiffs, und er knurrte seinen Sohn an »*Denkmaschinen* sind effizient Menschen sind nur dazu da, benutzt zu werden, vor allem Gesindel wie unsere Sklaven auf Hagal. Wann bekommst du das endlich mal in deinen Schadel « Er schuttelte den großen kantigen Kopf »Manchmal denke ich, dass ich den Genpool saubern sollte, indem ich dich beseitige, Piers «

»Worauf wartest du dann noch?«, gab Piers trotzig zuruck Sein Vater setzte auf klare Entscheidungen, fur ihn gab es auf jede Frage eine eindeutige Antwort, und er war der Uberzeugung, dass aus seinem Sohn nur etwas werden konnte, wenn er ihn demutigte

»Ich kann nicht, weil dein Bruder Xavier zu jung ist, um das Erbe der Harkonnens anzutreten Du bist meine einzige Hoffnung — zumindest vorlaufig Aber ich hoffe noch immer, dass du eines Tages begreifst, was du deiner Familie schuldig bist Als Adliger bist du dazu bestimmt zu befehlen und nicht dazu, den Arbeitern deine Weichherzigkeit zu beweisen «

»Ulf, du bist vielleicht nicht mit den Anderungen einverstanden, die Piers auf Hagal vorgenommen hat«, flehte Katarina, »aber immerhin hat er alles genau durchdacht und ein neues Verfahren ausprobiert Mit der Zeit hatte es vielleicht zu großerer Produktivitat gefuhrt.«

»Und bis dahin ware das Haus Harkonnen pleite gewesen « U.f richtete einen Wurstfinger wie eine Waffe auf seinen Sohn »Piers diese Leute haben dich furchtbar ausgenutzt, und du kannst von Gluck sagen, dass ich rechtzeitig gekommen bin, um großeren Schaden zu verhindern Wenn ich dir genaue Anweisungen gebe, wie unsere Familienbesitztumer zu leiten sind, verbitte ich mir irgendwelche besseren Ideen «

»Ist dein Verstand schon so versteinert, dass du überhaupt keine neuen Ideen mehr begreifen kannst?«, fragte Piers.

»Du hast gestörte Instinkte und viel zu naive Vorstellungen von der Natur des Menschen.« Mit einem frustrierten Schnauben schüttelte Ulf den Kopf. »Er schlägt ganz nach dir, Katarina – das ist das Problem.« Piers hatte das schmale, zierliche und ausdrucksstarke Gesicht seiner Mutter und ihre vollen Lippen – und keinerlei Ähnlichkeit mit Ulfs von struppigen grauen Haaren gesäumter, stumpfsinniger Miene. »Du taugst mehr zum Dichter als zum Harkonnen.«

Obwohl das als schwere Beleidigung gemeint war, gab ihm Piers insgeheim Recht. Schon seit jeher hatte der junge Mann gern Geschichten aus dem Alten Imperium gelesen, aus den sorglosen Tagen der Dekadenz, bevor die Denkmaschinen viele zivilisierte Sternensysteme erobert hatten. Als Schriftsteller oder Geschichtenerzähler hätte Piers gut in diese Zeiten gepasst.

»Ich habe dir eine Chance gegeben, mein Sohn, und gehofft, dass ich mich auf dich verlassen kann. Aber jetzt weiß ich es besser.« Die schwieligen Hände zu Fäusten geballt, erhob sich der ältere Harkonnen. »Diese Reise war ein einziger Reinfall.«

Katarina versuchte, ihn zu beruhigen, indem sie ihm den breiten Rücken streichelte. »Ulf, wir passieren gerade das Caladan System. Du hast doch gesagt, dass du dort Halt machen wolltest, um dich nach neuen Erwerbsquellen umzuschauen – vielleicht in der Fischerei?«

Ulf ließ die Schultern sinken. »Na schön, wir machen einen Abstecher nach Caladan und sehen uns um.« Ruckartig fuhr sein Kopf in die Höhe. »Aber in der Zwischenzeit bleibt dieser Schandfleck von einem Sohn in der Rettungskapsel eingesperrt. Eine Arrestzelle haben wir ja

leider nicht an Bord. Das soll ihm eine Lehre sein. Wenn er seine Pflichten nicht ernster nimmt, wird aus ihm nie ein richtiger Harkonnen.«

Gekränkt hockte Piers in der behelfsmäßigen Zelle mit den cremefarbenen Wänden und den silbernen Schaltflächen und starrte durch das kleine Bullauge nach draußen. Wie er es verabscheute, mit seinem dickköpfigen Vater zu streiten. Die starren alten Methoden der Harkonnens waren nicht immer die besten. Warum sollte man nicht versuchen, die Arbeiter respektvoll zu behandeln, statt ihnen harte Lebensbedingungen und drastische Strafen aufzuzwingen?

Arbeiter. Er erinnerte sich daran, wie sein Vater auf diese Bezeichnung reagiert hatte. »Fehlt nur noch, dass du sie Erwerbstätige nennst. Das sind *Sklaven*«, hatte Ulf ihn im Büro des Vorarbeiters auf Hagal angebrüllt. »Sie besitzen keine Rechte.«

»Aber ihnen stehen welche zu«, hatte Piers erwidert. »Schließlich sind sie Menschen und keine Maschinen.«

Nur mit Mühe hatte Ulf sich beherrschen können. »Am liebsten würde ich dich so verdreschen, wie mein Vater mich verdroschen hat, und dir Verantwortungsgefühl einbläuen, bis es dir leidtut. Das ist kein Spiel. Du packst auf der Stelle deine Sachen, Junge. Sofort ins Schiff mit dir!«

Wie ein gescholtenes Kind hatte Piers gehorcht.

Er wünschte sich, seinem Vater nur ein einziges Mal auf Augenhöhe gegenübertreten zu können. Doch immer, wenn er es versuchte, gab Ulf ihm das Gefühl, dass er die Familie im Stich ließ und stellte ihn als Drückeberger hin, der ihr schwer verdientes Vermögen verschleuderte.

Um ihn zum künftigen Oberhaupt der Familiengeschäfte der Harkonnens heranzubilden, hatte sein Vater ihn mit

der Leitung der Besitztümer auf Hagal betraut. Für Piers war diese Aufgabe ein wichtiger Schritt gewesen, denn sie brachte ihm völlige Weisungsbefugnis über die Blattdiamantindustrie. Eine Chance, eine Prüfung. Allerdings war man stillschweigend davon ausgegangen, dass er die Geschäfte so weiterführte, wie sie seit jeher geführt worden waren.

Die Harkonnens besaßen die Förderrechte für sämtliche Blattdiamantvorkommen auf dem dann besiedelten Planeten Hagal. Die größte Mine erstreckte sich über einen ganzen Canyon. Piers konnte sich gut daran erinnern, wie das Sonnenlicht über die glasigen Klippen getanzelt war und sich auf den prismatischen Oberflächen gebrochen hatte. Etwas Schöneres hatte er noch nie gesehen.

Die Felsen bestanden aus reinem Blattdiamant, an dessen Ränder blaugrüne Quarzlinien wie unregelmäßige Bilderrahmen verliefen. Darüber krochen von Menschen gesteuerte Schürfmaschinen, die wie dicke silberne Insekten aussahen. Da sie über keine künstliche Intelligenz verfügten, galten sie als ungefährlich. Die Geschichte hatte gelehrt, dass selbst die harmloseste KI sich irgendwann gegen die Menschheit wenden konnte. Ganze Sonnensysteme befanden sich mittlerweile unter der Herrschaft teuflisch intelligenter Maschinen. In jenen finsteren Sektoren des Universums waren Menschen lediglich Sklaven, die den Befehlen ihrer mechanischen Herren gehorchten.

An geeigneten Punkten der schimmernden Felsoberfläche saugten sich die Schürfmaschinen fest und lösten diamanthaltiges Material heraus, indem sie natürliche Bruchstellen mit Schallwellen bearbeiteten. Mit den gewonnenen Diamantblättern in den Krallen kletterten die stumpfsinnigen Maschinen die Klippen hinab zu den Laderampen.

Diese Fördermethode war effizient, auch wenn der Einsatz von Schaufeln manchmal dazu führte, dass Diamantblätter zerbrachen. Doch nachdem Piers die Sklaven am Gewinn beteiligt hatte, waren solche Pannen viel seltener geworden. Die Arbeiter schienen sorgfältiger zu Werke zu gehen, wenn sie selbst etwas davon hatten.

Während er den Betrieb auf Hagal geleitet hatte, war Piers die Idee gekommen, die Gefangenenkolonnen ohne ständige Aufsicht und die bei den Harkonnens üblichen Maßregelungen arbeiten zu lassen. Etliche Sklaven nahmen das auf Motivation beruhende System an, aber es entstanden auch neue Probleme. Einige Sklaven nutzten die weniger strenge Bewachung aus, um davonzulaufen. Andere waren faul oder schlecht organisiert und warteten ständig darauf, dass man ihnen sagte, was sie tun sollten. Deshalb nahm die Produktivität zunächst ab, doch Piers war überzeugt, dass die Fördermengen das bisherige Maß bald wieder erreichen und letztlich sogar übersteigen würden.

Doch bevor es so weit gekommen war, war sein Vater zu einem Überraschungsbesuch auf Hagal eingetroffen. Und solange die Erträge gering waren, interessierte sich Ulf Harkonnen nicht die Spur für innovative Ideen oder menschenfreundliche Verbesserungen.

Ihren jüngeren Sohn Xavier hatten seine Eltern auf Salusa in der Obhut eines freundlichen, altmodischen Paares zurücklassen müssen. »Mir graust es bei der Vorstellung, unser Sohn könnte von *denen* erzogen werden. Emil und Lucile Tantor können einfach nicht streng sein.«

Beim heimlichen Lauschen hatte Piers erfahren, weshalb sein intriganter Vater seinen kleinen Bruder bei den Tantors gelassen hatte. Weil das alte Paar noch immer kinderlos war, versuchte der verschlagene Ulf, ihre Gutmütigkeit auszunutzen. Er hoffte, dass die Tantors ihr Vermögen

schließlich ihrem lieben »Patenkind« Xavier vererben wurden.

Piers verabscheute die Art, wie sein Vater Menschen ausnutzte, ganz gleich, ob sie Sklaven, Adelige oder sogar Mitglieder seiner eigenen Familie waren. Es war ekelhaft. Doch im Moment, solange er in der engen Rettungskapsel festsaß, konnte er nichts dagegen tun.

Aufgrund ihrer Programmierung waren die Denkmaschinen unnachgiebig und ließen sich durch nichts beirren. Doch nur menschliche Grausamkeit konnte genug erbitterten Hass hervorbringen, um einen tausendjährigen Vernichtungskrieg anzufachen.

Obwohl die Cymeks – Hybridmaschinen mit einem menschlichen Geist – dem allgegenwärtigen Computergehirn Omnius widerwillig hörig waren, verbrachten sie ihre Zeit häufig damit, zwischen den Sternen zu jagen. Sie fingen frei lebende Menschen und brachten sie als Sklaven auf die Synchronisierten Welten. Oder sie töteten sie zum Vergnügen.

Einst hatte der Anführer der Cymeks, ein General, der den ehrfurchtgebietenden Namen Agamemnon angenommen hatte, die Schar Tyrannen befehligt, die das marode Alte Imperium erobert hatte. Da diese Tyrannen unerbittliche Soldaten waren, programmierten sie ihre untergebenen Roboter und Computer so um, dass sie nach Eroberung strebten. Als sein sterblicher Menschenleib schließlich alt und gebrechlich geworden war, hatte Agamemnon sich das Gehirn herausoperieren und es in einen Konservierungsbehälter implantieren lassen, den er in unterschiedlichste maschinelle Körper einsetzen konnte.

Mehrere Jahrhunderte hatten Agamemnon und die anderen Tyrannen herrschen wollen – doch dann hatten die auf Feindseligkeit programmierten Computer die Macht

an sich gerissen und die Sorglosigkeit der Tyrannen ausgenutzt. Seither herrschte das Omnius-Netzwerk über die Reste des Alten Imperiums und knechtete sowohl die Cymek-Tyrannen als auch die Reste der unterdrückten Menschheit.

Seit mehreren Jahrhunderten waren Agamemnon und die anderen Eroberer nun schon gezwungen, dem elektronischen Allgeist zu dienen, ohne jede Hoffnung auf den Rückgewinn ihrer Macht. Ihr größtes verbliebenes Vergnügen bestand darin, umherstreunende Menschen aufzuspüren, denen es gelungen war, sich der Maschinenherrschaft zu entziehen. Dennoch handelte es sich um eine für den Cymek-General höchst unbefriedigende Art und Weise, seiner Frustration Luft zu machen.

Sein Hirnbehälter war in ein Aufklärungsschiff installiert, mit dem er eine Zone erkundete, in der Angehörige der menschlichen Liga lebten. Sechs Cymeks begleiteten den General, als sie ein kleines Sonnensystem streiften, in dem sie wenig Interessantes fanden, wenn man von einer einzigen für Menschen bewohnbaren Welt absah, die großenteils von Wasser bedeckt war.

Doch dann entdeckten Agamemnons Langstreckensensoren ein fremdes Schiff. Ein *menschliches* Schiff.

Er erhöhte die Auflösung und machte seine Begleiter auf das Ziel aufmerksam. Mit vereintem Sensoreneinsatz triangulierten sie die Position des Objekts, und Agamemnon erkannte, dass es sich bei dem einsamen Schiff um eine kleine Jacht handelte. Ihre komplexe Konfiguration und ihre Machart ließen darauf schließen, dass die Passagiere bedeutende Mitglieder der Liga waren, reiche Kaufleute – vielleicht sogar blasierte Adelige, die begehrteste Jagdbeute.

»Genau darauf haben wir gewartet«, sagte Agamemnon.

Die Cymek Schiffe setzten einen neuen Kurs und beschleunigten. Agamemnons Gehirn war durch Elektroden mit seinem Schiff verbunden, und so steuerte er es wie einen riesigen Raubvogel auf sein hilfloses Opfer zu. Er hatte auch eine Lautmaschine an Bord, einen Kriegerkörper, der bei Gefechten auf der Planetenoberfläche eingesetzt werden konnte.

Die erste Salve der Cymek Schiffe traf die Jacht der Liga völlig unvorbereitet. Ihr todgeweihter Steuermann bekam nicht einmal die Gelegenheit zu einem Ausweichmanöver. Kinetische Geschosse schrammten an der Hülle entlang und hämmerten gegen eines der Triebwerke, doch der Schutzschild bewahrte das Schiff vor ernsthaften Schäden. Erneut flogen die Cymek-Schiffe einen Angriff und feuerten diesmal Detonationsgeschosse ab, wodurch die Jacht ins Trudeln geriet. Noch war sie unbeschädigt, aber orientierungslos.

»Passt auf, Jungs«, sagte Agamemnon. »Wir wollen unsere Beute doch nicht zerstören.«

So weit entfernt von den Synchronisierten Welten, an den Rändern des Territoriums der Liga, hatten die freien Menschen offenbar nicht damit gerechnet, auf feindliche Jäger zu treffen. Vor allem der Kapitän der Jacht war unachtsam gewesen. Ihn zu besiegen wäre beinahe beschämend. Agamemnons Cymek-Jäger erhofften sich größere Herausforderungen, eine unterhaltsamere Hatz.

Der Kapitän des Menschenschiffs bekam sein angeschlagenes Gefährt wieder unter Kontrolle, beschleunigte mit Kurs auf das abgelegene Sonnensystem und floh in Richtung der Wasserwelt. Dabei feuerte er eine Salve Granaten ab, die mit blendenden Lichtblitzen explodierten. Die Sprengkörper richteten zwar keinen nennenswerten physischen Schaden an, aber sie jagten statische Störimpulse durch die Sensoren der Cymek-Schiffe. Agamem-

nons Cymek Gefolgsleute sandten eine Flut phantasievol ler Flüche aus. Zu seiner Überraschung antworteten ihre menschlichen Opfer mit trotziger, rauer Stimme und eben so viel Geifer.

Agamemnon lachte leise und übertrug einen Gedan kenbefehl. So machte es schon viel mehr Spaß. Das Jagd schiff, das Teil seines imaginären Körpers war, preschte vor wie ein wildes, unbändiges Pferd. »Hinterher!« Das gefiel den Cymeks, und sie schossen auf das bedauernswerte Menschenschiff zu.

Um seinen Verfolgern zu entgehen, flog der hilflose Steuermann ein paar Standardmanöver. Agamemnon hielt sich zurück, um herauszufinden, ob der Mensch tatsächlich unerfahren war oder ob er die Cymeks nur einlullen wollte, damit sie sich in einem falschen Gefühl der Überlegenheit wiegten.

So stürzten sie der friedlich daliegenden blauen Welt entgegen, die laut Borddatenbank Caladan hieß. Der Planet erinnerte Agamemnon an die blaue Iris seiner einstigen Menschenaugen. Seither waren so viele Jahrhunderte vergangen, dass sich der Cymek General nur noch an wenige Einzelheiten seiner ursprünglichen Gestalt erinnern konnte.

Er hätte dem Steuermann ein Ultimatum senden können, aber Menschen und Cymeks wussten nur zu gut, was in diesem schon lange schwelenden Konflikt auf dem Spiel stand. Die Raumjacht eröffnete das Feuer, doch die armseligen Geschosse eigneten sich bestenfalls dazu, lästige Meteoriten aus der Bahn zu schießen, nicht aber zum Einsatz in offenen Kampfhandlungen. Sollte dieses Schiff tatsächlich einem Adeligen gehören, musste es deutlich besser gerüstet sein. Lachend amüsierten sich die Cymeks über ihr Opfer und wähnten sich in keiner Gefahr.

Sobald sie sich naherten, feuerte der verzweifelte Steuermann eine weitere Salve ab. Scheinbar handelte es sich um die gleichen Mückenstich-Geschosse wie zuvor, doch Agamemnon machte eine leichte Abweichung aus. »Vorsicht, ich habe den Verdacht …«

Vier Minen mit Annäherungszünder und je zehnmal so starker Raumladung wie die bisherigen Artilleriegeschosse explodierten und verursachten gigantische Schockwellen. Zwei der Cymek-Jäger erlitten Schäden an der Außenhülle, und einer wurde zerstört.

Nun verlor Agamemnon die Geduld. »Zieht euch zurück! Aktiviert die Schutzschilde!«

Doch der Kapitän der Jacht stellte das Feuer ein, obwohl sich einer der überlebenden Cymeks kaum noch von der Stelle bewegen konnte und ein leichtes Ziel gewesen wäre. Offenbar war ihrer Menschenbeute die Munition ausgegangen. Oder war das wieder nur eine Finte?

»Unterschätzt dieses Gesindel nicht!«

Agamemnon hatte gehofft, die freien Menschen einzufangen und sie Omnius zu übergeben, damit dieser Experimente und Untersuchungen an ihnen vornehmen konnte. »Wildlebende« Exemplare dieser Spezies unterschieden sich von denen, die seit Generationen in Knechtschaft lebten. Doch nun war er wütend über den sinnlosen Verlust eines seiner übereifrigen Kameraden und beschloss, dass es die Mühe nicht wert war.

»Zerstört das Schiff!«, übermittelte er seinen fünf verbliebenen Gefolgsleuten. Ohne darauf zu warten, dass die anderen Cymeks sich ihm anschlossen, eröffnete er das Feuer.

Gefangen in der Rettungskapsel blieb Piers nichts anderes übrig, als angstvoll zuzuschauen und sich auf den Tod gefasst zu machen.

Wieder prasselten Cymek-Geschosse auf sie herab. Die lauten Flüche seines Vaters hallten durchs Cockpit, während seine Mutter sich an der Waffenkonsole abmühte. In ihren Augen war keine Furcht, nur Entschlossenheit. Harkonnens zu töten war kein Kinderspiel.

Da Ulf stets argwöhnisch war und gegen jede Gefahr gewappnet sein wollte, hatte er die besten erhältlichen Waffen und Panzerungen einbauen lassen. Doch allein hatte die Jacht keine Chance gegen den gemeinsamen Ansturm von sieben angriffslustigen und bis an die Zähne bewaffneten Cymek-Raubern.

Eingeschlossen in seiner düsteren Zelle konnte Piers in keiner Weise helfen. Durch das Bullauge beobachtete er die angreifenden Maschinen. Seine Familie würde sich sicher nicht mehr lange durchhalten. Selbst sein Vater, der sich nie geschlagen gab, machte den Eindruck, als hätte er kein Ass mehr im Ärmel.

Die Cymeks spürten, dass ihre Beute jeden Augenblick gehetzt war, und kamen näher heran. Immer wieder hallte der Schiffsrumpf von Einschlägen wider. Durch das Bullauge in der Luke sah Piers, wie seine Eltern verzweifelt gestikulierten.

Eine weitere Salve von Cymek-Geschossen durchschlug schließlich die Schutzhülle und beschädigte das Triebwerk. Die Jacht torkelte dem viel zu weit entfernten Planeten entgegen, dessen riesige blaue Wasserflächen durch das weiße Wolkengeflecht hindurchschimmerten. Die Brücke war von Funken erfüllt, und das angeschlagene Schiff geriet ins Schlingern.

Ulf Harkonnen lief seiner Frau etwas zu und taumelte in Richtung Rettungskapsel, wobei er nur mit Mühe das Gleichgewicht hielt. Katarina lief ihm hinterher, doch Piers konnte sich nicht vorstellen, worüber sie noch stritten, da das Schiff ohnehin verloren war.

Weitere Geschosse der Cymeks erschutterten mit dumpfem Aufschlag die Jacht und ließen Ulf uber Deck schlittern. Die verstarkte Hullenpanzerung wurde nicht mehr lange standhalten. Vor der Luke der Rettungskapsel kampfte sich Ulf hoch, und da erkannte Piers plotzlich, dass sein Vater die Tur offnen und sich zusammen mit seiner Frau ebenfalls in die Kapsel fluchten wollte.

Doch Piers las die Worte von den Lippen seiner Mutter ab, als sie ihrem Mann nachrief: »Zu spat!«

In der Rettungskapsel blitzten die Gerateanzeigen auf und durchliefen festzyklen. Piers hammerte gegen die Luke, doch sie war verriegelt. Er konnte ihnen nicht helfen, es gab kein Entrinnen.

Wahrend Ulf noch wie ein Rasender versuchte, die Luke zu offnen, eilte Katarina zur Schaltflache an der Wand und druckte die Aktivierungstaste. Erstaunt und besturzt drehte Ulf sich zu seiner Frau um, die mit den Lippen einen lautlosen Abschiedsgruß an ihren Sohn formte.

Mit einem Ruck wurde die Rettungskapsel in den Raum geschleudert, fort von der dem Untergang geweihten Jacht.

Die Beschleunigung druckte Piers zu Boden, doch er kampfte sich auf allen vieren zur Beobachtungsluke. Wahrend die Rettungskapsel ziellos durch den Raum trudelte, feuerten die Cymek-Rauber hinter ihm eine Salve nach der anderen ab und entfesselten die vereinte Zerstorungswut von sechs zornigen Denkmaschinen.

Mit einer Reihe von Explosionen wurde das Harkonnen-Schiff zu einem blendenden Feuerball und zerfiel in seine Einzelteile, die im Nichts des Raumes zerstoben, erloschen, mitsamt seinen Eltern.

Wie eine Kanonenkugel bohrte sich die Rettungskapsel in die Atmosphare von Caladan und spruhte rote Funken,

während sie sich dem blauen Ozean auf der Sonnenseite des Planeten näherte.

Piers mühte sich mit der Notfallsteuerung ab, aber die Rettungskapsel widersetzte sich ihm, als sei sie selbst eine Maschine, die gegen ihren menschlichen Herrn aufbegehrt. Bei der derzeitigen Geschwindigkeit wurde er die Landung kaum überleben.

Der junge Harkonnen holte gequält Atem und ließ Luft aus den Druckkissen, um den Schubwinkel zu verändern. Er besaß nicht viel Erfahrung im Steuern eines Schiffes, obwohl sein Vater stets darauf bestanden hatte, dass er es lernen sollte. Die entsprechende Fertigkeit war ihm bislang nicht besonders wichtig gewesen, doch jetzt musste er unverzüglich herausfinden, wie die Kontrollen funktionierten.

Als er einen Blick zurückwarf, sah er, dass eins der Cymek-Kampfschiffe ihn verfolgte. Der Atmosphäreneintritt schlug immer mehr Funken, wie Eisenspäne, die von einer Schleifmaschine aufstoben. Um ihn herum wurde die Luft von explodierenden Geschossen des Verfolgers erschüttert, aber getroffen wurde er nicht.

Tief über einer abgelegenen Landmasse schoss Piers auf eine schneebedeckte Bergkette zu, weiterhin vom mordgierigen, feuernden Cymek verfolgt. Schimmernde Gletscher säumten die zerklüfteten Gipfel. Als ein kinetisches Geschoss einen steilen Gebirgskamm traf, wurden Fels und Eis zertrümmert. Da Piers nichts anderes übrigblieb, schloss er tapfer die Augen und flog durch die Trümmer hindurch, die gegen die Kapsel trommelten. Er kam knapp mit dem Leben davon.

Kaum war er über den Felsgrat geschrammt, hörte er eine wuchtige Detonation und sah, wie sich der Himmel hinter ihm in einem orangefarbenen Blitz erhellte. Sein mechanischer Verfolger war außer Kontrolle

geraten. Zerstört, genau wie seine Eltern und ihre Raumjacht.

Doch Piers war klar, dass er noch mehr Feinde hatte, die womöglich ganz in der Nähe waren.

Agamemnon und seine Cymeks scharten sich in einem instablen Orbit um das Wrack der Raumjacht und rekonstruierten die Flugbahn der herausgeschleuderten Rettungskapsel. Sie ermittelten die Stelle, an der sie in die Atmosphäre eingedrungen war und berechneten die Geschwindigkeit, mit der sie heruntergegangen war, und ihren wahrscheinlichen Landeplatz. Der General hatte es nicht eilig – wohin sollte sich der einsame Überlebende auf diesem primitiven Planeten schon wenden?

Allerdings war einer der Cymeks, der von den Annäherungsminen beschädigt worden war, ohne einen entsprechenden Befehl der Rettungskapsel nachgejagt, um sich an ihrem Insassen zu rächen. »General Agamemnon, ich will ihn eigenhändig abknallen.« Einen Augenblick hatte der wütende Anführer gezögert, doch dann gab er ihm das Okay. »Du bekommst die erste Chance. Aber wir anderen werden dir bald folgen.« Agamemnon hielt die restlichen Cymeks so lange zurück, bis er die Analyse abgeschlossen hatte.

Er spielte den Notruf ab, den der adlige Kapitän kurz vor der Zerstörung des Schiffs abgesetzt hatte. Die Nachricht war zwar verschlüsselt, aber der Code war nicht besonders komplex, sodass die Bord-KI sie mühelos dechiffrieren konnte. »Hier spricht Lord Ulf Harkonnen, wir haben unsere Besitztümer auf Hagal verlassen und werden von Denkmaschinen angegriffen. Unsere Überlebenschancen sind gering.«

Was für eine erstaunliche prophetische Begabung. Agamemnon nahm an, dass der Überlebende in der Rettungs-

kapsel ebenfalls ein Mitglied der Adelsfamilie war, wenn nicht gar der Lord selbst.

Vor tausend Jahren, als Agamemnon und seine neunzehn Mitverschworer das Alte Imperium gestürzt hatten, hatten sich mehrere provinzielle Planeten zur Liga der Edlen zusammengeschlossen. Zunächst hatten sie sich gegen die Tyrannen zur Wehr gesetzt und danach gegen Omnius und seine Denkmaschinen. Computer konnte man nicht beleidigen, und sie verspürten keine Rachegelüste, aber die Cymeks hatten menschliche Gemüter und einen menschlichen Geist.

Sollte der Überlebende in der Rettungskapsel auf Calada ein Mitglied der Liga der Edlen sein, wollte der Cymek-General persönlich an seiner Befragung, Folterung und Hinrichtung beteiligt sein.

Einige Minuten später erhielt er einen Funkspruch, den der einzelne Verfolger ausgesandt hatte, kurz bevor er auf der Oberfläche zerschellt war.

»Wie töricht! Das nächste Mal gehen wir es richtig an«, sagte Agamemnon. »Los! Findet ihn, bevor er sich in der Wildnis versteckt. Ich über lasse die Jagd euch vieren, und wer von euch die Beute als Erster zur Strecke bringt, bekommt eine Belohnung.«

Die übrigen Cymek-Schiffe drehten vom Trümmerfeld ab und schossen wie glühende Kanonenkugeln auf die Wolkendecke zu. Der unbewaffnete Flüchtling in seiner schlecht zu steuernden Rettungskapsel würde es bestimmt nicht mehr lange machen.

Plötzlich wurde die Rettungskapsel erschüttert, und eine Sirene ertönte. Auf der Schaltfläche leuchteten mehrere digitale und kristalline Anzeigen auf. Piers bemühte sich herauszufinden, was sie bedeuteten, und bediente entsprechend die unhandliche Steuerung des dahinrasenden

Gefahrts. Als er durch das Bullauge nach oben blickte, sah er braun-weiße Hänge und verlassene, vereiste Kuppen, auf denen sich düstere Wälder mit Schneefeldern abwechselten. Im letzten Moment zog er die Kapsel nach oben, gerade weit genug.

Das kleine Fahrzeug schrammte an riesigen dunklen Nadelbäumen entlang und krachte auf die nur mit einer dünnen Schneeschicht bedeckte Bergtundra. Die Kapsel prallte vom Boden ab und taumelte noch ein Stück durch die Luft, bis sie schließlich in einen lichten Wald stürzte.

Der in ein Schutzkraftfeld gehüllte Piers wurde hin und her geworfen und schrie. Er kämpfte ums Überleben, rechnete jedoch mit dem Schlimmsten. Kurz vor dem ersten Aufprall bildete sich um ihn ein Schaumkissen, das ihn vor ernsthaften Verletzungen bewahrte. Bei der zweiten Bruchlandung riss die Kapsel die gefrorene Schnee- und Erdschicht auf, doch schließlich kam sie ächzend und zischend zum Stillstand.

Nachdem sich der Schaum aufgelöst hatte, rappelte Piers sich auf und wischte sich den übrig gebliebenen Schleim von Kleidern, Händen und Haaren. Er war viel zu zerrüttet, um Schmerz zu empfinden, und er hatte keine Zeit, seine Verletzungen zu begutachten.

Ihm war klar, dass seine Eltern tot waren, ihr Schiff zerstört. Er sah nur verschwommen und hoffte, dass er Blut in den Augen hatte und keine Tränen. Schließlich war er ein Harkonnen. Sein Vater hatte ihn geohrfeigt, wenn er eine Regung der Schwäche gezeigt hatte. Zwar hatte Ulf dem Feind bei seinem fruchtlosen Angriff Verluste beigebracht, aber dort oben trieben sich immer noch mehrere Cymeks herum. Bestimmt würden sie ihm nachjagen.

Piers ließ sich nicht von Panik übermannen, sondern schätzte kühl und in Sekundenschnelle die Situation ein. In seiner Lage musste er entschlossen und kaltblütig han-

deln, wenn er überleben wollte. Wie ein Harkonnen eben. Und es würde ihm nicht viel Zeit bleiben.

In der Rettungskapsel befanden sich zwar einige Notvorräte, aber er durfte hier nicht bleiben. Die Cymeks würden das Gefährt ins Visier nehmen und ihn erledigen. Wenn er erst einmal fort war, gab es kein Zurück mehr.

Piers griff nach dem Verbandskasten und so vielen Nahrungsmittelpaketen, wie er tragen konnte, und verstaute sie in einem elastischen Beutel. Dann öffnete er die Luke der Rettungskapsel und kroch hinaus. Rauch schlug ihm entgegen, und er hörte das Knacken tauchender Feuer, die beim Aufprall von der Hitze entfacht worden waren. Als er Atem holte, strömte ihm eiskalte, beißende Luft in die Lungen. Er schloss die Luke hinter sich, entfernte sich schwankend von der rauchenden Kapsel und begab sich in den spärlichen Schutz einiger Koniferen. Unter seinen Schritten knirschte der matschige Schnee. Bevor er anhielt und sein weiteres Vorgehen überdachte, wollte er erst einmal so weit wie möglich wegkommen.

Sein Vater hätte sich in einer solchen Lage als Erstes um die Familiengüter und die Minen auf Hagal gesorgt. Wer würde die Geschäfte leiten und die Macht der Harkonnens verteidigen, wenn Piers und seine Eltern nicht mehr wären? Doch im Augenblick machte sich der junge Mann mehr Gedanken um sein Überleben. Mit der Geschäftsphilosophie seiner Familie war er ohnehin nie zurechtgekommen.

Er hörte ein schrilles Dröhnen und schaute zum Himmel, wo er vier weiße Flammenschnüre sah, die wie Lenkraketen auf ihn zurasten. Cymek-Landekapseln. Jäger. Die von einem menschlichen Gehirn gesteuerten Maschinen würden ihn in der verlassenen Wildnis aufspüren.

Als die Gefahr sich so plötzlich näherte, bemerkte Piers, dass er eine tiefe Fährte im Schnee hinterließ. Aus einem

hässlichen Schnitt an seinem linken Handgelenk tropfte Blut, und auch von der verwundeten Stirn rann es rot herab. Er hatte seinen Feinden auch gleich eine Straßenkarte dalassen können.

Sein Vater hatte ihm die Lektion in strengem und ungeduldigem Ton beigebracht, aber sie war dennoch wertvoll: *Sei dir immer aller Facetten einer Situation bewusst. Nur weil sich etwas nicht rührt, heißt das noch lange nicht, dass es nicht gefährlich sein kann. Wähne dich niemals in Sicherheit.*

Während er unter den Bäumen stand und hörte, wie die Cymeks sich mit Getöse den Koordinaten näherten, an denen die Rettungskapsel abgestürzt war, schmierte er Wundsiegel auf die Verletzungen, um die Blutungen zu stoppen. *Ein Moment der Eile kann weit mehr Schaden anrichten als ein Moment, den du innehältst, um vorauszuplanen.*

Unvermittelt schlug er eine andere Richtung ein und hielt auf eine Stelle zu, wo kein Schnee lag, weil die Bäume dort ein schützendes Dach bildeten. Auf dem felsigen Grund folgte er absichtlich einem chaotischen Zickzackkurs, weil er hoffte, so seine Verfolger abzuhängen. Er kannte sich hier nicht aus und hatte keine Waffe – aber auch nicht die Absicht, sich geschlagen zu geben.

Piers stieg den Berghang weiter nach oben, bis es nur noch vereinzelte Bäume gab und die Schneedecke dicker war. Als er eine Lichtung erreichte, verschnaufte er kurz und warf einen Blick zurück. Die Landeeinheiten der Cymeks hatten sich um die Rettungskapsel versammelt. Und er war immer noch nicht weit genug von ihnen entfernt und wusste immer noch nicht, wohin er fliehen sollte.

Mit einer Mischung aus Entsetzen und Faszination beobachtete er, wie den gelandeten Schiffen gefederte, trans

portable Laufmaschinen entstiegen, anpassungsfähige mechanische Gehäuse, mit denen die Gehirnbehälter der Cymeks über verschiedenste Geländearten bewegt werden konnten. Wie wütende Taschenkrebse krabbelten die Cymeks über das verschlossene Wrack der Kapsel und brachen die Hülle mit Schneidarmen und Schweißbrennern auf. Als sie niemanden darin fanden, rissen sie das Gefährt förmlich auseinander.

Die Maschinen staksten um die Kapsel herum, und die verschiedenen Sensoren ihrer optischen Fasern leuchteten auf. Sie erfassten seine Fußspuren im Schnee und verfolgten sie bis zu der Stelle, wo er angehalten hatte, um seine Wunden zu versorgen. Mit ihren Scannern war es den Cymeks ein Leichtes, auch die Fußabdrücke im Staub auszumachen, Reste seiner Körperwärme zu erkennen oder anderen Hinweisen nachzugehen. Und so setzten sie die Verfolgung auch über den unverschneiten Grund ziel sicher fort und bewegten sich auf ihn zu.

Er tadelte sich selbst, weil er wegen seiner kurzzeitigen Kopflosigkeit eine derart offensichtliche Fährte hinterlassen hatte, und sprintete weiter den Hang hinauf, wobei er sich ständig nach einem Versteck oder einer Waffe umsah. Im kalten, rauen Klima Canadians fiel ihm das Atmen schwer, und sein Herz pochte heftig, doch er versuchte, nicht darauf zu achten. Ohne anzuhalten, gelangte er erneut in ein schattiges Kiefernwäldchen. Das Gelände stieg immer steiler an, aber die Koniferen standen so dicht, dass er nicht sah, wo genau er hinlief oder wie weit es noch bis zur Spitze des Grats war.

Er fand einige Stöcke und Steinbrocken, doch nichts, womit er den mechanischen Ungeheuern etwas hätte anhaben können, nichts, um sich gegen die schrecklichen Maschinen zu verteidigen. Doch trotz alledem war Piers ein Harkonnen und würde nicht aufgeben. Wenn irgend mög-

lich, wurde er sie bluten lassen. Zumindest wurde er ihnen die Jagd nicht einfach machen.

Weit hinter sich hörte er das Krachen und Knacken splitternder Stämme. Er stellte sich vor, wie die gepanzerten Lautmaschinen der Cymeks sich ihren Weg bahnten. Dem aufsteigenden Rauch nach zu urteilen, setzten sie den Wald sogar in Brand. Umso besser – so zerstörten sie seine schwache Fährte.

Er lief weiter, bis der absteigende Boden felsiger wurde und teils von Eis bedeckt war. An die Bergwand klammerten sich gefährlich überhängende Schneemassen, die sich jeden Augenblick lösen konnten. Hier oben waren die Bäume verkrüppelt und verdreht, und in der Luft hing ein fauliger Schwefelgeruch. Zu seinen Füßen erkannte er gelbliche, brodelnde Pfützen.

Mit gerunzelter Stirn überlegte er, was das zu bedeuten hatte. Ein geothermisch aktives Gebiet. Bei seinen Studien hatte er von solchen Orten gelesen. Sein Vater hatte ihn gezwungen, etwas über geheimnisvolle geologische Anomalien zu lernen, bevor er ihn zu den Minen auf Hagal geschickt hatte. Hierbei musste es sich um vulkanische Aktivität mit heißen Quellen, Geysiren und Ausgasungen handeln – ein gefährlicher Ort, der allerdings so manche Möglichkeit bot, sich gegen größere Feinde zu wehren.

Piers eilte auf den strengen Geruch und den dichter werdenden Nebel zu – in der Hoffnung, dass ihm das einen Vorteil verschaffen würde. Cymek-Augen funktionierten nicht wie Menschenaugen, ihre feinen Sensoren waren für alle Bereiche des Spektrums empfindlich. In den meisten Fällen waren ihm die mechanischen Verfolger deshalb deutlich überlegen. Hier allerdings, wo unversehens Hitzeschwaden über einem sterilen Felsgrund aufstiegen, konnten die Abtaster der Cymeks die Restwärme seiner Fußabdrücke nicht mehr erkennen.

Um seine Verfolger abzuschütteln, rannte Piers durch das nebelig feuchte Niemandsland aus Felsen, Schneeflecken und kahler, verkrusteter Erde auf der Suche nach einem Versteck oder einer Möglichkeit, sich zu verteidigen. Nach stundenlanger Flucht brach er auf einem warmen, von orangefarbenen Flechten überzogenen Felsblock neben einem Spalt zusammen, aus dem zischend Dampf entwich. Er wünschte sich nichts sehnlicher, als neben einer heißen Quelle unter einen Felsvorsprung zu schlüpfen und in einem sicheren Versteck ein paar Stunden zu schlafen.

Aber Cymeks schliefen nicht. Alles, was sie brauchten, um am Leben zu bleiben, war im Elektrafluid ihrer Konservierungsbehälter enthalten. Sie würden in ihrer Jagd nicht innehalten.

Piers brach die Proviantpackung auf und schlang zwei Energieriegel hinunter, doch er zwang sich weiterzugehen, bevor seine Kräfte zurückkehrten. Er musste seinen Vorteil voll ausnutzen und durfte nicht an Boden verlieren.

Auf Händen und Füßen kletterte er steilere Felspartien hinauf und bekam dabei vom Schwefelstaub gelbe Finger. Er wählte die schroffsten Stellen, in der Hoffnung, den Laufmaschinen der Cymeks Schwierigkeiten zu bereiten. Allerdings kam er dort selbst auch nicht besonders schnell voran.

Allmählich kam Wind auf, und Piers schlugen abwechselnd warme und kalte Brisen ins Gesicht. Der Nebel riss auf, und plötzlich war der Blick frei auf die Landschaft, in der er sich befand. Nun schaute er zurück auf die letzten Ausläufer der Konterenwälder, auf vorspringende Felsnadeln und die brodelnden Schwefelpfützen in der Tiefe.

Dann entdeckte er einen einzelnen Cymek, der ihm nachschlich. Offenbar hatten sie sich getrennt, um ihn

einzukreisen, als wäre die Jagd auf ihn nur ein Spiel. In den plötzlich intensiven Strahlen der Nachmittagssonne funkelte der mechanische Körper silbrig. Das Ding war auf der Suche.

Piers war sich bewusst, dass er am Felshang ungeschützt und exponiert war. Deshalb presste er sich so dicht wie möglich ans Gestein und hoffte, nicht gesehen zu werden. Doch schon Sekunden später hatte der Cymek seine Beute im Visier und schoss eine glühende Kugel aus entflammbarem Gel auf ihn ab. Das Geschoss verfehlte Piers und schlug gegen die Felsen, die sofort von Feuer überzogen wurden.

Piers vergaß seine Erschöpfung und kletterte weiter nach oben. Mit schnellen Bewegungen erklomm der Cymek den schroffen Abhang, ohne weiter Zeit und Mühe darauf zu verschwenden, die Fährte des Menschen auszumachen.

Piers saß in der Falle. Rechts und links der schwindelerregende Abgrund mit heißen Schwefelseen und über ihm ein glattes, steiles und gelb angelaufenes Schneefeld. Wenn er erst einmal den Grat erreicht hatte, konnte er von dort Steinbrocken werfen und den Cymek damit vielleicht irgendwie zu Fall bringen. Er sah keine andere Möglichkeit.

Piers kämpfte sich über den Gletscher nach oben, indem er sich mit den Händen festklammerte und versuchte, einen festen Stand zu finden. Seine Schuhe stießen durch die harte Eiskruste, so dass er bei jedem Schritt bis zu den Knien im Schnee versank. Schon bald hatte er kein Gefühl mehr in den gefrorenen Fingern. Die eisige Luft biss in seinen Lungen, doch er kraxelte zügig weiter. Sein tyrannischer Vater hatte ihn verhöhnt, wenn er sich in einer derart dringlichen Lage um solche Wehwehchen gekümmert hatte. Der Gletscher schien sich ewig hinzuziehen, obwohl Piers den Scheitel des messerscharfen Felskamms bereits sehen konnte.

Vermutlich hatten sich die Cymek Jager aufgeteilt, und womoglich hatte er die drei anderen zwischen brockeln dem Gestein und Hitzeschwaden abgeschuttelt. Wenn sie seine Fahrte nicht wiederfanden, wurden sie das Gelande weiter absuchen, unnachgiebig wie Maschinen eben waren. Lediglich einer der Cymeks hatte ihn offenbar rein zufallig gefunden.

Aber auch ein Einzelner dieser monstrosen Feinde war mehr als genug, um ihn zur Strecke zu bringen, und au Berdem stand er bestimmt in Funkkontakt mit den ande ren. Wahrscheinlich waren sie bereits auf dem Weg hier her. Dieser hier schien jedoch entschlossen, Piers ganz allein zu toten.

Unter ihm erreichte der Cymek gerade das Gletscher feld, tastete kurz das Gelande ab und krabbelte dann we iter hinauf. Mit seinen langen Beinen durchstieß er die Schneedecke und kletterte dabei erheblich schneller, als ein Mensch hatte rennen konnen.

Der Cymek hielt an, beugte sich nach hinten und feuer te ein weiteres Flammengeschoss ab. Piers krallte sich in den Schnee, und die Sprengladung riss kaum eine Armeslange vom Leib entfernt einen Krater in den Glet scher. Der heftige Einschlag ließ das gefahrlich uberhan gende Schneefeld erbeben, und es geriet ins Rutschen. Wie Schorf, der sich von einer Wunde lost, brach um ihn herum die Eisdecke. Auf gut Gluck trat er mit dem Fuß nach einer vereisten Schneescholle und hoffte, sie wurde in die Tiefe sturzen und seinen Feind treffen. Doch die ge frorenen Schollen verkeilten sich achzend und knarrend, bis sie schließlich stillagen. Piers holte tief Luft und klet terte weiter.

Wahrend der Cymek weiter aufholte, entdeckte Piers einen Felsuberhang, der aus dem Schnee herausragte. Er wurde hinaufsteigen und sich dem Feind stellen. Viel

leicht konnte er von dort Steinbrocken auf die Maschine werfen – auch wenn ihm klar war, dass ihr das wahrscheinlich nicht viel ausmachen würde.

Nur ein Dummkopf beraubt sich selbst all seiner Möglichkeiten, hatte Ulf Harkonnen zu ihm gesagt.

Bei dem Gedanken stieß Piers ein missmutiges Brummen aus. »Immerhin habe ich länger überlebt als du, Vater.«

Doch dann sah er zu seiner Verwunderung einige Gestalten am oberen Ende des Gletschers, die aussahen wie *Menschen*! Er zählte Dutzende, die am Rande des Schneefelds standen und dem Cymek unverständliche Flüche entgegenschleuderten.

Die Fremden, die sich als Schattenrisse gegen den Himmel abzeichneten, hoben große Zylinder in die Höhe – waren es Waffen? – und schlugen auf sie ein. Wie Donnergrollen oder Explosionen hallte ein lautes Dröhnen von den Bergflanken wider. *Trommeln.*

Die Fremden schlugen Lärm. Zunächst war kein bestimmter Rhythmus auszumachen, aber dann vereinten sich die Schläge zu einem einzigen, pulsierenden Widerhall, einem wummernden Echo, das das gesamte Schneefeld zum Erbeben brachte.

Immer größere Risse bildeten sich in der Eisdecke, und der Gletscher geriet in Bewegung. Die schwere Laufmaschine versuchte verzweifelt, auf den Beinen zu bleiben, als der gefrorene Untergrund ins Rutschen kam.

Piers begriff, was geschehen würde, und duckte sich unter den Felsvorsprung, wo er von allen Seiten durch Steinwände geschützt war. Kaum hatte er sicheren Halt gefunden, als sich die Schneemassen auch schon rauschend und polternd lösten.

Wie eine weiße Flutwelle erfasste die Lawine den Cymek, warf die Laufmaschine um und schleuderte sie krachend

gegen die Felsen. Während der mechanische Feind den Hang hinunterstürzte, schloss Piers die Augen und wartete ab, bis das Grollen seinen Höhepunkt erreicht hatte und wieder abklang.

Als er schließlich unter dem Vorsprung hervorkam und immer noch nicht richtig fassen konnte, dass er überlebt hatte, war die Luft von aufgewirbelten, glitzernden Schneekristallen erfüllt. Obwohl die Schneedecke zweifellos noch unsicher war, kamen die Fremden Hals über Kopf den mit Eisbrocken übersäten Hang heruntergestürzt und brüllten aufgeregt wie Jäger, die gerade ein besonders stattliches Stück Wild erlegt hatten.

Piers konnte immer noch nicht glauben, was er sah. Er stieg auf den Felsen und erkannte am Fuß des Abhangs den Cymek, der zappelnd und schwer angeschlagen auf dem Rücken lag. Die Lawine hatte ihn mit der Wucht eines schweren Geschützes getroffen. Der mechanische Körper war verbeult, verbogen und zerschmettert, doch er versuchte immer noch, sich aufzurichten.

Obwohl die Wilden nur notdürftige, aus unterschiedlichstem Material zusammengestückelte Kleidung trugen, hatten sie nicht etwa Speere und Keulen bei sich, sondern recht hochentwickelte Werkzeuge. Vier junge Männer – vermutlich Späher – liefen zur Baumgrenze am Rand des aufgebrochenen Eisfelds, um nach weiteren Cymeks Ausschau zu halten.

Unterdessen stürzten sich die anderen Eingeborenen wie Hyänen mit Schneidgeräten und Zangen auf die verkrüppelte Maschine. Sandte der mechanische Jäger seinen drei Kameraden gerade einen Hilferuf? Schnell zertrümmerten die Wilden die Funkantennen des Cymeks. Danach zerlegten sie mit verblüffender Geschwindigkeit seine zappelnden Beine. Der Cymek versuchte, erneut ein Flammengeschoss abzufeuern, doch die caladanischen

Ureinwohner montierten ihm in Windeseile den Waffenarm ab.

Aus dem Sprachmodul des Cymek drang eine Tirade wütender Flüche und Drohungen, doch die Wilden achteten nicht darauf und zeigten auch sonst keine Furcht. Emsig nahmen sie die Hydraulik auseinander, entfernten Glasfaserkabel und neuroelektronische Verbindungen und legten alle Teile fein säuberlich beiseite, als wäre es wiederverwertbarer Maschinenschrott. Schließlich trennten sie den Gehirnbehälter des Cymeks heraus, sodass der verräterische menschliche Geist erneut ohne Körper war, diesmal allerdings gegen seinen Willen.

Dumpf starrte Piers auf den Behälter mit dem Cymek-Hirn, der eigenartigerweise ganz harmlos aussah. Die Wilden ließen ihn intakt. Anscheinend hatten sie mit ihm noch etwas vor. Wie eine Trophäe hielten sie ihn in die Höhe.

Piers gingen tausend Fragen durch den Kopf, während er über den unsicheren Eis- und Schneegrund hinunterlief. Als er sich den Eingeborenen näherte, schauten sie zu ihm auf, neugierig, aber nicht bedrohlich. Sie sprachen ein Kauderwelsch, das ihm unverständlich blieb.

»Wer seid ihr?«, fragte er auf Standard-Galach, in der Hoffnung, dass irgendjemand ihn verstehen würde.

Einer der Männer, ein alter, hagerer Geselle mit kurzem, rötlichem Bart und hellerer Haut als seine Kameraden, zeigte triumphierend auf Piers. Er stellte sich vor ihm auf und klopfte sich auf die Brust. »Tiddoc.«

»Piers Harkonnen«, entgegnete dieser, entschied sich dann aber für die einfachere Variante. »Piers.«

»Gut, Piers. Danke«, sagte der Alte. Er hatte einen starken Akzent, aber sein Galach war einigermaßen verständlich. Als Tiddoc das Erstaunen in der Miene des Jüngeren sah, fuhr er langsam fort, als müsste er jedes einzelne

Wort aus den Tiefen seiner Erinnerung fischen. »Über die Zensunni-Emigranten, die vor langer Zeit aus der Liga flohen, stammt unsere Sprache vom Galach ab. Jahrelang habe ich in den Städten der Adligen niedere Arbeiten verrichtet. Dabei habe ich hier und da ein Wort aufgeschnappt.“

Obwohl der gefangene Cymek bewegungsunfähig war, drang noch immer ein Knurren aus seinem integrierten Sprachmodul, als die Caladaner den Gehirnbehälter zwischen zwei seiner amputierten Beine banden, die sie als Tragegestänge benutzten. Dort baumelte er wie ein erlegtes Tier. Zwei besonders kräftige Eingeborene schulterten die Metallstangen und stiegen damit den schroffen Berghang hinauf. Die Übrigen nahmen so viele Teile, wie sie tragen konnten, und kletterten hinterher.

»Komm mit uns«, sagte Tiddoc.

Piers blieb nichts anderes übrig, als ihnen zu folgen.

Während Piers hinter den rauen Gestalten den Berg hinaufstieg, tat ihm bei jedem Schritt das Knie weh, und sein Rücken verkrampfte sich schmerzhaft. Bisher hatte er keine Gelegenheit gehabt, den Tod seiner Eltern zu verarbeiten. Er vermisste die freundliche Güte seiner Mutter und ihre Klugheit. Katarina hatte ihm das Leben gerettet, indem sie die Rettungskapsel gestartet hatte, bevor die Cymeks die Raumjacht zerstörten.

In gewisser Weise vermisste er sogar seinen Vater. Trotz seines unwirschen Wesens hatte Ulf immer nur das Beste für seinen Sohn gewollt, auch wenn es ihm dabei meistens um seine Verpflichtungen gegenüber den Familiengütern gegangen war. Den Reichtum der Harkonnens zu mehren war ihm stets am wichtigsten gewesen. Jetzt sah es ganz so aus, als wäre Piers' kleiner Bruder Xavier der Letzte des Harkonnen-Geschlechts. Piers selbst rechnete

sich kaum Chancen aus, Caladan jemals wieder zu verlassen – aber immerhin hatte er bis jetzt überlebt.

Hinkend arbeitete er sich den steilen Hang empor und versuchte, mit den wendigen Eingeborenen Schritt zu halten. Das Cymek-Gehirn, das die Wilden mit sich trugen, schwappte im Konservierungsbehälter hin und her. Aus dem Sprachmodul drang knisterndes Brüllen, zuerst auf Standard-Galach, dann in anderen Sprachen, was Tiddoc und die anderen offenbar lustig fanden.

Ansonsten achteten die Eingeborenen nicht weiter auf das körperlose Gehirn. Nur hin und wieder warfen sie ihm finstere Blicke zu oder bleckten die Zähne. Am offensichtlichsten tat dies der Alte mit dem roten Bart. Er zog nicht nur bedrohliche Grimassen, sondern schwang her ausfordernd sein Messer und kam dabei den Sensoren des Behälters gefährlich nahe, womit er das gefangene Gehirn nur noch mehr in Aufregung versetzte. Anscheinend waren die Wilden schon des Öfteren Cymeks begegnet und wussten, wie man mit ihnen fertigwurde.

Piers machte sich jedoch Sorgen wegen der anderen drei Jäger. Sie würden die Hatz nicht aufgeben, und wenn sie erst einmal die Stelle fanden, wo die Lawine abgegangen war und der auseinandermontierte Cymek lag, konnten sie der Fährte der Eingeborenen leicht folgen. Es sei denn, es war dem Cymek nicht gelungen, einen Hilferuf auszusenden, bevor ihn die Lawine erwischt hatte. Cymeks gestanden nicht gern Schwäche ein.

Piers hielt nach möglichen Verteidigungsanlagen der hier lebenden Menschen Ausschau. Vor ihm bildete aber hängendes Eis ein riesiges Dach über einer Siedlung. Die Wilden hatten ihr Lager in einem Bereich aufgeschlagen, wo heiße Dämpfe aus dem Erdinnern das Eis geschmolzen hatten. Zwischen Steinhütten wuselten Frauen und Kinder umher, die ihre alltäglichen Arbeiten unterbrachen.

und der sich nahernden Gruppe entgegenblickten. Sie trugen dick gefutterte Kleidung und Stiefel und Mutzen aus dem Pelz einheimischer Tiere, die Piers unbekannt waren. Er horte hohe Tierlaute und sah Kreaturen mit dickem, weißem Fell in der Nähe der Wohnmutten.

Jenseits des schutzenden Uberhangs drang Dampf durch die dicke Schnee- und Eisschicht, und heiße Schwaden stiegen aus brodelnden Schlammtopfen und Geysiren auf. Als Piers hinter den Stammesleuten die engen Felsstufen zur Siedlung hinabging, staunte er über das verblüffende Zusammenspiel von Feuer und Eis, auch wenn er standig besorgt über die Schulter zurückblickte und nach Anzeichen der verlorenen Cymek lage. Ausschau hielt. Manchmal regneten ein paar Tropfen von der gefrorenen, langsam schmelzenden Kuppe herab, doch ein Blick nach oben zur blauen Eisdecke überzeugte Piers, dass sowohl der Gletscher als auch die Siedlung sich schon sehr lange an dieser Stelle befanden.

Auf einen Schlag brach die Dunkelheit herein, als hätte jemand einen Vorhang vor die Sonne gezogen, und die caladanischen Frauen errichteten ein großes Feuer aus verkrüppeltem Holz auf dem Felsboden in der Mitte der Siedlung. Während der Stamm sich zum Feiern versammelte, wurden Späher ausgesandt, die nach den feindlichen Maschinen Ausschau halten sollten. Einige Männer trugen frische Fleischbrocken von ihrer Jagdbeute herbei, steckten sie auf Metallspieße und hängten sie über das Feuer.

Das gefangene Cymek-Ding wurde irgendwo abseits ins Eis gestellt und nicht weiter beachtet.

Die Eingeborenen saßen auf Fellen rund ums Feuer, unterhielten sich in ihrer kehligen Muttersprache und reichten das Essen herum, das sie mit ihrem Gast teilten. Piers fand, dass das Fleisch zu streng schmeckte, aber er aß

dennoch ein gutes Stück davon, um seine Gastgeber nicht zu beleidigen. Da er großen Hunger hatte, ergänzte er die Mahlzeit mit einem Proviantriegel, den er aus der Rettungskapsel mitgenommen hatte. Den Rest der Nahrungspakete bot er seinen Rettern an, die die Gabe freudig annahmen.

Trotz allem plagte ihn das Gefühl der Bedrohung. Selbst unter so vielen Menschen fühlte er sich nicht sicher, und er bemühte sich, den alten Anführer davon zu überzeugen, dass die Gefahr noch nicht gebannt war. »Da sind noch mehr Cymeks, Iddoc. Ich glaube, dass sie hinter mir her sind.«

»Wir haben doch schon einen getötet«, antwortete Iddoc.

»Aber was ist mit den anderen? Sie sind noch irgendwo da draußen …«

»Die werden wir auch töten, wenn sie dich belästigen. Cymeks haben keine Geduld. Sie verlieren schnell das Interesse. Bist du so wichtig für sie? Wir sind es jedenfalls nicht.« Er tätschelte Piers' Handgelenk. »Wir haben Späher. Wir haben Verteidigungsanlagen.«

Nach dem Essen blieben Iddoc und sein Stamm ums Feuer sitzen und erzählten sich alte Gleichnisse und Abenteuergeschichten in ihrer Muttersprache. Währenddessen wurden Schalen mit einem starken Getränk herumgereicht. Piers, der in Felle eingehüllt war, um die Eiseskälte fernzuhalten, trank davon und spürte, wie es ihn innerlich wärmte. Zwischendurch übersetzte ihm der Alte die Geschichten der unterdrückten Zensunni, die nicht nur vor dem Eroberungszug der Maschinen geflohen waren, sondern auch vor der Versklavung in der Liga der Edlen.

Bereits ein bisschen beschwipst verteidigte Piers die Liga und ihren unablässigen Kampf gegen die Denkma

schinen, bekundete aber zugleich sein Mitgefühl für das armselige Los der buddhistischen Sklaven auf Pontrin, Zanbar und anderen Welten der Liga. Er erzählte von epischen Schlachten gegen den bösen Omnius und seine blutrünstigen Roboter und Cymeks, während Tiddoc sich abmühte, alles zu übersetzen.

Und mit belegter Stimme berichtete er von der Zerstörung seines eigenen Schiffs und vom Tod seiner Eltern.

Tiddoc zeigte auf den Hirnbehälter. »Komm. Das Fest ist vorbei. Jetzt bringen wir unseren Maschinenkrieg zu Ende. Darauf freuen sich schon alle.« Er rief etwas in seiner Muttersprache, worauf zwei Männer den Behälter an den improvisierten Stangen herbeitrugen. Aus dem Sprachmodul drang zwar immer noch ein Grummeln, doch die passenden Flüche waren dem Cymek offenbar ausgegangen.

Einige Frauen entzündeten Fackeln am großen Feuer und führten Piers und die anderen über einen Pfad auf den überhängenden, tropfenden Gletscher. Ausgelassen marschierten die Eingeborenen mit dem hilflosen Gehirn dahin. Der Cymek stieß Flüche in allen erdenklichen Sprachen aus, aber die Wilden lachten nur.

»Was habt ihr vor?«, wollte der Cymek wissen. Das körperlose Gehirn krümmte sich im Behälter, indem es die letzten funktionsfähigen Elektroden steuerte. »Hört auf! Wir werden euch zermalmen!«

Piers folgte den anderen über eine Kuppe und hinab in eine Senke, wo es nach Schwefel roch und der poröse Stein sich warm unter den Füßen anfühlte. Die Eingeborenen trugen das machtlose Hirn zu einem Felsloch, aus dem Dampf aufstieg. Dort blieben alle stehen, lachten und unterhielten sich. Den Behälter hielten sie direkt über die unheilvolle Öffnung.

Neugierig beugte sich Piers über das Loch, aber Tiddoc zerrte ihn zurück. Der Fackelschein offenbarte ein furchterregendes Lachen auf dem Gesicht des rotbartigen Alten.

Aus großer Tiefe drang ein Rumpeln, und nach einem kurzen Dampfstoß brach ein Geysir hervor, dessen siedend heiße Fontäne das Cymekgehirn verbrühte. Die Flüche des Cymeks verwandelten sich zuerst in Schreie, dann in abgehacktes Stammeln und Schmerzenslaute, die aus dem beschädigten Sprachmodul plärrten.

Als der Geysir wieder nachließ, winselte und lallte der delirierende Cymek. Kurz darauf ging der Geysir erneut los, und das schreckliche Geheul aus dem Sprachmodul ließ Piers schaudern.

Obwohl dieses Ungeheuer ihn hatte töten wollen und am Mord an seinen Eltern beteiligt gewesen war, konnte Piers seinem Leiden nicht länger zuhören. Als die Fontäne wieder abbrach, griff er sich einen Steinbrocken und zertrümmerte das Sprachmodul.

Doch die Eingeborenen hielten das gequälte Gehirn weiterhin über das Loch, und als der siedend heiße Strahl ein drittes Mal in die Höhe schoss, schrie der Cymek laut los, so lange, bis er in seinem Elektrafluid zu lebendigem Leibe gekocht war.

Danach schlugen die Wilden den Behälter auf und verspeisten den dampfenden, gegarten Inhalt.

In der Steinhütte war es warm und einigermaßen bequem, aber Piers fand trotzdem kaum Schlaf, weil ihm die schrecklichen Bilder nicht aus dem Kopf gingen. Als er endlich doch einschlief, träumte er, er wäre an Stangen gebunden und die Eingeborenen würden ihn über den Geysirspalt halten. Schon hörte er, wie ihm das siedende Wasser entgegenschlug, als er mit einem Schrei auf den Lippen aus dem Schlaf hochschreckte.

Von draußen horte er das Heulen eines Tieres, dann war es wieder still.

Dann Gerausche einer Maschine

Er stolperte zum Eingang der Hutte und spahte hinaus in die kalte, schwefelgeschwangerte Nacht Die Wachtiere schlugen plotzlich an und sofort war das Lager der Wilden von Rufen und Bewegung erfullt Die Spaher waren wachsam gewesen.

Im Streifen grauen, nebligen Himmels der zwischen dem Boden und dem Eisuberhang sichtbar war, erkannte Piers vier sich nahernde Fluggefahrte Ihre Triebwerke, die wie mechanische Insekten brummten, schimmerten im Dunkeln. *Cymeks!*

Tiddoc und seine Wilden sturzten aus ihren Hutten und griffen nach Fackeln und Waffen Auch Piers rannte hinaus, um ihnen beizustehen Zwar hatte er die beiden anderen Cymek-Jager gestern abgeschuttelt, doch die hochentwickelten Denkmaschinen hatten die Gegend so lange durchkammt, bis sie seine Fahrte aufgespurt hatten und die hatte die Monster direkt hierher gefuhrt

Die Schiffe landeten auf einem nahe gelegenen Gerollfeld, die Luken gingen auf, und heraus kamen bewaffnete Cymeks Mit beangstigender Geschwindigkeit marschierten die krebsartigen Kampfmaschinen den Hang herunter Die Eingeborenen liefen vor ihnen weg, wobei sie den Feind mit Gejohle und geschwenkten Fackeln reizten

Einer der Cymeks feuerte eine Flammengeschrakete ab, deren Explosion einen Teil der Gletscherkuppel zum Einsturz brachte Eisbrocken fielen herab und zertrummerten die verlassenen Steinhutten

Tiddoc und die Leute aus dem Dorf wichen den Trummern aus, als ware das Ganze nur ein Spiel, und winkten Piers, dass er ihnen folgen sollte Eilig schlugen sie denselben Weg ein wie am Abend zuvor und gelangten zum

Geysirfeld. Im Morgenlicht sah Piers nun, dass es sich um ein großes, leicht abschüssiges Gebiet voller Schlammtöpfe und heißer Quellen handelte. Immer wieder brachen Ausgasungen und Geysire auf und erfüllten die Luft mit fauligem Dampf und Hitzeschwaden. Die Eingeborenen teilten sich auf und folgten instinktiv verschiedenen Pfaden über den verkrusteten Felsgrund, wobei sie weiterhin Rufe und Verwünschungen ausstießen. Auf eine seltsame Art und Weise war die vorgebliche Panik der Eingeborenen durchorganisiert wie ein Katz-und-Maus-Spiel. Lockten sie den Feind in eine Falle? Sie schienen einen Plan zu verfolgen und ihre eigene Jagd zu veranstalten.

Piers lief mit ihnen und ging in Deckung, als die vier Laufmaschinen Geschosse auf das brodelnde und zischende Feld heißer Quellen abfeuerten. Wie riesige Spinnen stapften die mechanischen Körper durch das unsichere Gelände. Für derart hochentwickelte Maschinen war ihre Zielgenauigkeit miserabel. Die optischen Fasern und Wärmesensoren der Cymeks waren im Durcheinander von Temperatursignaturen wahrscheinlich so gut wie blind.

Tiddoc schleuderte seinen Speer, der klappernd vom Kopf des größten Cymeks abprallte. Die Waffe war nicht dazu gedacht, den Maschinen ernsthaften Schaden zuzufügen, sondern sollte sie nur provozieren und irritieren. Im nächsten Moment rannte der Anführer der Wilden brüllend davon, um die Feinde weiter hinter sich her zu locken.

Aufgebracht bellte die größte Kampfmaschine durch ihr Sprachmodul: »Agamemnon entkommt ihr nicht!« Die übrigen drei Cymeks staksten hinter ihm her.

Piers lief es eiskalt den Rücken hinunter. Jeder freie Mensch hatte schon vom berühmten General des Omnius gehört, der einer der alten, grausamen Tyrannen war.

Einer feindlichen Maschine gelang ein Glückstreffer, als ein junger Mann in der Nähe ihres Waffenarms herumtanzte. Der brennende Leib des Opfers lag zuckend und sich windend am Boden. Zornig und voll Rachedurst schlossen die caladanischen Eingeborenen ihre Reihen dichter und verstärkten die Angriffe auf die Cymeks. Sie schleuderten selbstgebaute Sprengkörper, die laut knallten, rauchten und brannten, wenn sie explodierten, aber an den Hüllen der Cymeks lediglich Rußspuren hinterließen. Die von menschlichen Hirnen gesteuerten Maschinen hielt das nicht auf.

Leichtfüßig rannten die Wilden über das von vulkanischer Aktivität erfüllte Gelände, und die Cymeks, die keine Falle vermuteten, verfolgten ihre Beute in die stinkenden Nebel. Unter ihren Schritten brach die Salzkruste, die den Boden bedeckte. Immer wieder feuerten sie Flammengeschosse und Detonationsgeschosse ab. Ein weiterer wagemutiger Mann starb, als eine Explosion seinen Brustkorb in einen rauchenden Krater verwandelte.

Trotzig johlten und schrien Tiddoc und seine Leute weiter. Zwei der kleineren Cymeks preschten vor und gerieten in ein Gebiet, das mit Geysiren gespickt war. Die winkenden und spottenden Wilden hielten inne und drehten sich erwartungsvoll um.

Die dünne Kruste splitterte und riss. Die beiden Laufmaschinen versuchten zurückzurudern, doch der Boden gab unter ihnen nach und brach auf. Die Cymeks krachten durch die trügerische Oberfläche und stürzten schreiend in trübe Schwefeltümpel.

Piers stimmte in die Jubelrufe Tiddocs und seiner Leute mit ein, die jedoch abrupt verstummten, als eine junge Frau mit langen Haaren von einem Feuergeschoss getroffen wurde.

Völlig unerwartet ging neben einem weiteren Cymek ein wütender Geysir in die Höhe der ihm den Hirnbehälter verbrühte. Mit beschädigten Schaltkreisen rotierte der mechanische Riese und taumelte verwirrt im Kreis, bis er auf die Kniegelenke fiel. Das Elektrafluid in seinem Gehirnbehälter glühte bläulich, als er sämtliche mentale Energien bündelte.

Taddoc warf einen selbstgebauten kleinen Sprengkörper wie eine improvisierte Granate vor dem Cymek auf den Boden. Die Explosion verursachte zwar keine Schäden an der Panzerung der Laufmaschine, aber der Untergrund bekam Risse. Die Kruste gab unter dem verwundet umhertaumelnden Cymek nach, und so gesellte sich ein dritter Feind zu den beiden, die bereits im vulkanischen Matsch schwammen.

Voller Verachtung für seine unfähigen Untergebenen griff Agamemnon die fliehenden Menschen an. Unbeirrt stapfte der Anführer der Cymeks auf Taddoc zu. Der Rotbärtige und seine Männer warfen Speere und primitive Sprengsätze, aber der General zuckte nicht einmal mit der Wimper. Hinter ihnen und zu beiden Seiten gab es nur kochenden Boden, so dass der einzige Fluchtweg vom riesenhaften Cymek versperrt war.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, lief Piers auf den Cymek zu und schrie, um ihn abzulenken. Dabei hob er einen verirrten Speer auf und rammte ihn gegen ein Bein des Laufkörpers. »Agamemnon! Du hast meine Eltern ermordet!«

Zu seinem Erstaunen schwenkte das Kopfteil des Cymeks herum, und die Wärmesensoren richteten sich auf ihn. »Ein besonders angriffslustiges Exemplar«, sagte das Ungeheuer sichtlich erheitert. »Du bist das Ungeziefer, das wir gesucht haben.«

»Ich stamme aus dem edlen Geschlecht der Harkonnens!« Wie mit einem Knüppel hieb Piers mit dem Speer

zum Schlag aus. Er trat das dicke Panzerplaz des Gehirngehäuses mit solcher Wucht, dass es ihm durch alle Knochen fuhr – doch im Schutzbehälter hinterließ er nur eine winzige Beule.

Agamemnon stieß ein dröhnendes Lachen aus. Er schnappte Piers mit dem Greifarm und riss ihm den Speer aus der Hand. Der junge Mann spürte, wie sich die scharfe Klaue um ihn schloss. Nur undeutlich nahm er Tiddocs Aufschrei wahr.

Doch plötzlich gab die Kruste unter dem schweren Cymek-Körper nach. Siedender Schlamm spritzte in die Höhe, und Agamemnon stürzte in einen brodelnden Geysirspalt, ohne dabei sein menschliches Opfer loszulassen. Als der Griff der Klaue sich ein wenig lockerte, kletterte Piers auf die Oberseite der Laufmaschine, versuchte, sich vor der Hitze zu schützen, und griff nach dem schroffen Felsgestein am Rand der Grube. Da schoss sengender Dampf aus der Tiefe hervor, und von Piers und dem letzten der mechanischen Landfangbeine war nichts mehr zu sehen.

Wütend bestieg Agamemnon eine unbeschädigte Landekapsel und verließ die Wasserwelt. Sein gut geschützter Laufkörper hatte sich in den Rand der Grube geklammert, sodass er trotz der Hitzestöße nicht in das geschmolzene Erdreich gestürzt war.

Das Eingeborenenpack versammelte sich erneut und zwang ihn mit geworfenen Sprengladungen zum Rückzug. Agamemnon verachtete sich dafür. Da die Hydraulikgelenke seiner Laufmaschine beschädigt und die drei torichten Neo-Cymeks ausgeschaltet waren, krabbelte er unbeholfen zu den Raumschiffen zurück und ließ den Stamm der Wilden hinter sich. Die Bordsysteme schlossen seinen Hirnbehälter wieder an die Schiffssteuerung

an. Die beschädigte Laufmaschine ließ er als Schrott auf Caladans verfluchter Oberfläche liegen.

Agamemnon kehrte dem unbedeutenden Planeten als einziger Überlebender seiner Cymek-Einheit den Rücken zu. Er würde auf die Erde zurückkehren und dem Allgeist Omnius Bericht erstatten. Noch hatte er die Gelegenheit, sich eine beliebige Ausrede einfallen zu lassen, denn Omnius würde ihn niemals einer Lüge verdächtigen. Auf so einen Gedanken kam der allgegenwärtige Computerverstand einfach nicht. Der Cymek-General dagegen hatte ein menschliches Gehirn.

Während Agamemnon durch die Weiten des Alls flog, hatte er Zeit, sich passende Erklärungen zu überlegen, mit denen er die Schuld auf jemand anderen schieben konnte. Diese Version der Ereignisse würde er auch der Datenbank mit seinen stetig anwachsenden Memoiren anvertrauen.

Zum Glück verlangte der allmächtige und allgegenwärtige Allgeist lediglich Informationen und eine exakte Wiedergabe sämtlicher Geschehnisse. Ausreden waren nur eine menschliche Schwäche.

Auf Salusa Secundus, der Hauptwelt der Liga, blickte ein Junge zum dunkelhäutigen Emil Tantor auf, einem vermögenden und einflussreichen Edelmann. Sie standen im Garten vor dem weitläufigen Anwesen der Tantors, von dem aus man in der Ferne die höchsten Gebäude der Stadt sehen konnte. Noch war es früh morgens, und in den Palästen, die in den Hügeln verstreut lagen, gingen vereinzelte Lichter an.

Ulf Harkonnens Notruf war endlich aufgefangen worden, und Emil Tantor hatte dem Jungen soeben die tragische Nachricht über seine Eltern und seinen Bruder überbracht. Weitere Verluste im andauernden Krieg gegen die Denkmaschinen.

Der junge Xavier Harkonnen neigte zwar das Haupt, blieb jedoch tapfer und weinte nicht. Der gütige Edelmann legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach mit kehliger Stimme freundliche Worte. »Möchtest du, dass Lucille und ich deine Pflegeeltern werden? Ich glaube, dass das der Wille deines Vaters war, als er dich in unserer Obhut zurückließ.«

Xavier sah ihm in die braunen Augen und nickte.

»Aus dir wird einmal ein feiner junger Herr, auf den seine Eltern und sein Bruder stolz waren«, sagte Tantor. »Wir werden alles tun, um dich ordentlich zu erziehen und dich Ehre und Verantwortung zu lehren. Du wirst dem Namen der Harkonnens in den Annalen der Geschichte Glanz verleihen.«

Xavier starrte an seinem Pflegevater vorbei zu den schimmernden Sternen, die in der Dämmerung nur noch schwach leuchteten. Ein paar von ihnen kannte er und wusste auch, welche Sonnensysteme von Omnius beherrscht wurden und welche der Liga unterstanden.

»Ihr werdet mir auch beibringen, wie man gegen die Denkmaschinen kämpft«, sagte er, und Emil Tantor drückte ihm die Schulter. »Eines Tages werde ich sie besiegen.«

Das ist meine Bestimmung.

Finstere Nacht lag auf den hellen Schneefeldern und dusteren Kiefernwäldern Caladans, als die Eingeborenen auf Fellen rund ums prasselnde Feuer saßen. Um das Erbe ihrer Überlieferungen zu wahren, wiederholten sie die alten Legenden und die Geschichten jüngerer Schlachten. Tiddoc, der Älteste, saß neben dem Fremden, den sie in den Stamm aufgenommen hatten, einem Helden mit hellen Augen und furchtbaren Narben auf der bleichen Haut. Einer, der ganz allein gegen ein Cymek-Ungeheuer ge-

kampft hatte und dabei in einen Spalt mit sengenden Dämpfen gefallen war. Doch er war nicht gestorben. Er hatte sich an die verbeulte Lautmaschine des Cymeks geklammert und war lebendig aus der Grube gekrochen. Piers gestikulierte mit nur einer Hand, denn die andere war verbrannt und verkrüppelt und zu nichts mehr zu gebrauchen. Schlaff lag sie an seiner Brust. Voller Hingabe erzählte er in der alten buddhistamischen Sprache. Wenn ihm die richtigen Worte fehlten, hielt er inne und wartete, bis Tiddoc ihm aushalf.

Caladan war nun seine Heimat, und mit diesen Menschen verbrachte er den Rest seines Lebens im Verborgenen. Von diesem entlegenen Ort gab es kein Entrinnen, außer in den Geschichten, die er erzählte. Wenn Piers große Schlachten gegen die Denkmaschinen schilderte, waren seine Zuhörer völlig gefesselt. Er wiederum lernte die Lieder der langen Wanderung und die Chroniken der Irrfahrten zahlreicher Zensunni-Generationen.

Schon seinem Vater war klar gewesen, dass Piers Harkonnen zum Geschichtenerzähler geboren war.

Der Prügel-Mek

Eine Geschichte aus Butlers Djihad

Als das waffenstarrende Djihad-Kriegsschiff eintraf, erwartete das Volk von Giedi Primas die Nachricht von einem weiteren großartigen Sieg über die niedertrachtigen Denkmaschinen. Doch ein einziger Blick auf das von der Schlacht gezeichnete Schiff sagte dem jungen Vergyl Tantor, dass die Verteidigung der Kolonie auf Peridot ganz und gar nicht wie geplant verlaufen war.

Rund um den Raumhafen von Giedi City standen die Menschen dicht gedrängt, und Vergyl schob sich bis zu den Soldaten vor, die hier genauso festsaßen wie er selbst. Sie waren entweder blutjunge Rekruten mit großen Augen oder Veteranen, die zu alt waren, um gegen die Kampfroboter von Omnius in die Schlacht zu ziehen. Vergyls Herz hämmerte wie der Kolben in einem Getriebe.

Er betete darum, dass sein Adoptivbruder Xavier Harkonnen unbeschadet zurückgekehrt war.

Das angeschlagene Kampfschiff schleppte sich in die Landezone wie ein verendendes Meerestier, das auf einem Riff gestrandet war. Die vom Atmosphäreneintritt erhitzten Triebwerke zischten und ächzten, als sie wieder abkühlten.

Vergyl starrte die schwarzen Narben auf den Panzerplatten der Hülle an und versuchte sich vorzustellen, was für kinetische Waffen und Hochenergiegeschosse die Kampfroboter den tapferen Verteidigern des Djihad entgegengeschleudert hatten.

Wäre er doch nur selbst dort draußen gewesen, dann hätte er ihnen im Gefecht beistehen können. Aber Xavier,

der Befehlshaber der Kampftruppen, schien sich dem Eifer seines Bruders beinahe ebenso vehement entgegenzustellen wie den feindlichen Maschinen.

Als der Andockvorgang abgeschlossen war, öffneten sich die Ausstiegsluken an der Unterseite des Rumpfes. Heraus kamen Befehlshaber mittlerer Dienstgrade, die brüllend Hilfe herbeiriefen. Das gesamte Pflegepersonal der Stadt wurde zusammengetrommelt, und man flog sogar Ärzte von anderen Kontinenten auf Giedi Primus ein, um die verwundeten Soldaten und evakuierten Siedler zu versorgen.

Auf dem Gelände des Raumhafens wurden die Verletzten zunächst gesichtet und eingeteilt. Als Erste wurden Mitglieder des Militärs behandelt, da diese sich mit ihrem Leben dem von Serena Butler entfachten Krieg verpflichtet hatten. Ihre rot-grünen Uniformen waren schmutzig und nur notdürftig geflickt. Offenbar hatten sie während des wochenlangen Rückflugs von der Peridot-Kolonie keine Gelegenheit gehabt, sie instandzusetzen. Erst an zweiter Stelle wurden die gedungenen Soldner und die Flüchtlinge aus der Kolonie versorgt.

Zusammen mit den anderen am Boden stationierten Soldaten eilte Vergyl hinzu, um zu helfen, wobei der Blick seiner großen braunen Augen auf der Suche nach Antworten hektisch hin und her zuckte. Er musste jemanden finden, der ihm sagen konnte, was mit Segundo Harkonnen geschehen war. Während er arbeitete, plagten ihn seine Sorgen. Vielleicht war alles in Ordnung – doch was, wenn sein großer Bruder bei einem heldenhaften Vorstoß ums Leben gekommen war? Oder wenn Xavier verwundet war, sich aber weigerte, das ladierte Schiff zu verlassen und sich in Behandlung zu begeben, bevor nicht alle seine Leute versorgt waren? Beide Szenarien hätten zu ihm gepasst.

Stundenlang schuttete Vergyl ohne Pause Er konnte sich nicht vorstellen, was diese Krieger des Djihad durchgemacht haben mussten Schwitzend und erschopft arbeitete er, bis er in eine Art Trance verfiel und stumpf tat, was man ihm auftrug, indem er den verwundeten, verbrannten und verzweifelten Fluchtlingen half

Er horte gemurmelte Gesprache uber den Angriff mit, der die kleine Kolonie ausgelosch hatte Als die Denkmaschinen versucht hatten, die Siedlung den Synchronisierten Welten anzugliedern, hatte die Armee des Djihad Truppen zu ihrer Verteidigung entsandt

Dennoch war die Schlacht um Peridot nicht mehr als ein Geplankel gewesen, wie die meisten bewaffneten Auseinandersetzungen in den zwolf Jahren, seit Serena Butler die Menschen zum Kampf aufgerufen hatte nachdem ihr Sohn Manion den mordernischen Denkmaschinen zum Opfer gefallen war *Xaviers Sohn Manion*

Beide Seiten hatten im Auf und Ab des Djihad Verluste hinnehmen mussen, aber keine Streitmacht hatte die Oberhand gewinnen konnen Doch wahrend die Denkmaschinen unablassig weitere Kampfroboter bauten Leßen sich Menschenleben niemals ersetzen Mit aufwuhlenden Reden warb Serena Butler um neue Rekruten fur den heiligen Krieg Inzwischen waren so viele Kampfer gefallen, dass die Opferzahlen nicht mehr offentlich gemacht wurden Der Djihad war alles

Nach dem Massaker auf Honru vor sieben Jahren hatte Vergy darauf bestanden, der Streitmacht des Djihad beizutreten Selbst wenn man von seiner Verbindung zu Xavier und dem Martyrerkind Manion absah, fuhlte er sich allein schon als menschliches Wesen dazu verpflichtet Seine Eltern auf ihrem Anwesen auf Salusa Secundus versuchten ihn zum Abwarten zu bewegen, denn schließlich

war er gerade erst siebzehn Jahre alt, doch Vergyl wollte nichts davon wissen.

Als Xavier wenig später von einem heftigen Scharmützel nach Salusa zurückkehrte, überraschte er seine Eltern mit einer Sondergenehmigung, die es dem minderjährigen Vergyl gestattete, mit der Militärausbildung zu beginnen. Vor Freude machte der junge Mann Luftsprünge, ohne zu ahnen, dass Xavier ganz eigene Pläne verfolgte. Mit seinem übertriebenen Beschützerinstinkt hatte Segundo Harkonnen dafür gesorgt, dass Vergyl einen ruhigen, sicheren Posten auf Giedi Primus erhielt, wo er bei Wiederaufbauarbeiten helfen sollte - und wo er weit weg von allen hitzigen Schlachten gegen die verhassten Roboter war.

Mittlerweile lebte Vergyl schon etliche Jahre in Giedi City. In dieser Zeit war er gerade mal zum Zweiten Decero der Baubrigade aufgestiegen und hatte keinen einzigen Kampfeinsatz miterlebt, während Xavier Harkonnens Schlachtschiffe von Planet zu Planet zogen, um die freie Menschheit zu verteidigen und die Maschinenlegionen des Computer-Allgeists Omnius zu zerstören.

Vergyl zählte die Menschen nicht mehr, die er schleppte. Zusammen mit einem Zivilisten trug der schwitzende junge Bauoffizier in der dunkelgrünen Uniform eine improvisierte Bahre, auf der eine verwundete Mutter lag, die man aus ihrem zerstörten Fertighaus in der Peridot-Kolonie geborgen hatte. Zwischen den Verletzten und dem Pflegepersonal liefen Frauen und Kinder aus Giedi City umher, die Wasser und Essen verteilten.

Am schwülen Nachmittag schließlich durchdrang heiserer Jubel Vergyls Benommenheit, als er die Bahre gerade inmitten einer Triageeinheit absetzte. Er schaute auf und schnappte nach Luft. Aus dem Haupteingang des Kriegsschiffs trat ein stolzer Befehlshaber auf die Rampe und ins Sonnenlicht von Giedi Primus.

Segundo Xavier Harkonnen trug eine saubere Uniform mit makellosen goldenen Rangabzeichen. Er achtete sorgfältig darauf, eine schneidige militärische Erscheinung zu bieten, um seinen Truppen und den Zivilisten von Giedi City Zuversicht und Vertrauen einzuflößen. Furcht war die gefährlichste Waffe, die die Maschinen gegen sie ins Feld führen konnten. Xavier gab seinen Zuschauern nie einen Anlass, daran zu zweifeln, dass die tapfere Menschheit diesen Krieg eines Tages gewinnen würde.

Grimsend stieß Vergyl einen Seufzer aus, als all seine Sorgen sich in Luft auflösten. Selbstverständlich hatte Xavier überlebt. Dieser große Mann war der Anführer der Einsatztruppen gewesen, die Giedi Primus aus der Knechtschaft der Cymeks und Denkmaschinen befreit hatten. Bei der atomaren Säuberung der Erde, der ersten großen Schlacht in Serena Butlers Dschihad, hatte Xavier die menschlichen Streitkräfte befehligt.

Und dieser heldenhafte Offizier würde erst ruhen, wenn die Denkmaschinen besiegt wären.

Vergyl sah seinem Bruder zu, wie er die Rampe herunterschritt, und bemerkte, dass Xaviers Gang schwer und müde wirkte. Sein vertrautes Gesicht war von den Erschütterungen des Kriegs gezeichnet. Nicht einmal die Andeutung eines Lächelns war zu erkennen, kein Glanz lag in seinen grauen Augen, nur steinerne Härte. Wie hatte er nur so sehr altern können? Vergyl vergötterte ihn, und er musste unbedingt von Bruder zu Bruder mit ihm reden, um die wahre Geschichte zu erfahren.

In der Öffentlichkeit jedoch gab Segundo Harkonnen seine Gefühle nicht preis. Dazu war er ein zu guter Anführer.

Wie die anderen rief und winkte Vergyl, während er sich durchs Gewühl nach vorn drängte, und schließlich entdeckte Xavier ihn im Meer von Gesichtern. Seine Miene

hellte sich vor Freude auf, fiel aber sogleich wieder in sich zusammen, als würde sie von der Last der Kriegserinnerungen und bitteren Gewissheiten niedergedrückt. Vergyl und die anderen Rettungshelfer eilten die Rampe hinauf, um den tapferen Kommandanten zu umringen, und geleiteten ihn in die Sicherheit von Giedi City.

Gemeinsam mit den anderen überlebenden Offizieren verbrachte Xavier Stunden damit, Berichte entgegenzunehmen und sich mit den Beamten der Liga zu besprechen. Doch er bestand darauf, sich dieser schmerzhaften Pflicht für ein paar Stunden zu entledigen, um seine Brüder zu sehen.

Unausgeruht, gehetzt und mit blutunterlaufenen Augen kam er bei Vergyls kleinem Zuhause an. Als die beiden sich umarmten, war Xavier zunächst verkrampft, bis er sich entspannte und die Umarmung seines dunkelhaarigen Bruders erwiderte. Zwar verriet ihr Äußeres deutlich ihre unterschiedliche Abstammung, doch immer war bewusst, dass ihre Geschwisterliebe nichts mit Blutlinien zu tun hatte, sondern einzig und allein mit ihren gemeinsamen glücklichen Familienerinnerungen an das Haus von Emil und Tante Tantor. Als Vergyl ihn hineinführte, spürte er, dass Xavier ein Zittern unterdrückte. Um ihn abzulenken, stellte Vergyl ihm seine Frau vor, die er vor zwei Jahren geheiratet und die Xavier noch nicht kennengelernt hatte.

Sheo war eine junge, dunkelhaarige Schönheit, die es nicht gewohnt war, so hohen Besuch zu empfangen. Sie war bisher noch nicht einmal nach Salusa Secundus gereist, um Vergyls Eltern kennenzulernen oder das Familienanwesen zu besichtigen. Dennoch bewirtete sie Xavier nicht wie eine berühmte Persönlichkeit, sondern wie den Bruder ihres Ehemannes.

Eine Woche zuvor war eins der Handelsschiffe von Aurelius Venport mit Melange von Arrakis angekommen. Am Nachmittag war Sheel hinausgegangen und hatte einen ganzen Wochenlohn für das teure Gewürz ausgegeben, um damit ein besonders feines Mahl zuzubereiten.

Während des Essens blieb die Unterhaltung gedämpft und beiläufig, und sie vermieden es, die Kriegsgeschehnisse zu erwähnen. Xavier war hundemüde und schien die wohlschmeckenden Gewürze des Essens kaum wahrzunehmen, nicht einmal die exotische Melange. Sheel war sichtlich enttäuscht, bis Vergyl ihr zuflüsterte, dass sein Bruder während eines Giftangriffs der Cymeks einen Großteil seines Geruchs- und Geschmackssinns verloren hatte, dem auch seine Lungen zum Opfer gefallen waren. Mit Hilfe von Ersatzorganen, die ihm ein Fleischhändler der Tlulaxa besorgt hatte, konnte er zwar wieder atmen, aber seine Fähigkeit, zu schmecken und zu riechen, blieb eingeschränkt.

Als sie schließlich Kaffee mit einem Schuss Gewürz tranken, konnte Vergyl nicht länger mit seinen Fragen an sich halten. »Xavier, bitte erzähl mir, was auf Peridot geschehen ist. Habt ihr gesiegt oder« – für einen Moment versagte ihm die Stimme – »haben die Maschinen uns besiegt?«

Xavier hob den Kopf und schien in weite Ferne zu starren. »Der Große Patriarch Iblis Ginjo sagt, dass es keine Niederlagen gibt. Nur Siege und – moralische Siege. Dieser fällt in die zweite Kategorie.«

Sheel drückte den Arm ihres Ehemannes, eine wortlose Bitte, die Frage zurückzunehmen. Aber Vergyl unterbrach seinen Bruder nicht, und so erzählte Xavier weiter. »Die Peridot-Kolonie war bereits seit einer Woche unter Beschuss, als unsere nächstgelegene Kampfeinheit den Not-

ruf erhielt. Die Denkmaschinen waren dabei, die Siedler auszuloschen. Sie wollten die Kolonie vernichten und an ihrer Stelle eine weitere synchronisierte Welt erschaffen, ihre Infrastruktur etablieren und eine Kopie des Allgeists Omnius installieren.«

Wahrend Vergyl die Ellbogen auf die Tischplatte stutzte und aufgebungsvoll zuhorte, nippte Xavier an seinem Gewurzkaffee.

»Bis auf mein Schlachtschiff und eine Handvoll Truppen waren keine Kontingente der Armee des Djihad in der Nahe. Uns blieb nichts anderes ubrig, als zu reagieren, wenn wir nicht einen weiteren Planeten verlieren wollten. Immerhin hatte ich eine Schiffsladung Soldner an Bord.«

»Auch welche von Ginaz? Unsere besten Kampfer?«

»Ein paar. Wir trafen fruher ein, als die Denkmaschinen erwarteten, und warfen uns sofort und gnadenlos auf sie, mit allem, was wir hatten. Wie Berserker sind meine Leute auf sie losgegangen, und viele sind gefallen. Aber die Verluste der Denkmaschinen waren hoher. Leider waren die meisten Siedlungen der Kolonie schon verwustet und ihre Bewohner ermordet, als wir ankamen. Aber dennoch rückte unsere Djihad-Armee weiter vor – und durch ein gottliches Wunder gelang es uns, die feindlichen Streitkrafte zurückzudrangen.« Er holte tief und krampfhaft Atem, als wurde seine Ersatzlunge nicht richtig funktionieren.

»Doch statt ihre Verluste klein zu halten und den Rückzug anzutreten, wie es die Roboter normalerweise tun, waren sie diesmal auf eine Strategie der verbrannten Erde programmiert. Sie zerstorten alles, was ihnen in den Weg kam. Wo sie gewesen waren, blieb kein Grashalm stehen, kein Gebaude, kein Mensch.«

Sheel schluckte. »Wie schrecklich!«

»*Schrecklich?*«, wiederholte Xavier nachdenklich und spürte dem Klang des Wortes auf der Zunge nach. »Was ich sah, kann ich nicht einmal ansatzweise beschreiben. Von der Kolonie, die wir retten wollten, war nicht viel übrig. Mehr als ein Viertel meiner Djihadis und die Hälfte der Soldner haben ihr Leben gelassen.«

Mit einem traurigen Kopfschütteln fuhr er fort. »Wir haben ein paar armselige Siedler aufgelesen, die weit genug vor der Hauptstreitmacht der Maschinen geflohen waren. Wie viele Überlebende wir tatsächlich gerettet haben, weiß ich nicht – und will es auch nicht wissen. Zwar ist die Peridot-Kolonie den Maschinen nicht in die Hände gefallen, aber den Menschen ist sie auch nicht mehr von Nutzen.« Er holte schwer Atem. »Das scheint dieser Djihad so an sich zu haben.«

»Und deshalb müssen wir weiterkämpfen.« Vergyl hob das Kinn. Die tapferen Worte klangen selbst in seinen eigenen Ohren hohl. »Lass mich an deiner Seite gegen Omnius kämpfen! Unser Heer braucht immer neue Soldaten. Es wird Zeit, dass ich in die richtigen Schlachten dieses Kriegs ziehe.«

Nun schien Xavier Harkonnen zu erwachen, und Unmut zeigte sich in seinen Zügen. »Das willst du nicht, Vergyl. *Niemals*.«

Das Schlachtschiff des Djihad war schon gute zwei Wochen lang in Reparatur, als es Vergyl gelang, zu den Arbeiten an Bord abkommandiert zu werden. Wenn er schon nicht mitfliegen und auf fremden Schlachtfeldern kämpfen durfte, wollte er wenigstens die Geschütze laden, beschädigte Holtzman-Schildsysteme ersetzen und die Hüllenpanzerung verstärken.

Während Vergyl die Arbeiten, die ihm der Gruppenführer auftrug, sorgfältig ausführte, saugten seine Augen alles

über die Funktionsweise der Schiffssysteme auf. Eines Tages, wenn Xavier nachgeben und ihm erlauben würde, am Heiligen Djihad teilzunehmen, wollte er ein solches Schiff befehligen. Obwohl er mit dreiundzwanzig Jahren längst erwachsen war, hatte sein einflussreicher Bruder immer noch die Macht, ihm bei allem, was er tat, Steine in den Weg zu legen – und das hatte er bereits getan.

Während er an diesem Nachmittag auf seinem Display die Reparaturen abhakte, die bereits abgeschlossen waren, kam er an einem der Trainingsräume des Kriegsschiffs vorbei. Die matte Metalltür war halb geöffnet, und das Klirren und Klappern von Metall und das Ächzen eines sich heftig verausgabenden Menschen drangen nach draußen.

Vergyl eilte in die Kammer und blieb überrascht stehen. Ein vernarbter Krieger – seiner langhaarigen und zerzausten Erscheinung nach zu schließen ein Soldner – befand sich in einem hitzigen Zweikampf mit einem Roboter. Die Maschine besaß drei Paare äußerst beweglicher Arme mit jeweils einer tödlichen Waffe. So schnell und elegant, dass die Bewegungen vor den Augen verschwammen, führte die Maschine Schlag um Schlag gegen den Mann, der jedes Mal fehlerfrei parierte.

Vergyls Herz machte einen Satz. Wie war es einer Maschine des Feindes gelungen, an Bord von Xaviers Schlachtschiff zu gelangen? Hatte Omnius sie als Spion oder Saboteur ausgeschickt? Waren etwa noch mehr davon im Schiff verteilt? Dem Soldner gelang mit dem vibrierenden Pulsschwert ein Treffer, der einen der sechs Arme des Cymeks schlaff herabfallen ließ.

Vergyl stieß einen Kriegsschrei aus – er musste dem Mann beistehen. Von einer Halterung an der Wand nahm er sich einen Übungskampfstab – die einzige Waffe weit und breit – und stürmte tollkühn vor.

Als der Soldner Vergyl naher kommen horte, reagierte er sofort, indem er den Arm hob. »Halt, Chirox.«

Der Kampf-Mek erstarrte. Keuchend loste sich der Soldner aus seiner Fechthaltung. Vergyl kam schlitternd zum Stehen und schaute verwirrt zwischen dem Roboter und dem maskenbepackten Krieger hin und her.

»Kein Grund zur Panik«, sagte der Soldner. »Ich habe nur trainiert.«

»Mit einer *Maschine*?«

Der Langhaarige lachelte. Ein feines Netz bleicher Narben uberzog seine Wangen, den Nacken, die entblößten Schultern und die Brust. »In diesem Dunad sind die Denkmaschinen unsere Gegner, junger Offizier. Wie konnen wir unsere Fechtkunst besser vervollkommnen als im Kampf gegen Maschinen?«

Betreten legte Vergyl den Stab, den er zuvor ergriffen hatte, auf einen Tisch. Verlegenheit brannte ihm auf den Wangen. »Das ergibt Sinn.«

»Chirox ist lediglich ein Ersatzgegner, eine Zielscheibe. Fur mich ist er ein Stellvertreter fur alle Denkmaschinen.«

»So etwas wie ein Prugelknabe?«

»Ein Prugel-Mek«, grinste der Soldner. »Zum Uben konnen wir ihn auf verschiedene Schwierigkeitsgrade einstellen.« Er trat naher an den bedrohlich aussehenden Kampfroboter heran. »Abtreten.«

Der Roboter senkte die waffenbewehrten Glieder, zog sie einschließlich des getroffenen Arms in seinen Rumpf zuruck und wartete regungslos auf weitere Befehle. Mit einem hohnischen Lachen schlug der Mann den Griff seines Pulsschwertes gegen die Brust des Meks, sodass die Maschine einen Schritt zuruckwich. Die optischen Sensoren gluhten orangefarben auf, doch ansonsten zeigte das Gesicht der Maschine mit dem grobgeschnittenen Mund und der klobigen Nase keine Regung.

Selbstsicher klopfte der Mann gegen den Metalltorso. »Dieser in seinen Fähigkeiten recht eingeschränkte Roboter – den Begriff *Denkmaschine* benutze ich nur ungern – steht vollständig unter unserer Kontrolle. Seit fast drei Generationen dient er den Söldnern von Ginaz bereits zu Übungszwecken.« Er deaktivierte sein Pulsschwert, das in der Lage war, komplexe Gelschaltkreise zu stören. »Mein Name ist Zon Noret, und ich bin einer der Kämpfer, die man diesem Schiff zugeteilt hat.«

Fasziniert wagte sich Vergyl näher heran. »Woher habt ihr diese Maschine?«

»Vor hundert Jahren stieß ein Bergungsspäher von Ginaz auf ein beschädigtes Schiff der Denkmaschinen und barg daraus diesen ladierten Kampfroboter. Später haben wir seine Erinnerungen gelöscht und stattdessen Testprogramme installiert. So können wir unsere Fähigkeiten im Kampf gegen Maschinen erproben.«

Noret tätschelte die gerippte Metallschulter des Meks. »Aufgrund dessen, was wir von diesem Gerät gelernt haben, konnten wir bereits viele Roboter der Synchronisierten Welten ausschalten. Chirox ist ein unbezahlbarer Lehrer. Die Schüler vom Ginaz-Archipel messen ihre Kräfte an ihm. Er hat sich als wahre Fundgrube von Informationen erwiesen, die wir gegen unsere Feinde verwenden können. Wir Söldner betrachten ihn deshalb gar nicht mehr als Denkmaschine, sondern als einen Verbündeten.«

»Ein Roboter als Verbündeter? Das würde Serena Butler aber gar nicht gern hören«, sagte Vergyl vorsichtig.

Zon Noret warf sich die volle Haarmähne wie einen Kometenschweif in den Nacken. »In diesem Dschihad geschehen viele Dinge ohne das Wissen Serena Butlers. Es würde mich nicht überraschen, wenn es noch mehr Meks wie diesen gäbe, die unter unserer Kontrolle stehen.« Er

machte eine wegwerfende Handbewegung. »Doch da wir alle dasselbe Ziel verfolgen, sind solche Einzelheiten unwichtig.«

Vergyl hatte den Eindruck, dass einige von Norets Wunden gerade erst frisch verheilt waren. »Solltest du dich nicht von der Schlacht erholen, statt weiter zu kämpfen?«

»Ein wahrer Soldner hort nie auf zu kampfen.« Seine Augen verengten sich. »Wie ich sehe, bist du Offizier.«

Vergyl stieß einen verärgerten Seufzer aus. »Offizier der Baupr.gade. Das ist nicht das, was ich wollte. Ich wurde lieber kämpfen, aber ... das ist eine lange Geschichte.«

Noret wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Wie heißt du?«

»Zweiter Decero Tantor.«

In Norets Miene zeigte sich keine Andeutung, dass er den Namen erkannte. Er schaute erst auf den Mek, dann auf den jungen Offizier. »Vielleicht könnten wir dir wenigstens eine kleine Kostprobe vom Schlachtgeschehen verschaffen.«

»Du wardest ...?« Vergyl spurte, wie sich sein Herzschlag beschleunigte.

Von Noret nickte. »Wer kämpfen will, soll kämpfen dürfen.«

Vergyl reckte das Kinn vor. »Dem kann ich nur zustimmen.«

»Aber ich warne dich. Dieser Mek ist zwar nur zum Üben gedacht, aber er kann dennoch toten. Wenn ich ernsthaft trainiere, schalte ich oft seine Sicherheitsprotokolle ab. Die Soldner von Ginaz sind nicht umsonst so vortrefflich.«

»Aber er muss doch noch irgendwelche Notfallsicherungen haben, sonst ware er gar nicht als Ausbilder tauglich.«

»Übung ohne Risiko ist nicht realistisch. Ein Schüler, der weiß, dass ihm nichts passieren kann, verweichlicht. Chirox ist anders konzipiert und kann dich durchaus töten.«

Vergyl spielte den Furchtlosen und hoffte, dass er keine Dummheit beging. »Ich schaffe das schon. Bin schließlich für den Einsatz ausgebildet worden.« Er wollte sich endlich beweisen, und der Kampf gegen diesen Roboter war vielleicht seine einzige Gelegenheit, überhaupt etwas vom Krieg zu sehen. Seinen ganzen Hass auf die Denkmaschinen, die der Menschheit solche Grausamkeiten angetan hatten, richtete Vergyl nun gegen Chirox. Er wünschte sich, den Mek zu Schrott zu hauen. »Lass mich gegen ihn kämpfen, so wie du es gemacht hast.«

Der Söldner hob die Augenbrauen, als wäre er zugleich belustigt und neugierig. »Welche Waffe wählst du, junger Krieger?«

Verlegen schaute Vergyl auf den unhandlichen Übungsstab, den er zuvor ergriffen hatte. »Außer dem da habe ich nichts bei mir.«

Noret hielt ihm sein Pulsschwert hin. »Weißt du, wie man damit umgeht?«

»Sieht aus wie die Schwerter, die wir in der Grundausbildung benutzt haben, nur ein neueres Modell.«

»Genau.« Noret aktivierte die Waffe und reichte sie dem jüngeren Mann.

Vergyl ergriff die Waffe und wog sie in seinen Händen. Leuchtende Energieblitze tanzten über die Klinge.

Er holte tief Luft und musterte den Kampf-Mek, der ihn gleichgültig anstarrte und wartete. Seine augenähnlichen optischen Fasern glühten orangefarben. Noret ging auf ihn zu, und seine Sensoren richteten sich neu aus, um ihn zu beobachten, bereit für den neuen Gegner.

Als der Söldner den Mek einschaltete, klappte der Torso nur zwei Maschinenarme aus. In einer Metallhand hielt er einen Dolch, die andere war leer.

»Aber so kämpft er (a nur auf einem niedrigen Schwierigkeitsgrad)«, beschwerte sich Vergyl.

»Vielleicht will Chirox dich erst einmal austesten. Im Ernstfall drückt der Gegner dir vorher auch keine Liste mit seinen Fähigkeiten in die Hand.«

Vorsichtig und mit erhobenem Pulsschwert näherte sich Vergyl dem Mek, wandte sich dann nach links und umkreiste ihn. Seine Handflächen wurden feucht, und er lockerte seinen Griff um die Waffe ein wenig. Der Mek behielt ihn die ganze Zeit im Blick. Als seine Dolchhand zuckte, stieß Vergyl mit dem Elektroschwert nach der Roboterwaffe, traf, und die Maschine wurde von einem purpurfarbenen Impuls erschüttert.

»Scheint eine ziemlich lahme Maschine zu sein.« So hatte er sich den Kampf vorgestellt. Er stürmte auf seinen Gegner los und schlug ihm mit dem Pulsschwert auf den Torso, wodurch er eine rötliche Verfärbung auf dem Metallmantel hinterließ. Vergyl drückte den blauen Knopf am Griff seiner Waffe, bis sie auf höchste Impulsstärke eingestellt war.

»Ziel auf den Kopf«, riet ihm Noret. »Zerleg ihm die Schaltkreise, dann wird er langsamer. Wenn du Chirox richtig triffst, braucht er ein oder zwei Minuten, um sich neu einzustellen.«

Wieder schlug Vergyl zu, verfehlte aber den Kopf, so dass die Klinge abglitt und die gepanzerte Schulter traf. Als sich die Hülle mit vielfarbigen Funken überzog, rutschte dem Mek der Dolch aus den Maschinenfingern und fiel klappernd zu Boden. Von der Hand stieg ein Rauchwölkchen auf.

Triumphierend stürmte Vergyl vor. Ihm war gleichgültig, dass dieses Kampfgerät zum Training benötigt wurde. Er wollte es vernichten, es zertrümmern und einschmelzen. Er dachte an Serena, an den kleinen Manion und all die anderen Abgeschlachteten. Und daran, dass er nicht im Djihad mitkämpfen durfte. Fürs Erste musste deshalb dieser Mek als Sündenbock herhalten.

Doch gerade, als er einen Schritt nach vorn machte, drehte sich die leere Flussmetallhand des Roboters und fuhr ein Kurzschwert mit gezackter Klinge aus. Auch aus der anderen Hand kamen plötzlich keine Funken mehr hervor, sondern eine ebensolche Waffe.

»Vorsicht, junger Krieger. Die Armee braucht qualifizierte Bauleute wie dich.«

Die Bemerkung verärgerte Vergyl. »Ich fürchte mich nicht vor dieser Maschine«, blaffte er.

»Manchmal ist es nicht unklug, sich zu fürchten.«

»Selbst vor so einem dummen Gegner? Chirox begreift ja nicht mal, dass ich mich über ihn lustig mache.«

»Ich bin nur eine Maschine«, rezitierte der Mek. Seine künstliche Stimme kam aus einem Sprachmodul. Der verblüffte Vergyl glaubte eine Spur von Sarkasmus aus den Worten des Roboters herauszuhören. Doch das Gesicht des Meks blieb ausdruckslos wie eine Theatermaske.

»Normalerweise redet Chirox nicht viel«, sagte Noret grinsend. »Nur zu, schlag weiter auf ihn ein. Aber selbst ich kenne nicht alle Überraschungen, die er auf Lager hat.«

Vergyl trat zurück, um seinen Gegner neu einzuschätzen. Er musterte die leuchtenden optischen Fasern des Roboters, die auf die Pulsklinge gerichtet waren.

Völlig unvermittelt griff Chirox mit dem Kurzschwert an und stellte sich dabei als unerwartet flink und gewandt heraus. Vergyl versuchte sich unter dem Schlag wegzudu-

cken, war aber nicht schnell genug, so dass er einen oberflächlichen Schnitt am Arm davontrug. Mit einer Rolle brachte er sich außer Reichweite des Roboters. Als er wieder auf die Beine sprang, warf er einen Blick auf seine Wunde.

»Kein schlechter Zug«, sagte Noret in beiläufigem Tonfall, als wäre es ihm gleichgültig, ob der Roboter Vergyl tötete. Für ihn war Töten Beruf und Vergnügen zugleich. Vielleicht musste man besonders abgebrüht sein, um ein Soldner von Ginaz zu werden, aber Vergyl – der diese Abgebrühtheit nicht besaß – fürchtete, dass er sich allzu unbedacht in diese Lage manövriert hatte und sich nun einer Herausforderung gegenübersah, der er nicht gewachsen war. Mit ruckartigen Bewegungen setzte der Kampf-Mek seine Angriffe fort. Sein Tempo war unberechenbar, und manchmal warf er sich Vergyl mit erstaunlich fließenden Bewegungen entgegen.

Vergyl schoss hin und her und erwischte den Mek immer wieder mit seinem Pulsschwert. Gekonnt rollte er sich ab und dachte sogar darüber nach, einen spektakulären Salto rückwärts zu machen, hatte aber Angst, ihn nicht zu schaffen. Wenn er eines seiner Manöver vermasselte, konnte das tödlich enden.

Einer seiner Schläge traf den Schaltkasten an Chirox' Seite, der daraufhin rot aufglühte. Der Roboter hielt inne. Dann kam ein schlanker, gelenkiger Arm aus seinem Torso, langte in den Kasten und justierte etwas darin.

»Das Ding kann sich selbst reparieren?«

»Die meisten Kampf-Meks können das. Du wolltest doch gegen einen richtigen Maschinengegner antreten, oder? Ich habe dich vor ihm gewarnt.«

Auf einmal attackierte der Roboter Vergyl schneller und unerbittlicher als zuvor. Der Metallkörper fuhr zwei weitere Arme aus. Mit dem einem hielt der Roboter einen

langen Dolch mit Widerhaken an der Klingenspitze, mit dem anderen ein gluhendes Brenneisen

In besorgtem Tonfal. sagte Zon Noret etwas, doch die Worte verschwammen Vergyls Universum, wie er es bis her gekannt hatte, verblasste, und seine Sinne nahmen nur noch das Notwendige wahr All seine Aufmerksamkeit war aufs Uberleben gerichtet

»Ich bin ein Djihadi«, flusterte Vergyl Er uberantwortete sich seinem Schicksal und beschloss zugleich, dem Gegner so viel Schaden wie moglich zuzufugen Er erinnerte sich an den Treueschwur, den selbst die Mitglieder der Baubrigade auswendig lernen mussten »Wenn ich im Kampf gegen die Maschinen falle, gehore ich zu jenen, die vor mir ins Paradies eingegangen sind, und zu jenen, die noch folgen werden « Er befand sich in einem trancearligen Zustand, und jede Todesangst war von ihm gewichen.

Er sturmte vor, schwang das Pulsschwert und drosch damit auf den Roboter ein, so dass es sich mehrere Male entlud Im Hintergrund rief jemand etwas, das er nicht verstand Dann horte er ein lautes Klicken, sah einen bunten Blitz und wurde von grellem gelbem Licht eingehullt, das sich anfuhlte wie die Bo eines Polarsturms und ihn an Ort und Stelle erstarren ließ

Bewegungsunfahig und hilflos bebte Vergyl einen Moment, bevor er umfiel Es kam ihm vor, als wurde er sehr lange fallen Er zitterte und klapperte mit den Zahnen, aber er schien einfach nicht auf dem Boden zu landen

Schließlich bemerkte er, dass er genau in die leuchtenden Optiksensoren des Roboters blickte Er war ihm vollkommen ausgeliefert.

»Jetzt kann ich dich toten « Die Maschine druckte Vergyl die Dolchspitze an den Hals

Innerhalb einer Millisekunde hatte der Kampf Mek ihm die Klinge in die Kehle stoßen können. Vergyl hörte Rufe, aber er konnte sich nicht herauswinden. Er starrte in die unerbittlichen optischen Fasern des Roboters, in das Gesicht des verhassten Feindes. Die Denkmaschine würde ihn töten – und das noch nicht einmal in einer richtigen Schlacht. Was war er nur für ein Narr!

Aus weiter Ferne rief eine vertraute Stimme nach ihm – oder waren es zwei? »Vergyl! Vergyl! Schalt das verdammte Ding aus, Noret!«

Er versuchte den Kopf zu heben und sich umzuschauen, doch er konnte sich nicht rühren. Chirox drückte ihm immer noch die scharfe Dolchspitze an die Halsschlagader. Vergyls Muskeln waren gelähmt, als wäre er in einem Eisblock festgefroren.

»Gib mir eine Disruptor-Pistole!« Endlich erkannte er die Stimme. Xavier. Seltsamerweise hatte Vergyl mehr Angst vor dem Tadel seines Bruders als vorm Sterben.

Doch dann richtete sich der Mek auf und nahm die Klinge von Vergyls Kehle.

Er hörte weitere Stimmen, schwere Stiefeltritte und das Klappern von Waffen. Am Rande seines Gesichtsfelds sah er Bewegungen und rot-grüne Djihad-Uniformen. Xavier rief seinen Männern Befehle zu, doch Chirox fuhr den Arm mit dem Widerhakendolch und die übrigen vier Arme und Waffen bereits wieder ein. Die hell leuchtenden optischen Fasern verdunkelten sich, bis sie nur noch leicht schimmerten.

Zon Noret stellte sich vor den Roboter. »Nicht schießen, Segundo. Chirox hatte ihn töten können, hat es aber nicht getan. Er ist darauf programmiert, Schwachen auszunutzen und seinen Gegnern den Todesstoß zu versetzen. Und doch hat er sich ganz bewusst dagegen entschieden.«

»Ich wollte ihn nicht toten.« Der Kampf-Mek nahm seine Bereitschaftshaltung ein. »Das wäre unnötig gewesen.«

Schließlich war Vergyl wieder so klar im Kopf, dass er sich steif aufsetzen konnte. »Dieser Mek hat tatsächlich Mitgefühl gezeigt.« Er war immer noch benommen von dem rätselhaften Betäubungsstoß. »Stellt euch das vor – eine Maschine mit Gefühlen!«

»Das war kein Mitgefühl«, sagte Xavier mit unfreundlicher Miene und reichte Vergyl die Hand, um ihm aufzuhelfen.

»Aber es war sehr seltsam«, beharrte Vergyl. »Hast du die Sanftmut in seinen Augen gesehen?«

Zon-Noret war mit seiner Trainingsmaschine beschäftigt, schaute in den Schaltkasten, las Anzeigen und nahm Korrekturen vor. »Chirox hat sich der Situation einfach angepasst und auf den Überlebensmodus umgeschaltet. Aber in seiner ursprünglichen Programmierung muss noch etwas anderes versteckt gewesen sein.«

»Maschinen scheren sich nicht ums Überleben«, fuhr Xavier ihn an. »Du hast sie doch auf Peridot gesehen. Sie stürzen sich ohne Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit ins Gefecht.« Er schüttelte den Kopf. »Mit der Programmierung deines Meks stimmt etwas nicht. Irgendeine Störung.«

Vergyl starrte Chirox an, und sein Blick fiel auf die leuchtenden Optiksensoren. In den Tiefen dieses schwachen Lichts meinte der junge Bauoffizier das Flackern von etwas Lebendigem wahrzunehmen, was ihn zugleich faszinierte und ängstigte.

»Auch Menschen können Mitgefühl lernen«, sagte Chirox vollkommen unerwartet.

»Ich lasse ihn von Grund auf überholen«, sagte Noret, aber er klang verunsichert.

Xavier stand direkt vor Vergyl und suchte ihn nach ernsteren Verletzungen ab. Als er ihn aus dem Übungsraum hinausführte, sagte er mit zitternder Stimme: »Du hast mir einen gehörigen Schreck eingejagt.«

»Ich wollte doch nur einmal gegen einen richtigen Feind kämpfen.«

Xavier sah todtraurig aus. »Vergyl, ich fürchte, dass du diese Gelegenheit irgendwann bekommen wirst. Dieser Djihad ist noch lange nicht zu Ende.«

Gesichter einer Märtyrerin

Eine Geschichte aus Butters Djihad

»Tut mir leid«, sagte Rekur Van zu seinem Gefährten, einem tlulaxanischen Forscher wie er selbst, als er seinem Opfer geschickt das Messer ins Rückgrat stieß und es noch einmal herumdrehte. »Aber ich brauche das Schiff dringender als du.«

Um die schlanke Klinge herum trat Blut aus, und als Van das Messer aus der Wunde riss, schoss es in einem letzten, tödlichen Schwall hervor. Sein Kamerad zitterte und zuckte, während sein Nervensystem vergeblich versuchte, Befehle zu geben. Van rollte ihn aus der Luke des kleinen Schiffs und warf ihn auf das Landefeld des Raumhafens.

Durch die Straßen der Hauptstadt von Tlulaxa hallten Explosionen, Schreie und Schüsse. Der tödlich verletzte Genforscher wand sich immer noch zitternd am Boden. Das Licht seiner eng beieinanderliegenden Augen erlosch langsam, während er Rekur Van vorwurfsvoll anblinzelte. Weggeworfen wie so viel anderes Lebenswichtiges.

Obwohl Van sich die Hände an seiner Kleidung abwischte, blieben sie klebrig. Wenn er erst einmal entkommen war, hatte er genug Zeit, um sich und seine Kleidung zu waschen. Blut – das war die Währung, mit der er handelte, eine Genressource voller nützlicher DNS. Eine so große Menge davon verschwendete er nur ungern.

Doch die Liga der Edlen verlangte nach Blut. Nach *seinem* Blut.

Van war einer der brillantesten Wissenschaftler Tlulaxas und hatte die besten Beziehungen zu mächtigen reli-

giosen Anführern, und dennoch musste er von seiner Heimatwelt fliehen, um dem Lynchmob zu entkommen. Aufgebrachte Mitglieder der Liga hatten den Planeten abgeriegelt und stürzten sich nun auf ihn, um Gerechtigkeit walten zu lassen. Van konnte sich kaum ausmalen, welch schreckliche Vergeltung ihn erwartete, wenn er ihnen in die Hände fiel. »Fanatiker seid ihr, allesamt!«, rief er in Richtung Stadt, obwohl niemand ihn hören konnte, bevor er die Luke schloss.

Mit blutverschmierten Händen steuerte er das Schiff. Er hatte keine Zeit gehabt, seine unbezahlbaren Forschungsunterlagen mitzunehmen, und war gezwungen gewesen, auch seine Reichtümer zurückzulassen. Außer dass er von diesem Planeten verschwinden wollte, bevor die rachsüchtigen Soldaten der Liga ihn zu fassen bekamen, hatte er keinen Plan. Er ließ einfach das Schiff abheben und flog davon.

»Sei verflucht, Ibis Ginjo!«, murmelte er. Dass der Große Patriarch bereits tot war, tröstete ihn nicht besonders.

Ginjo hatte ihn immer wie eine niedere Lebensform behandelt. Van und der Große Patriarch waren als Geschäftspartner aufeinander angewiesen gewesen, doch keiner von beiden hatte dem anderen über den Weg getraut. Schließlich war die Liga hinter das entsetzliche Geheimnis der Organfarmen auf Thalaxa gekommen, in denen vermisste Soldaten und Sklaven aus dem Volk der Zensunni aufgeschnitten wurden, um Ersatzteile für verletzte Krieger zu gewinnen. Jetzt war der Spieß umgedreht worden. Ganz Thalaxa war in Aufruhr, alle fürchteten um ihr Leben und flohen vor dem gerechten Zorn der Liga. Fleischhändler mussten untertauchen, und ehrbare Kaufleute wurden von zivilisierten Welten vertrieben. Ruiniert und in Ungnade gefallen, war Van zum Gejagten geworden.

Aber auch ohne seine Laboraufzeichnungen hatte er immer noch genug wichtiges Wissen im Kopf, das er dem Meistbietenden zur Verfügung stellen würde. Und in der Tasche trug er eine kleine Ampulle mit speziellem Gen material bei sich, mit dem er wieder von vorn anfangen konnte. Wenn er nur entkam.

Als Van in seinem gestohlenen Schiff die Umlaufbahn erreichte, sah er mächtige Schlachtschiffe der Javelin-Klasse, die mit zornigen Dschihadis bemannt waren. Unzählige tlulaxanische Schiffe, die großenteils von unerfahrenen und panischen Piloten wie ihm selbst gesteuert wurden, rasten in heilloser Flucht davon. Die Schlachtschiffe der Liga feuerten auf jedes Schiff von Tlulaxa, das in ihre Reichweite geriet.

»Warum erklärt ihr uns nicht gleich *alle* für schuldig?«, knurrte Van, obwohl er wusste, dass niemand ihn hörte.

Ohne zu wissen, wie schnell das ungewohnte Schiff fliegen konnte, beschleunigte Van. Mit dem Ärmel wischte er einen getrockneten Blutfleck von der Steuerkonsole, damit er die Anzeigen besser lesen konnte. Die Javelins feuerten Warnschüsse auf ihn ab, und über den Kommunikationskanal hörte er eine wütende Stimme.

»Tlulaxanisches Schiff! Halten Sie an, wenn Sie sich nicht ergeben, werden Sie vernichtet!«

»Warum richtet ihr eure Waffen nicht lieber auf die Denkmaschinen?«, gab Van scharf zurück. »Die Armee des Dschihad verschwendet hier nur Zeit und Munition. Oder habt ihr vergessen, wer die wahren Feinde der Menschheit sind?« Schließlich war jedes angebliche Verbrechen auf Tlulaxa nichts im Vergleich zu den jahrzehntelangen Verwüstungen, die der Computer Allgeist Omnius angerichtet hatte.

Offenbar wusste der Kommandant des Javelins seinen Sarkasmus nicht zu schätzen. Detonationsgeschosse ras

ten ohne einen Laut an Vans Schiff vorbei, worauf Van schlagartig abbremste. In einiger Entfernung vom anvisierten Ziel explodierten die Projektile, doch die Druckwelle ließ das gestohlene Schiff schlingern. Obwohl im Cockpit Anzeigen und Alarmleuchten aufblitzten, sandte Van keinen Notruf aus. Ohne einen Mucks überließ er das Schiff sich selbst und stellte sich tot. Kurz darauf ließen die Schiffe der Liga von ihm ab und machten sich auf die Jagd nach anderen glücklosen Flüchtlingen von Thuaxa. Sie hatten eine große Auswahl an Opfern.

Als die Schlachtschiffe der Liga endlich verschwunden waren, fühlte sich Van sicher genug, um die Stabilisatoren zu aktivieren. Nach einigen hektischen Versuchen gelang es ihm schließlich, das Trudeln des steuerlosen Schiffes auszugleichen und es wieder auf Kurs zu bringen. Ohne eine bestimmte Richtung im Sinn, allein vom Wunsch getrieben zu entkommen, flog er so schnell und so weit wie möglich aus dem Sonnensystem hinaus. Dem, was er zurückließ, trauerte er nicht nach.

Den Großteil seines Lebens hatte Van daran gearbeitet, entscheidende biologische Neuerungen zu entwickeln, so wie es Generationen vor ihm getan hatten. Im Laufe des Djihad waren die Thuaxa nicht nur fabelhaft reich, sondern auch unverzichtbar geworden. Nun aber machten Serenas Fanatiker die Organfarmen dem Erdboden gleich, zerstörten die Transplantationstanks und waren so »gnädig«, die Spender von ihren Leiden zu erlösen. Kurzsichtige Narren. In ein paar Jahren, wenn ihre blinden oder amputierten Veteranen ihre Verletzungen beklagten und es niemanden mehr gab, der ihnen helfen konnte, wäre der Jammer in der Liga groß.

Die kurzsichtigen Idealisten von der Liga kümmerten sich nicht um praktische Belange und planten nicht gut voraus. Wie so viele Kämpfer in Serena Butlers Djihad

verfolgten sie unrealistische Träume und ließen sich von törichten Gefühlen leiten. Van verabscheute diese Leute.

Er stellte sich vor, der Steuerknüppel des Schiffs wäre Iblis Ginjos fetter Hals, und er packte ihn so fest, als wolle er ihn erwürgen. Trotz der langen Liste seiner Untaten war es dem Großen Patriarchen gelungen, seinen eigenen Namen rein zu halten und alle Schuld auf einen alten, abgebrühten Kriegshelden, Xavier Harkonnen, und das Volk von Tlulaxa abzuwälzen. Ginjos intrigante Witwe stellte ihren gefallenen Gatten fälschlicherweise als Märtyrer dar.

Die Liga mochte den Tlulaxa die »Ehre« rauben. Der Mob mochte ihre Reichtümer plündern und ihn und sein Volk zu einem Leben als Ausgestoßene zwingen. Aber die Verräter konnten Rekur Van nicht sein Wissen und seine Fähigkeiten nehmen. Er war ein Sündenbock, aber er konnte immer noch zurückschlagen.

Schließlich entschied sich Van, wohin er fliegen würde und wohin er seine geheime und bahnbrechende Klontechnik mitsamt den Körperzellen von Serena Butler bringen würde.

Er steuerte das Schiff über die Grenzen des Liga-Territoriums hinaus zu den Maschinenwelten, um dem Allgeist Omnius seine Dienste anzubieten.

Auf Salusa Secundus, der Hauptwelt der Liga der Edlen, setzte die schreiende, ungebändigte Volksmenge das Abbild eines Mannes in Brand.

In versteinertem Schweigen stand Vorian Atreides im Schatten eines verzierten Bogens und sah der Menschenmasse zu. Seine Kehle war wie zugeschnürt, so dass er seine Bestürzung nicht hinausschreien konnte. Obwohl er ein Held des Djihad war, wollte dieser wildgewordene Haufen nicht auf ihn hören.

Das Konterfei auf dem Bild glich Xavier Harkonnen nur entfernt, doch der Hass des Pobels auf ihn war unverkennbar. Die Puppe baumelte von einem behelfsmäßigen Galgen über einem Stoß trockener Äste. Ein junger Mann warf eine kleine Zündladung hinein, und Sekunden später fraßen die Flammen die symbolische Djihad-Uniform der Puppe – eine Uniform wie jene, die Xavier so stolz getragen hatte.

Den Großteil seines Lebens hatte Vorians Freund dem Krieg gegen die Denkmaschinen gewidmet. Und nun hatten die unzurechnungsfähigen Massen eine Uniform gefunden und verhöhnten ihn, indem sie ihm die Orden und Abzeichen herunterrissen, genau wie auch Xavier seines rechtmäßigen Platzes in der Geschichte beraubt worden war. Und dann verbrannten sie ihn.

Die Puppe tanzte und qualmte am Seil, als sie von den Flammen erfasst wurde. Ungestümer Jubel über den Tod des Verräters ließ die Fensterscheiben der umstehenden Häuser klirren. Für das Volk war es ein Racheakt. Für Vorian war es eine Abscheulichkeit.

Sobald Vorian erfahren hatte, mit welchem Mut Xavier die Organtarmen auf Tulaxa entlarvt und den verräterischen Großen Patriarchen Gilmo zur Strecke gebracht hatte, war er nach Salusa geeilt. Nie hatte er erwartet, Zeuge eines so widerwärtigen und durchorganisierten Rachefeldzugs gegen seinen Freund zu werden. Tagelang hatte Vorian seine Stimme erhoben, um zu verhindern, dass der rasende Hass des Volkes das falsche Ziel traf. Aber trotz seines hohen Rangs fand er nur wenig Unterstützung. Die Verleumdungskampagne gegen Xavier hatte begonnen, und die Geschichte wurde bereits umgeschrieben, während sie noch Tagesgeschehen war. Vorian kam sich vor, als stünde er während eines Hurrikans an einem Strand auf Caladan, um mit erhobenen Händen die Flutwelle abzuwehren.

Sogar Xaviers eigene Tochter knickten unter dem Druck ein und nannten sich nicht mehr Harkonnen, sondern Butler, nach dem Nachnamen ihrer Mutter. Ihre stets stille und schuchterne Mutter Octa hatte sich vor Verzweiflung in die Stadt der Introspektion zurückgezogen und weigerte sich, Fremde zu empfangen.

Unbemerkt stand Vorian in der Menge, denn er trug einfache Straßenkleidung, um seine Identität zu verbergen. Wie Xavier war auch er stolz, in der Armee des Dschihad zu dienen, doch angesichts des zunehmenden Irrsinns war es nicht ratsam, sich in Uniform blicken zu lassen.

In den langen Jahren des Dschihad hatte Primero Vorian Atreides viele Schlachten gegen die Denkmaschinen geschlagen. Er hatte an Xaviers Seite gekämpft und gewaltige, wenn auch verlustreiche Siege errungen. Xavier war der tapferste Mann, den Vorian jemals gekannt hatte, und jetzt straften ihn Milliarden Menschen mit Verachtung.

Vorian ertrug das Schauspiel nicht länger und wandte sich von der Menge ab. Was für eine Beschränktheit und Idiotie! Die schlecht informierte und leicht manipulierbare Masse glaubte, was immer sie wollte. Vorian Atreides allein würde sich der wahren Kühnheit erinnern, die den Namen Harkonnen auszeichnete.

Der unabhängige Roboter trat einen Schritt zurück, um das neue Schild an der Wand seines Labors zu bewundern. *Die menschliche Natur zu verstehen ist die schwierigste Übung des Geistes.*

Während Erasmus die Implikationen dieser Aussage erwog, wechselte er den Ausdruck auf seinem flüssigmetallenen Gesicht. Seit Jahrhunderten strebte er danach, diese biologischen Kreaturen zu dechiffrieren. Sie hatten so viele Defekte, aber in einem Anflug von Genialität hatten

sie Denkmaschinen erfunden. Dieses Rätsel ließ ihm keine Ruhe.

Rund um sein Labor hatte er Wahlsprüche angebracht, um zu unerwarteten Zeitpunkten Denkanstöße zu erhalten. Philosophie war für ihn weit mehr als ein Spiel. Sie war eine Möglichkeit, sein Maschinengehirn zu verbessern.

Ganz gleich, ob du Mensch bist oder Maschine, es ist möglich, all deine Visionen zu verwirklichen.

Um ein genaueres Verständnis seines biologischen Gegners zu entwickeln, führte Erasmus unentwegt Experimente durch. Die derzeitigen Versuchsobjekte des Roboters stöhnten und krümmten sich, waren auf Tische gefesselt, in durchsichtige Tanks eingeschlossen oder in luftdichte Zellen gesperrt. Manche beteten zu unsichtbaren Göttern. Andere schrien und flehten ihn um Gnade an und bewiesen damit nur, welchem Wahn sie unterlagen. Einige besaßen die Unhöflichkeit, sein Labor zu verschmutzen, indem sie bluteten, urinierten und allerlei andere Flüssigkeiten absonderten. Zum Glück besaß er Dienerroboter und menschliche Sklaven, die seine Forschungsräume reinigten und desinfizierten.

Fleisch ist nichts anderes als weiches Metall.

Der Roboter hatte nicht nur psychologische Versuche durchgeführt, sondern auch Tausende menschliche Körper und Gehirne seziert. Er hatte Menschen die Sinneswahrnehmung genommen und ihnen extreme Schmerzen und unerbittliche Furcht eingeflößt. Nicht nur die Reaktionen Einzelner hatte er untersucht, sondern auch das Verhalten von Massen. Doch trotz seines akribischen Blicks fürs Detail wusste Erasmus, dass er nach wie vor etwas Entscheidendes übersah. Er war nicht in der Lage, alle Daten so einzuordnen und zu verbinden, dass sie ein verständliches Gesamtbild ergaben, eine »große Vereinheit

lichte Theorie« über die menschliche Natur. Die Verhaltensextreme lagen einfach zu weit auseinander.

Ist es menschlicher, gut oder böse zu sein?

Dieses Schild, das neben dem neuen hing, hatte ihm eine Zeit lang Rätsel aufgegeben. Viele Menschen, die er genauer untersucht hatte, wie Serena Butler und sein Mündel Gilbertus Albans, hatten eine angeborene Gutartigkeit bewiesen. Sie waren voller Mitleid und Fürsorge für andere Geschöpfe gewesen. Aber Erasmus hatte die menschliche Geschichte studiert und wusste von Verrätern und Soziopathen, die um ihres eigenen Vorteils willen unglaublichen Schaden und schreckliches Leid angerichtet hatten.

Keine Kombination möglicher Schlussfolgerungen ergab einen Sinn.

Serena Butlers Djihad dauerte nunmehr sechsunddreißig Jahre an, und die Maschinen waren dem Sieg immer noch fern, obwohl die Computerhochrechnungen besagten, dass sie die freien Menschen schon längst hätten schlagen müssen. Was die Liga der Edlen stark machte, war der Fanatismus, und deshalb kämpften sie auch dann weiter, wenn unter rationalen Gesichtspunkten eine Kapitulation sinnvoller erschien. Ihre Inspirationsfigur und Anführerin war zur Märtyrerin geworden – aus eigenem Willen. Ein völlig unerklärlicher Vorgang.

Jetzt bot sich ihm endlich eine neue Gelegenheit, ein vollkommen unerwartetes Versuchsobjekt, das Licht auf bisher unbekannte Aspekte der Menschheit werfen konnte. Vielleicht würde ihm der gefangene Tulaxa die eine oder andere Antwort liefern, wenn er hier eintraf. Immerhin war ihnen der Narr direkt in den Schoß gefallen.

Rekur Van hatte sich erdreistet, in das von den Denkmaschinen beherrschte Synchronisierte Imperium einzudringen, und per Funk um ein Treffen mit Omnius gebe-

ten. Entweder war das tollkühne Auftauchen des Tlulaxa Teil einer komplizierten Falle – oder er gab sich ernsthaft dem Glauben hin, dass er einen ertragreichen Handel anzubieten hatte. Erasmus war gespannt, welche der beiden Möglichkeiten zutraf.

Omnius wollte das Tlulaxa-Schiff ohne viel Federlesens vernichten, denn die meisten Menschen, die in das Synchronsierte Imperium eindrangen, wurden getötet oder eingefangen. Aber Erasmus brannte darauf zu hören, was der bekannte Gentorscher zu sagen hatte, und schritt ein.

Deshalb wurde das kleine Gefährt umzingelt und von Roboterkriegsschiffen nach Corrin, zum Zentrum der Synchronisierten Welten, eskortiert. Sogleich brachten gepanzerte Wachroboter den Gefangenen direkt in Erasmus' Labor.

Rekur Vans kantiges, graues Gesicht war zu einer finsteren Miene verknittert, die zwischen Hochmut und Furcht wechselte. Seine dunklen, eng beieinanderliegenden Augen blinzelten nervös. Mit seinem Zopf, der ihm bis zu den Schultern reichte, versuchte er selbstbewusst und unerschrocken zu wirken, scheiterte dabei jedoch auf ganzer Linie.

In einer vornehmen, majestätischen Robe, die er trug, um in den Augen seiner menschlichen Sklaven und Versuchsopfer ehrfurchtgebietend zu wirken, stand der unabhängige Roboter vor ihm. Zuerst ließ er ein unbedrohliches Lächeln auf dem Flussmetallgesicht entstehen, und anschließend, um eine andere Miene auszuprobieren, schaute er finster drein. »Als man dich gefangengenommen hat, hast du nach einem Treffen mit Omnius verlangt. Dem großen Computer-Allgeist kommt es seltsam vor, Befehle von so einem winzigen Menschlein zu erhalten – einem Mann, dessen Wuchs ebenso klein ist wie seine Bedeutung.«

Van hob das Kinn und rumpfte hochmutig die Nase »Du unterschatzt mich.« Aus den Falten seiner fleckigen und zerknitterten Tunika zog der Tulaxa eine kleine Ampulle. »Ich habe dir etwas Wertvolles mitgebracht. Dies sind Proben von Korperzellen, das Rohmaterial meiner genetischen Forschungen.«

»Ich habe selbst einige Forschungen betrieben«, entgegnete Erasmus. »Und ich besitze selbst so manche Probe. Warum sollte ich mich fur deine interessieren?«

»Weil dies Originalzellen von *Serena Butler* sind. Und weil du im Gegensatz zu mir weder die Technik noch die Verfahrensweise kennst, um das Wachstum ihres Klons zu beschleunigen. Ich kann dir ein perfektes Duplikat der Anführerin des Djihad gegen die Denkmaschinen erschaffen. Bestimmt fallt dir selbst ein Verwendungszweck dafur ein.«

Erasmus war in der Tat beeindruckt. »Serena Butler? Du kannst sie wiedererschaffen?«

»Bis auf die DNS genau, und ich kann ihr Wachstum bis zu dem Punkt beschleunigen, den du haben willst. Aber ich habe diese Zellen mit bestimmten Hemmstoffen gemptt. Kleine Schlosser, die nur ich zu knacken vermag.« Immer noch hielt er die Ampulle wie einen Koder ins Laborlicht, so dass Erasmus sie sehen konnte. »Ich ahne bestenfalls, wie wertvoll ein solches Pfand im Krieg gegen die Menschen sein konnte.«

»Und weshalb solltest du uns einen derartigen Schatz anbieten?«

»Weil ich die Liga der Edlen hasse. Sie hat sich gegen mein Volk gewandt und verfolgt uns ohne Gnade. Wenn mir die Denkmaschinen Unterschlupf gewahren, gebe ich euch als Gegenleistung eine nagelneue Serena Butler, mit der ihr tun und lassen konnt, was ihr wollt.«

Erasmus' geistiges Inneres wurde von Moglichkeiten uberflutet. Serena war das faszinierendste menschliche

Versuchsobjekt gewesen, das er jemals untersucht hatte, aber seine Experimente mit ihr waren zu einem abrupten Ende gekommen, nachdem er ihr widerspenstiges Kind getötet hatte. Danach hatte sie nicht mehr kooperiert. Seit Jahrzehnten wünschte sich der Roboter eine zweite Gelegenheit mit ihr – und jetzt konnte er sie haben.

Er stellte sich die Gespräche vor, die sie führen konnten, ihren Ideenaustausch und die *Antworten* auf all seine dringlichen Fragen. Er las einen anderen der Sinnsprüche an der Wand. *Wenn ich in der Lage wäre, die ultimative Frage zu ersinnen, gäbe es eine Antwort auf sie?*

Fasziniert ergriff Erasmus Vans Schulter, worauf sich das Gesicht des Thulaxa vor Schmerzen verzerrte. »Ich nehme deine Bedingungen an.«

Die Witwe des Großen Patriarchen sandte ihm eine förmliche Einladung, und Vorian wusste, dass es keine bloße Bitte war.

Die Botschaft wurde von einem Hauptmann der Djihad-Polizei überbracht, was einer versteckten Drohung gleichkam. Doch Vorian ließ sich nicht einschüchtern, sondern legte umso mehr Medaillen, Ehrenbänder und Abzeichen an, die er sich im Laufe seiner langen und glänzenden Dienstzeit erworben hatte. Obwohl er unter Denkmaschinen aufgewachsen war und ihr Vertrauen genossen hatte, war aus ihm später ein Held des Djihad geworden. Iblis Ginjos anmaßende Frau sollte keine Sekunde lang vergessen, wem sie gegenüberstand.

Camie Boro Ginjo hatte Iblis aus Prestigegründen geheiratet, doch es war eine lieblose Verbindung zweier liebloser Menschen gewesen. Selbstredend wollte Camie den aufsehenerregenden Tod ihres Gatten für ihren eigenen politischen Vorteil ausschlachten. In eben dem Büro, wo der Große Patriarch seine schändlichen Intrigen ge-

sponnen hatte, saß nun sie, und an ihrer Seite befand sich Yorek Thurn, der kahlkopfige Kommandant der Djipol mit der olivenfarbenen Haut. Vorian versuchte, auf alles gefasst zu sein, was dieses gefährliche Paar ausheckte.

Mit einem hübschen Lächeln lenkte Camie Vorians Aufmerksamkeit auf einen kleinen Sockel, auf dem das maßstabgetreue Modell eines grandiosen Denkmals stand. »Das wird unser Schrein der Drei Martyrer. Jeder, der ihn sieht, wird vom Kampfgeist des Djihad ergriffen sein, ob er will oder nicht.«

Vorian betrachtete die Bogen, die riesigen Kohlepfannen, in denen das ewige Feuer brennen sollte, und die drei kolossalen Statuen im Innern, die in stilisierter Weise eine Frau, einen Mann und ein Kind darstellten. »Drei Märtyrer?«

»Serena Butler und ihr Kind, die beide von den Denkmaschinen ermordet wurden, und Iblis Ginjo, mein Mann, den die Menschen verraten und erschlagen haben.«

Nur mit Mühe konnte Vorian seinen Zorn im Zaum halten. Er wandte sich zum Gehen. »Damit will ich nichts zu tun haben.«

»Primero, bitte, hören Sie uns erst an.« Camie hob beschwichtigend die Hände. »Wir müssen auf die große Unruhe reagieren, die die Liga ergriffen hat, auf die Ermordung Serena Butlers durch die Denkmaschinen und auf den tragischen Tod meines Mannes, der einem Komplott zum Opfer fiel, das Xavier Harkonnen zusammen mit seinen tlulaxamischen Komplizen ausgebrütet hat.«

»Es existieren keinerlei Fakten, die Xaviers Schuld beweisen«, sagte Vorian mit bruchiger Stimme. Camie war die Hauptverantwortliche für diese Schlammschlacht und dafür, dass man Xavier die Schuld zugeschoben hatte. Vor ihr und ihrem Handlanger hatte er keine Angst. »Ihre Un-

terstellungen sind unhaltbar Sie suchen schon lange nicht mehr nach der Wahrheit.«

»Mir genugen die Beweise «

Thurr erhob sich Obwohl er von kleinerer Statur als Camie war, besaß er die Kraft einer angriffsbereiten Kobra »Genauer gesagt genugen den Burgern der Liga die Beweise Sie brauchen namlich Helden und Martyrer «

»Offenbar brauchen sie auch ihre Schurken Und wenn man den wahren Schuldigen nicht zu fassen bekommt, erschafft man sich einen wie Sie es mit Xavier getan haben.«

Thurr verschrankte die Finger »Wir mochten hier keine erbitterten Streitereien fuhren Primero Sie sind ein großer Militarstratege und wir haben Ihnen viele Siege zu verdanken «

»Und Xavier ebenso«, sagte Vorian

Ohne auf diese Bemerkung einzugehen, sprach der Dip pol Kommandant weiter Wir drei sind bedeutende Anfuhrer, und um wichtige Ziele zu erreichen, mussen wir zusammenarbeiten Niemand von uns darf sich mit verletzten Gefuhlen und alten Animositaten aufhalten Wir mussen den Siegeswillen des Volkes in diesem Heiligen Djihad starken, und da konnen wir uns keine Streitereien leisten, die uns vom wahren Feind ablenken Immer wieder werfen Sie die Frage auf was zwischen Xavier Harkonnen und dem Großen Patriarchen vorgefallen ist, ohne zu begreifen, welchen Schaden Sie damit anrichten «

»Die Wahrheit ist die Wahrheit «

»Die Wahrheit ist relativ und muss im großeren Zusammenhang unseres Kampfes gesehen werden Selbst Serena und Xavier wurden mir darin beipflichten, dass unerfreuliche Opfer gebracht werden mussen um die Ziele des Djihad zu erreichen Lassen Sie von Ihrem personlichen Kreuzzug ab, Primero Horen Sie auf zu zweifeln

Wenn Sie Ihre Gefühle nicht für sich behalten, schaden Sie unserer Sache.«

Obwohl Thurr in ruhigem Tonfall sprach, hörte Vorian die Drohung aus seinen Worten heraus und musste den flüchtigen Impuls unterdrücken, ihn zu schlagen. Dieser Dijpol-Kommandant hatte keinen Sinn für Ehre und Wahrheit. Zweifellos besaß Thurr genug Macht, den Primero heimlich aus dem Weg räumen zu lassen ... und Vorian war überzeugt, dass er genau das tun würde, falls es ihm nötig erschien.

Dennoch hatte der Dijpol-Kommandant ins Schwarze getroffen, als er Vorian an den Grund für die Opferbereitschaft seines Freundes erinnert hatte. Sollte Vorian das Vertrauen der Öffentlichkeit in den Rat des Djihad und die Regierung der Liga zerstören, konnten die politischen Folgen und gesellschaftlichen Umwälzungen beträchtlich sein. Skandale, Rücktritte und allgemeiner Aufruhr würden den Zusammenhalt schwächen, den die Menschheit im Kampf gegen die Denkmaschinen brauchte.

Omnius war der einzige Feind von Bedeutung.

Vorian verschränkte die Arme vor der hochdekorierten Brust. »Fürs Erste behalte ich meine Ansichten für mich«, sagte er. »Aber nicht für Sie oder Ihre Machtspielchen. Sondern für Serenas Djihad. Und für Xavier.«

»Hauptsache, Sie tun genau das«, sagte Camie.

Vorian wandte sich zum Gehen, blieb aber in der Tür noch einmal stehen. »Wenn Sie Ihre Farce mit den drei Märtyrern enthüllen, möchte ich weit weg sein. Deshalb gehe ich an die Front.« Kopfschüttelnd eilte er hinaus. »Den Krieg auf dem Schlachtfeld verstehe ich wenigstens.«

Auf Corrin, der Hauptwelt der Maschinen, vergingen die Jahre, und ein Mädchen wuchs schnell zur Frau heran,

denn Rekur Van hatte ihr geklontes Leben beschleunigt. Regelmäßig stattete Erasmus dem Labor, das von den Klagen der Versuchsopfer erfüllt war, einen Besuch ab. Seine neue Serena Butler nahm Gestalt an.

Unter den gequälten menschlichen Versuchsobjekten fühlte sich der Tleilaxa-Wissenschaftler offensichtlich wie zu Hause. Van war selbst schon sehr interessant, denn er hatte Anschauungen und Verhaltensweisen, die sich drastisch von denen unterschieden, die Erasmus an der ursprünglichen Serena oder an Gilbertus Albans beobachtet hatte. Trotzdem hatte der mitzige Forscher eine angewöhnliche Weltsicht. Sein Blick auf die Dinge war vollkommen egozentrisch und wurde von irrationalem Hass auf und Verachtung für die freien Menschen verzerrt. Darüber hinaus war er intelligent und äußerst gebildet, was ihn für Erasmus zu einem guten Sparringpartner im geistigen Austausch machte. Doch vor allem setzte Erasmus seine Hoffnungen auf die Rückkehr Serenas.

Während der langen Zeit ihrer Entwicklung füllte Van ihren Kopf mittels ausgeteilter Lerntechnologie der Maschinen mit Fehlinformationen, falschen Erinnerungen, die er mit Details aus Serenas tatsächlichem Leben mischte. Einige Daten blieben hatten, andere musste er immer und immer wieder implantieren.

Gelegentlich führte der Roboter zaghafte Unterhaltungen mit seiner neuen Serena und fieberte den Tagen entgegen, wenn er mit ihr diskutieren und ihren Zorn und andere faszinierende Reaktionen provozieren konnte, genau wie damals. Aber obwohl sie erwachsen aussah, beharrte Rekur Van darauf, dass die Entwicklung des Klons noch nicht abgeschlossen war.

Mit der Zeit wurde Erasmus immer ungeduldiger.

Anfänglich hatte er angenommen, dass die Unterschiede zu der Serena, die er gekannt hatte, nicht von Belang

waren, denn das junge Mädchen musste zwangsläufig anders sein als die Frau, die aus ihr werden sollte. Aber je mehr der Klon sich dem Alter annäherte, das Serena bei ihrer ersten Begegnung gehabt hatte, desto beunruhigter wurde Erasmus. So hatte er sich das ganz und gar nicht vorgestellt.

Als dem tlulaxanischen Forscher klar wurde, dass er keine weiteren Verzögerungen mehr rechtfertigen konnte, führte er eilig die letzten Vorbereitungen durch. Serenas Klon wurde ein paar Tage lang in ein experimentelles Bad zur Verlangsamung des Zellwachstums getaucht, um die schnelle Alterung aufzuhalten, und als dieser Prozess abgeschlossen war, erschien Erasmus erneut in seinem majestätischen Gewand, um sie zu begutachten. Erst war ihr Wachstum beschleunigt, dann gebremst worden, und ihr schwacher Organismus hatte Unglaubliches durchmachen müssen.

Der Tlulaxa hatte alles daran gesetzt, seine Versprechungen einzulösen, doch Erasmus war sich jetzt nicht mehr so sicher. Denkmaschinen konnten notigenfalls jahrhundertelang warten. Wenn er beschloss, einen weiteren Klon anzufertigen, würde er ihn vielleicht lieber normal heranwachsen lassen, denn womöglich hatten sich durch die experimentelle Beschleunigung Fehler eingeschlichen. Der unabhängige Roboter setzte große Erwartungen in die neuerliche Zusammenarbeit mit Serena Butler. Nichts durfte ihm dabei im Wege stehen.

Nackt und tropfend stand der weibliche Klon vor ihm, während die gummiartige Flüssigkeit allmählich trocknete. Unter Einsatz aller Funktionen seiner optischen Fasern untersuchte Erasmus sie in mehreren Spektralbereichen. Die ursprüngliche Serena hatte er seinerzeit auf seinen zahlreichen Überwachungsmonitoren häufig nackt gesehen. Er war zugegen gewesen, als sie ihr lasti-

ges Kind geboren hatte, und er hatte sie persönlich operiert und sterilisiert, um weitere Schwangerschaften zu verhindern.

Nun trat Rekur Van mit einem hässlichen Grinsen auf sie zu, um sie zu untersuchen, doch Erasmus hob den kleinen Tlulaxa einfach hoch und schob ihn aus dem Weg. Er wollte nicht, dass Van ihn in diesem ganz besonderen Augenblick störte.

Serenas Leib tropfte immer noch, aber ihre Nacktheit schien sie nicht zu stören, obwohl die ursprüngliche Serena ohne Zweifel entrüstet gewesen wäre. Einer von vielen Persönlichkeitsunterschieden, die dem Roboter auffielen.

»Gefalle ich dir jetzt?«, fragte Serena und zwinkerte mit den lavendelfarbenen Augen. Sie hatte eine verführerische Haltung eingenommen, als wollte sie einen potenziellen Geschlechtspartner locken. »Ich möchte dir gefallen.«

Auf Erasmus' Flüssmetallgesicht bildete sich ein künstlicher finsterer Ausdruck, und seine optischen Fasern schimmerten gefährlich. Serena Butler war stolz gewesen, selbstständig und klug. Sie hatte ihre Gefangenschaft bei den Denkmaschinen gehasst, mit Erasmus gestritten und nach Gelegenheiten gesucht, ihm zu schaden. *Nie* hatte sie versucht, ihm zu gefallen.

»Was hast du mit ihr gemacht?« Erasmus wandte sich an den Tlulaxa. »Wieso hat sie das gesagt?«

Van lächelte unsicher. »Wegen der Beschleunigung musste ich ihre Persönlichkeitsentwicklung leiten. Ich habe sie nach dem weiblichen Normalverhalten geformt.«

»Weibliches Normalverhalten?« Erasmus fragte sich, ob dieser widerliche, weltfremde Tlulaxa die menschlichen Frauen etwa noch weniger verstand als er selbst. »An Serena Butler war nichts normal.«

Van schien sich zunehmend unwohl zu fuhlen. Er entschied sich, keine weiteren Entschuldigungen mehr vorzubringen, und verfiel in Schweigen. Erasmus dagegen interessierte sich mehr fur den Klon. Diese Frau sah wie Serena aus, ihr Gesicht war ebenso weich und im klassischen Sinne schon wie ihre Gestalt, und sie hatte bernsteinfarbenes Haar und ungewohnliche Augen.

Aber sie war nicht dieselbe. War ahnlich genug, um seine Erinnerungen an die Zeit, die er mit ihr verbracht hatte, zu stimulieren.

»Nenne mir deine Uberzeugungen hinsichtlich Politik, Philosophie und Religion«, forderte er sie auf. »Drucke deine leidenschaftlichsten Gefuhle und Ansichten aus. Warum bist du der Uberzeugung, dass selbst gefangene Menschen mit Respekt behandelt werden sollten? Erklare mir, wieso du glaubst, dass es einer Denkmaschine unmoglich ist, etwas der menschlichen Seele Vergleichbares zu erlangen.«

»Weshalb mochtest du uber diese Dinge reden?« Sie klang beinahe gereizt. »Sag mir, was ich darauf antworten soll, damit es dir gefallt.«

Sobald der Klon den Mund aufmachte, war die geliebte Ahnlichkeit mit der wahren Serena dahin. Obwohl diese Kopie exakt wie Serena Butler aussah, war ihr Inneres, ihre Art zu denken und sich zu verhalten, vollig anders. Die geklonte Version besaß kein soziales Verantwortungsgefuhl, keinen Lebensfunken, keinen Schimmer der Personlichkeit, die ihm so vertraut war und die ihm so viele interessante Probleme verursacht hatte. Das rebellische Wesen der wahren Serena Butler hatte einen ganzen Djihad ausgelost, diesem armseligen Ersatz hingegen fehlte jegliches derartiges Potenzial.

Erasmus sah den Unterschied im Funkeln ihrer Augen, im Schwung ihrer Lippen, in der Art, wie sie das nasse

Haar uber die Schulter warf Die faszinierende Frau, die er gekannt hatte, suchte er vergeblich

»Zieh dich an«, sagte Erasmus

Rekur Van, der von der Seite zusah, wirkte beunruhigt. Offenbar spurte er die Enttauschung des Roboters

Sie schupfte in die Kleider, die er ihr besorgt hatte und die ihre weiblichen Rundungen betonten Gefalle ich dir jetzt?«

»Nein Du bist leider inakzeptabel «

So schnell, dass die Bewegung des Flussmetallarms vor den Augen verschwamm, schlug Erasmus zielgenau zu. Er wollte diese missratene Kopie nie wieder sehen mussen, aber er wollte sie auch nicht leiden lassen Mit seiner ganzen robotischen Kraft trieb er ihr die scharfe Kante seiner formbaren Metallhand ins Genick und trennte ihr ohne Muhe den Kopf ab, als wurde er in seinem Gewachshausgarten eine Blume abschneiden Sie gab keinen Laut von sich, ihr Kopf fiel herunter, und der Korper kippte um und spritzte Blutfontanen auf den sauberen Laborboden

Was fur eine Enttauschung!

Zu seiner Rechten gab Rekur Van ein wurgendes Gerausch von sich, als hatte er vergessen, wie man richtig atmete Der Tulaxa taumelte ruckwarts, doch rings um das Labor standen Wachroboter bereit Auf den Tischen und in den Kafigen und Behaltern zitterten und klagten zahllose Versuchsopfer.

Erasmus ging einen Schritt auf den Genforscher zu. Dieser hatte die Hand erhoben, und sein Gesichtsausdruck kundigte bereits an, was als Nachstes geschehen wurde Wie immer wurde er versuchen, sich aus der Verantwortung zu stehlen »Ich habe mein Moglichstes getan! Ihre DNS stimmt vollkommen uberein, und alle korperlichen Charakteristika sind dieselben «

»Sie ist nicht dieselbe. Du hast die wahre Serena Butler überhaupt nicht gekannt.«

»Doch! Ich habe sie getroffen. Die Gewebeproben habe ich ihr persönlich entnommen, als sie Bandalong besucht hat!«

Erasmus verwandelte sein Flussmetallgesicht in einen ausdruckslosen Spiegel. »Du hast sie nicht *gekannt*.« Bestenfalls hatte er die Fähigkeit dieses Tlulaxa, Serena wiederzuerschaffen, überbewertet. Genau wie bei seinen eigenen Versuchen, die Gemälde Van Goghs bis ins kleinste Detail zu kopieren, kam das Imitat nie an die Vollkommenheit des Originals heran.

»Ich habe noch viel mehr Zeilen. Das war nur ein Versuch, wir können noch zahlreiche Klone machen. Beim nächsten Mal werden wir die Probleme bestimmt in den Griff bekommen. Dieser Klon war nur deshalb anders, weil er nicht die Erfahrungen der wahren Serena Butler gemacht hat und sich nie denselben Herausforderungen stellen musste. Wir modifizieren die virtuelle Wirklichkeit der Lernprogramme und lassen sie mehr Zeit ohne Sinneswahrnehmungen verbringen.«

Erasmus schüttelte den Kopf. »Sie wird nie das sein, was ich haben will.«

»Es wäre ein Fehler, mich zu töten, Erasmus! Du kannst immer noch viel lernen.«

Während er den Tlulaxa anstarrte, fiel dem wissbegierigen Roboter auf, wie widerlich er ganz objektiv war. Offenbar waren alle Abkömmlinge dieser verdammten Brut gleich. Van besaß keine der edlen Charaktereigenschaften, die bei so vielen anderen Menschenvölkern zu finden waren. Immerhin konnte ihm der kleine Mann noch von Nutzen sein, denn er bot neue Einblicke in die dunkle Seite der menschlichen Natur.

Das erinnerte ihn an eins seiner anregenden Schilder. *Ist es menschlicher, gut zu oder böse sein?*

Auf dem Flussmetallgesicht des Roboters erschien ein breites Grinsen.

»Warum schaust du mich so an?«, fragte Van nervös.

Auf ein stilles Funksignal von Erasmus hin näherten sich die Wachroboter und umzingelten den Tlulaxa. Für Van gab es kein Entrinnen.

»Stimmt, Rekur Van, ich kann noch viel von dir lernen.« Mit wehender Robe wandte er sich um und bedeutete den Wachrobotern, ihn zu ergreifen. »Ich habe in der Tat schon einige sehr interessante Experimente im Sinn …«

Der Tlulaxa schrie.

Steif und den Blick starr geradeaus gerichtet, saß Vorian Atreides auf der Brücke des Flaggschiffs. Während der letzten Wochen war seine Kampfeinheit durch den Raum gekreuzt, und die ganze Zeit über hatten Soldaten wie Soldner ihr hochspezialisiertes Übungsprogramm eingehalten. Es war keiner unter ihnen, der nicht die Tage bis zu ihrem nächsten Ziel zählte.

Als die Flotte in das Territorium der Synchronisierten Welten eindrang, ging Vorian im Kopf durch, was er den Denkmaschinen in der nächsten großen Schlacht an Waffen und Feuerkraft, an Soldaten und Ginaz-Soldnern entgegensetzen wollte. Von dem Zielplaneten hatte er zuvor noch nie gehört, aber dennoch war er entschlossen, ihn zu erobern und die Maschinenplage von der Oberfläche zu tilgen.

Politiker können mir gestohlen bleiben. Hier gehöre ich her und nirgends sonst!

In den Jahren nach Xaviers Tod und Diffamierung hatte Vorian sich ganz in den Krieg gegen Omnius gestürzt. Einen verfluchten Maschinenfeind nach dem anderen stellte er im Namen der Menschheit zum Kampf.

Vorian fühlte sich vom heiligen Willen Serena Butlers und Xaviers durchdrungen. Mit ihrer Kraft konnte er den Djihad weiterführen. Immer vorwärts. Erneut gelobte er, jede Denkmaschine, die ihm begegnete, zu zermalmen. Wenn nötig, würde er den nächsten Planeten als schwarze Brandnarbe im All zurücklassen, auch wenn dabei viele unglückselige Menschensklaven, die für Omnius schufteten, ihr Leben lassen müssten. Mittlerweile hatte der Primero gelernt, jeden Verlust an Menschenleben zu akzeptieren, solange er nur einen Sieg gegen die Denkmaschinen bedeutete.

Seine beiden liebsten Freunde waren jeweils auf ihre eigene Weise zu Martyrern geworden. Sie hatten gewusst, was sie taten, und waren bereit gewesen, größte Opfer zu bringen. Um des Djihads willen hatten sie nicht nur ihr Leben, sondern auch ihr Andenken dahingegeben und in Kauf genommen, dass die Wahrheit durch Mythen ersetzt wurde.

In einer vertraulichen Botschaft hatte Serena ihre Freunde Vorian und Xavier um Verständnis für das von ihr erbrachte Opfer gebeten. Später hatte Xavier sich geopfert, um die raubtierischen Machenschaften des Patriarchen und der Titulaxa auf den Organtürmen zu unterbinden, und hatte dabei Tausende von Menschenleben gerettet. Xaviers Entscheidung, Iblis' Namen nicht zu beschmutzen, war selbstlos und heldenmütig gewesen, denn er hatte sehr wohl gewusst, wie sehr es dem Djihad geschadet hätte, wenn der Große Patriarch als Betrüger und Kriegsgewinnler entlarvt worden wäre.

Sowohl Xavier als auch Serena hatten furchtbar und endgültig dafür bezahlt, doch sie waren sich über das, was sie taten, im Klaren gewesen. *Ich darf die Entscheidungen meiner Freunde nicht in Frage stellen*, dachte Vorian, und auf seinen Schultern lastete ein ganzes Universum der Trauer.

Und da begriff er, dass sein Teil der Bürde darin bestand, *sie nach ihrem Willen handeln zu lassen.* Er durfte dem Impuls, etwas an dem zu ändern, was Xavier und Serena getan hatten, nicht nachgeben. Er musste die Unwahrheiten im Raum stehen lassen, um langfristig etwas zu erreichen. Indem sie ihr Schicksal akzeptiert und dadurch ihr Ziel erreicht hatten, hatten Serena und Xavier zugleich Vorian zurückgelassen, damit er ihr Werk weiterführte und das unsichtbare Ehrenbanner für sie alle drei trug.

Keine leichte Aufgabe, aber das ist das Opfer, das ich erbringen muss.

»Wir nähern uns dem Zielplaneten, Primero«, meldete sein Navigator.

Auf den Bildschirmen des Flaggschiffs sah er einen unscheinbaren Planeten – dünne Wolken, blaue Ozeane, braune und grüne Landmassen. Und ein zorniger Haufen eigenartig schöner Kriegsschiffe der Maschinen, die sich zusammenzogen, um eine Verteidigungslinie zu bilden. Selbst aus dieser Entfernung sah man Mündungsfeuer an den kantigen Schlachtschiffen der Roboter aufblitzen, als sie einen wahren Hagelsturm von maschinengesteuerten Geschossen auf die Flotte der Liga losließen.

»Fahrt die Holtzman-Schilde hoch.« Vorian erhob sich und lächelte zuversichtlich den anderen Offizieren auf der Brücke zu. »Lasst die Ginaz-Söldner Landetrupps bilden und sich bereitmachen. Sobald wir die orbitalen Verteidigungslinien durchbrochen haben, schicken wir sie runter.« Sein Tonfall war geübt und selbstsicher.

Vor Jahrzehnten hatte Serena Butler diesen Djihad ausgerufen, um ihren ermordeten Sohn zu rächen. Xavier hatte an Vorians Seite gekämpft und viele Maschinenfeinde geschlagen. Und nun war Vorian entschlossen, diesen unmöglichen Krieg auch ohne seine Freunde bis zum

Ende zu führen. Nur so konnte er sicherstellen, dass das Opfer dieser Märtyrer nicht umsonst gewesen war.

»Vorwärts!«, rief Vorian, als die ersten Robotergranaten gegen den Holtzman-Schild prasselten. »Wir haben Feinde zu vernichten!«

Danksagung

Wir möchten all jenen danken, die zu diesem Buch beigetragen haben, insbesondere Frank Herbert, Beverly Herbert, Jan Herbert, Rebecca Moesta, Penny Merritt, Ron Merritt, Bruce Herbert, Bill Ransom, Howie Hansen, Tom Doherty, Pat LoBrutto, Sharon Perry, Robert Gottlieb, John Silbersack, Kate Scherler, Kimberly Whalen, Harlan Ellison, Anne McCaffrey, Paul Stevens, Eric Raab, Sterling E. Lanier, Lurton Blassingame, Lurton Blassingame Jr., John W. Campbell Jr., Catherine Sidor, Diane Jones, Louis Moesta, Carolyn Caughey, Damon Knight, Kate Wilhelm und Eleanor Wood.

HEYNE

DER WÜSTENPLANET

Mit seinem Wüstenplanet-Zyklus hat Frank Herbert ein atemberaubendes Panorama unserer Zivilisation in der Zukunft geschaffen, das aus dem Kanon der Weltliteratur nicht mehr wegzudenken ist.

DAS GRÖSSTE SCIENCE-FICTION-EPOS ALLER ZEITEN

Dieser Band versammelt erstmals bislang unveröffentlichte Erzählungen und Essays aus Frank Herberts Nachlass, die seiner Vision neue Facetten hinzufügen und so manches Geheimnis des Wüstenplaneten lüften werden ...

»*Der Wüstenplanet* ist ein Monument!«
Chicago Tribune

»Einzigartig in der Charakterisierung und dem ungewöhnlichen Detailreichtum dieser Welt – neben Tolkiens *Herr der Ringe* kenne ich nichts Vergleichbares!«
Arthur C. Clarke

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

ISBN: 978-3-453-52331-9 € 9,95 [D]
€ 10,30 [A]

WWW.HEYNE.DE